This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY
1969

Aufzeichnungen

des

Prinzen

Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer

aus

den Jahren 1848 bis 1850.

Historisches Institut
der Universität Leipzig
Seminar für mittlere
und neuere Geschichte

Zürich,
Verlag von Meyer & Zeller.
1861.

Institut für Allg. Geschichte
Abt. f. Allg. Gesch. d. Neuzeit
Universität Leipzig

Aufzeichnungen

des

Prinzen

Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer

aus

den Jahren 1848 bis 1850.

Historisches Institut
der Universität Leipzig
Seminar für mittlere
und neuere Geschichte

Zürich,
Verlag von Meyer & Zeller.
1861.

Institut für Allg. Geschichte
Abt. I. Allg. Gesch. d. Neuzeit
Universität Leipzig

DL218
F7

Vorwort.

Es sind bereits dreizehn Jahre verflossen, seitdem der Streit zwischen Deutschland und Dänemark über die rechtliche Stellung der Herzogthümer Schleswig und Holstein zu einander und zu diesem zum Ausbruche kam. Dennoch ist der Gegenstand in den Augen des großen Publikums nicht klarer geworden, sondern durch Einmischung anderer Interessen und Beimischung anderer Absichten haben sich die Urtheile über diese an sich einfache Sache mehr und mehr verwirrt. Ich habe mich deßhalb an die Umarbeitung einiger Aufzeichnungen gemacht, welche ich im Jahre 1849 und 50 niederschrieb, um manchem abtrünnigen Freund in den Herzogthümern es klar zu machen, daß nicht ich ihre Sache, sondern sie die von uns gemeinschaftlich betretene Bahn verlassen hatten; ferner daß nicht Fehler von meiner Seite die damalige provisorische Regierung in ihrer Handlungsweise gegen mich rechtfertigten, sondern daß die von ihr ausgehenden Störungen in meinem Wirkungskreise mir nichts übrig ließen, als mich aus allen öffentlichen Geschäften zurückzuziehen. Dem Drucke übergebe ich jetzt diese Arbeit nicht allein, um meine Erlebnisse im Sommer 1848 und meine Betrachtungen über die Begebenheiten der folgenden Jahre den Bewohnern Dänemarks

und der Herzogthümer vorzulegen, ſondern auch als Berichtigung mancher im Drucke erſchienener unglaublicher Behauptungen und als Anregung zu reiflicher Ueberlegung des Geſchehenen und des Kommenden, mit dem Wunſche, ihnen dadurch nützlich zu werden.

Wenn ich dieſen Zweck durch dieſe Veröffentlichung erreichen könnte, ſcheint er bei Weitem die Unannehmlichkeit zu überwiegen, welche mir aus manchem Widerſpruch entſtehen kann, der vermieden werden könnte, falls ich erſt nach meinem Tode gleichſam als Grabſchrift den Druck geſchehen ließe.

Da ich, um das angeführte Ziel zu erreichen, mich den Augen meiner Leſer als möglichſt unparteiiſch vorſtellen und überhaupt bei ihnen den Glauben an meine Wahrheitsliebe feſtſtellen muß, weil manches, welches ich anführen werde, ganz gegen das bisher Angenommene oder Verbreitete ſtreitet, ſo will ich eine kurze Schilderung meines Lebens, inſoweit es zu meinem politiſchen Standpunkte 1848 führte, vorangehen laſſen.

Einleitung.

Mein Vater war deutſch, meine Mutter däniſch, meine Großmutter engliſch. — Von Kindheit an wechſelte ich meinen Aufenthalt bald in Dänemark, bald in den Herzogthümern. — Deutſch und Däniſch ward in meiner Eltern und ſpäter in meinem eigenen Hauſe ohne Unterſchied geſprochen. — In meinem 17. Jahre reiste ich nach Genf, und nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt von dort nach Italien, Frankreich, England, und beſuchte auch zwei deutſche Univerſitäten bis zu meinem 24ſten Jahr, wo ich in aktiven Militärdienſt trat. — Daß bei einer ſolchen Abſtammung, Erziehung und Entwickelung von großem Nationalgefühl nicht die Rede ſein kann, wird Jeder einräumen müſſen. — Hierauf mache ich daher gar keinen Anſpruch, und ſehe darin mehr Beſchränktheit als Ausbildung des menſchlichen Geiſtes, bei dem jetzigen Standpunkt allgemeiner Bildung und unbeſchränkten Verkehrs. — Meine Motive ſind daher von jeher geweſen, dem anzuhängen und dasjenige zu vertheidigen, welches ich für Recht erkannte. — Ich würde mich im Jahr 1848 deshalb keinen Augenblick bedacht haben, falls ich das Recht auf däniſcher Seite geglaubt hätte, — mich für Dänemark zu ſchlagen, wie ich es für die Herzogthümer gethan habe. — Dieſe Gefühle haben es daher auch immer verhütet,

aß eine deutſche oder ſchleswig-holſteiniſche Cocarde oder Schleife an meiner Kopfbedeckung oder in meinem Knopfloche u ſehen geweſen ſind. — Nur eine wirkliche einige Nation der ein wirklich anerkannter Staat können in meinen Augen farben zeigen. Daß aber beides noch ſehr weit im Hintergrunde iegt, bedarf hier nicht bemerkt zu werden; daher iſt meine Antipathie gegen dieſe Cocarden- und Farbenmanie des Jahres 848 leicht zu erklären.

Wer das Rechte will, kann auch nur Wahrheit wünſchen nd nach ſeiner Ueberzeugung Wahrheit reden. — Dies zu hun habe ich auch nie geſcheut und genug bewieſen. — Ich alt daher immer für einen Oppoſitionsmann, aber man wußte ehr wohl bei der Regierung in Copenhagen, daß meine Op- oſition nur aus Intereſſe für die Sache, welche ich in Händen atte, herrührte. — Meine Berichte wurden von dem ſehr ein- eitigen Kriegscollegium allezeit berückſichtiget; bei Geſchäften, oo Thätigkeit erfordert ward, wurde ich am öfterſten verwendet, nd obgleich ich in allen meinen verſchiedenen Stellungen faſt edesmal von meinen Untergebenen mit Kälte empfangen urde, hatte ich doch die Satisfaktion, im Laufe der Zeit mir re Anhänglichkeit zu erwerben. — Unerachtet meiner oftma- gen Kritik über die Schritte der Regierung, war gewiß kein ſterer Anhänger der geſetzmäßigen Obrigkeit und der ſtrikten befolgung geſetzlicher Vorſchriften, als gerade ich. — Als die olitiſche Anregung im Herbſt 1830 durch Lornſen und einige iner Freunde gemacht ward, war es natürlich, daß ich mich leich feſter an die Regierung anſchloß, als meine damaligen einde unter den Ohrenbläſern des Königs Friedrich VI. er- artet hatten. — Es glückte dieſen Individuen daher auch nur en alten Mann dazu zu bewegen, mich durch Zurückſetzung

in meiner Beförderung im Militärgrade zu kränken; die Geſchä
und ſein perſönliches Wohlwollen erhielt er mir unausgeſetzt

Als Abgeordneter der Schleswig'ſchen Provinzialſtände-V
ſammlung trat ich mit mehreren Gleichgeſinnten in eine P
Centrum, mit dem Grundſatz, ſowohl der Regierung zu oppo
ren, wo ſie beſtehende Rechte und Verhältniſſe kränken woll
und zugleich ſie anzutreiben, auf geſetzmäßigem Wege die no
wendigen Verbeſſerungen in der Geſetzgebung und Adminiſt
tion vorzunehmen, als auch beſonders den ungereimten P
forderungen der Radikalen entgegen zu treten. — Dies glü
uns in mancher Beziehung, obgleich es bei einer prinziplo
büreaukratiſchen Regierung, deren einziger Grundſatz die Du
führung ihres collegialen Beſchluſſes iſt, höchſt mühſam u
ſchwierig bleibt; — eben weil die Regierung nur nach
Majorität ſtrebte und daher bald dieſe, bald jene Anſicht
ihrigen machte, wodurch denn auch Widerſprüche in die ga
Geſetzgebung kamen, welche zu traurigen Reſultaten füh
mußten. — Die Stellung als Abgeordneter legte mir die Pfl
auf, meine Meinung unverholen zu äußern, und da ich r
eine ſolche prinziploſe Regierung wie die Friedrichs VI. unmög
billigen konnte, ſo war ich natürlich gewöhnlich in der Op
ſition. Dieſe Regierung achtete keine beſtehenden Rechte, w
ſie glaubte, ſie bei Seite ſetzen zu können. — In Dänem
zeugen davon die Aufhebung der Realfideicommiſſe, nicht du
ein Geſetz, aber bei jedesmaligem Nachſuchen der Betheiligten;
Beſchränkung der Präſentationsrechte der Gutsbeſitzer und Sti
bei Predigerſtellen; die Umgeſtaltung der adeligen Klöſter ꝛc.; in
Herzogthümern die Auflegung der Grund- und Benutzungsſte
der Reichsbankſteuer u. ſ. w. — Dieſe Regierung war a
außerdem ſo unwiſſend, kraftlos und feige, daß Dänemark n

allein ſeine ganze Flotte und den größten Theil ſeiner Handelsſchiffe einbüßte, ſondern, nach einem ſiebenjährigen unnöthigen Kriegszuſtand gegen England, der die Finanzen und die Erwerbsquellen des Landes erſchöpfte, auch Norwegen verlor, weil die große Rolle, die der däniſche Staat 1813 hätte ſpielen können, nicht allein unbenutzt blieb, ſondern gerade das Gegentheil alles deſſen geſchah, welches hätte geſchehen müſſen, wodurch denn das traurige Reſultat erreicht ward. — Damit aber nicht genug, ward der Ruin des Landes nun noch nach dem Frieden von 1814 bis 1835 fortgeführt, indem der Hofſtaat und die Apanagen der Königlichen Familie nicht nach den verminderten Kräften des Landes beſchränkt wurden, indem eine ſchlechte Adminiſtration in allen Zweigen der Verwaltung ohne höhere Controle geführt, und, je kleiner der Staat, deſto größer verhältnißmäßig der Beamtenſtand ward, nach dem Grundſatz, daß nicht das Amt einen Beamten, ſondern der Beamte ein Amt erfordere. — Die Staatsſchuld vermehrte ſich daher durch ein jährliches Deficit auf erſchreckende Weiſe, und nur den fortgeſetzten Vorſtellungen der verſchiedenen Provinzialſtändeverſammlungen gelang es, dieſem Unfug im Jahre 1839 ein Ende zu machen. — In dem Finanz-Comité der Schleswig'ſchen Provinzial-Ständeverſammlung ward ich jedesmal gewählt und trat dabei ſehr in Oppoſition mit den Anſichten der Regierung. — Das Intereſſe der ländlichen Bevölkerung, wo es bei neuen Geſetzen gefährdet ſchien, ward von mir beſonders vertheidigt und dies erwarb mir das Vertrauen dieſer Klaſſe des Volks. — Meine Verhältniſſe als Gutsbeſitzer hatten mich auch in Verbindung mit vielen Leuten gebracht, die die Ueberzeugung gewannen, daß ich ſtets nur das als richtig Erkannte zu befördern wünſchte, und keine Mühe noch Opfer ſcheute, dieſen

Zweck zu erreichen. — Dies zusammen genommen erwarb
eine Popularität, welche die Ernennung zum Statthalter
wirkte, wie ich im Folgenden zeigen werde.

Nachdem das fortgesetzte Klagen und Vorstellen der verschi
nen Ständeversammlungen der Jahre 18$^{25}/_{26}$ und 1838 sowohl
Dänemark als den Herzogthümern, der ganzen Bevölkerung
Augen über die Regierungsweise Friedrich VI. geöffnet ha
entschlief dieser Mann, der als Privatmann eine liebe
geachtete Persönlichkeit gewesen wäre, der aber als Reg
nur mit Betrübniß auf seine Laufbahn zurückblicken kon
doch ist auf seine vernachläßigte Erziehung und das junge Al
in welchem er die Regierung ergriff, mehr Schuld zu wer
als auf eine mangelhafte intellektuelle und moralische Beschaf
heit. — Er kannte die Welt nur aus seinem Leben in Dä
mark, und hatte sich daher weder Menschenkenntnisse noch
litischen Scharfblick erwerben können. — Die Entbehrung a
gründlichen Vorkenntnisse brachte seine Liebe zur Thätig
auf Aeußerlichkeiten und Nebensachen, ohne den Geist und
Zweck der verschiedenen Gegenstände derselben zu erfassen.
So ging es ihm mit dem Militär, dem er eine ganze Um
staltung in seiner Regierungszeit, nicht nur ein, sondern m
rere Male gab, die aber stets bei der Aeußerlichkeit blieb.
ward die Uniform verändert, die Eintheilung anders bestim
die Exercierreglements umgearbeitet; dabei aber nur nachgeah
was diese oder jene Großmacht gethan hatte. Die eigentl
Frage, wie viele und welcher Art Truppen der dänische St
bedurfte, wie viele es ohne finanziellen Schaden halten kon
oder wie viel es aus politischen Rücksichten halten mußte,
seine Kräfte besser zur See oder zu Lande angewendet wer
konnten, ob aus seiner geographischen Beschaffenheit ganz bes

dere Vertheidigungskräfte durch diplomatische Verhandlungen zu ziehen waren, — alles dieses wurde nicht gehörig berücksichtigt im Staatsrathe Friedrichs VI. — Er selbst und einige seiner Adjutanten dachten sich die Sache aus, daß man so viele Jäger und so viele Cürassiere, Dragoner, Lanciers und Husaren haben müsse, mit verhältnißmäßig auf dem Papier registrirter Artillerie, damit theils die Armeeliste eine Art Ansehen bekäme, dann aber auch damit man jährlich einige Manöver abhalten könne. — Im Jahre 1807 führte der damalige Kronprinz Krieg in Holstein, wo kein Feind war, während die Engländer Seeland bedrohten, besetzten und die Flotte raubten; — 1813 versammelte man die Truppen auf Seeland, während der Kronprinz von Schweden Norwegen in Holstein eroberte. — — Nicht unrichtig machte ein Witzbold die Bemerkung, daß Alles verloren gegangen sei, aber die Armee sei doch glücklich gerettet.

Wie im Militär, so ging es auch im Civil, z. B. mit den Volksschulen. Einer seiner Adjutanten hatte eine Reise nach Frankreich gemacht und sich dort mit der Einrichtung des „gegenseitigen Unterrichts" in den Schulen bekannt gemacht. Um sich einen selbstständigen Einfluß beim König zu verschaffen und sich dadurch den Weg zu höherer Beförderung zu eröffnen, arbeitete der Mann einen weitgreifenden Plan zur Einführung des wechselseitigen Unterrichts in Dänemark und den Herzogthümern aus. Natürlich war dabei gar keine Rücksicht darauf genommen, ob eine kleine Zahl von Schulen in einer übergroßen Bevölkerung, dies System nöthig machte, oder ob die Mittel der Durchführung aus öffentlichen Geldern oder aus Communal- oder Privatkassen flössen, nein! Die wechselseitige Lehrmethode wurde in Frankreich mit Nutzen betrieben, also sollte sie auch in unserem Lande die zweckmäßigste sein. — Der Um-

bau der Schulen mußte bei der großen Zahl derſelben natü
den Communen unberechenbare Koſten veranlaſſen, die S
lehrer mußten eine ganze Umgeſtaltung des Unterrichts an
men, die Schulſeminare eine veränderte Ausbildung der S
lehrer anfangen, die Prediger, als Inſpektoren der Sch
ihres Kirchſpiels, auch ihre Unbekanntſchaft mit ſolchen I
rungen eingeſtehen, kurz das ganze Land ward durch eine ſ
weiteingreifende Angelegenheit berührt. Dies war dem Kö
gar nicht in den Sinn gekommen und es wollte ihm auch
einleuchten, als von den Canzleien bis zu den letzten Behö
Alles ſich dieſer Maßregel widerſetzte, und auf die unendl
Schwierigkeiten aufmerkſam machte. Der Adjutant Abraha
ſtellte vor, daß es nur die gewöhnliche Abneigung aller Bea
gegen neue Einrichtungen ſei, und daß, wenn man ihm
Sache in die Hände gäbe, ſie leicht durchzuführen ſei. — E
den Eingriff in die Rechte oder Kaſſen der Communen zu ah
oder zu faſſen was es heißt, bei einer unumſchränkten R
rungsform alle Stufen der Büreaukratie zu überſpringen, w
Abrahamſon mit einigen nichtsſagenden Leuten in eine C
miſſion geſetzt, deren eigentliche Leitung er nicht allein ſich
maßte, ſondern er correſpondirte ſelbſtſtändig mit allen Behö
ohne Rückſicht auf den vorſchriftsmäßigen Geſchäftszug.
unermeßlichen Koſten für's Land und bei faſt gar keinem N
ſchlief dieſe Sache nach und nach ein, nicht weil man hi
Orts das Verfehlte dieſer Maßregel erkannte, ſondern
Abrahamſon aus der Gunſt verdrängt ward, in die er ſi
ſetzen gewußt hatte. — Dies beweist, wie höhere Regier
grundſätze von Friedrich VI. aufgefaßt wurden, währen
mit der größten Gewiſſenhaftigkeit auf ſeinen Reiſen
Spritzen und Gefängniſſe, die Schulen und Hebungsbüche

Beamten, zwar alles in Eile, aber doch mit einer Art Sachkenntniß nachsah. — Daß man solche Prinzipien unmöglich billigen, noch weniger bewundern konnte, wird Niemand mir vorwerfen, und daß ich meine Ansicht darüber rücksichtslos aussprach, wird Jedermann, der mich kennt, gewiß nicht befremden. — Deßhalb darf meine Opposition aber nicht mit einer systematischen Widersetzung gegen alle Regierungsmaßregeln verwechselt werden. — Der alte König wußte das auch recht gut, und liebte es auch, wenn er allein mit mir war, meine Ansicht gerade heraus zu hören. Wenn sie ihm dann bisweilen zu kraß erschien, sagte er „Hüm!" oder er lachte laut auf, wenn er äußerte, daß dieser oder jener Minister ganz anders über die Sache dächte. — Die Gutmüthigkeit, womit er aber solche Bemerkungen aufnahm, auf der einen Seite, und der Eifer, mit welchem er geringe Sachen betrieb, die er als Regierungssachen betrachtete, anderseits, beweisen, wie herrlich seine Regierung hätte werden können, falls er die nöthigen Kenntnisse und Einsichten, welche zum Regieren gehören, besessen hätte. — Seine Gerechtigkeitsliebe, mit Ausnahme, wo sein persönliches Interesse oder seine vermeintliche Autorität in Betracht kam, war sehr hervorragend. — Niemand wandte sich umsonst an ihn, der um rechtliches Gehör bat, oder über Unterdrückung klagte. — So war er auch gerecht gegen die verschiedenen Nationalitäten seiner Unterthanen, und gerecht in den Beziehungen der politischen Stellung Dänemarks zu den Herzogthümern und dieser unter sich. — Er tastete die Unabhängigkeit der Herzogthümer vom Königreich nicht an, wenngleich er nicht dieselbe offen einräumte; dies hatte aber gar keinen nationalen oder dynastischen Grund, sondern man muß die Ursache hierzu in der verschiedenen rechtlich oder vermeintlich begründeten

abſoluten Regierungsgewalt ſuchen, welche zu behaupten er bemüht war. — Er wollte nichts von Verfaſſungsrechten Herzogthümer hören, und um dies möglichſt unberührt zu laſ wurden die ſchlimmſten Fehler ſeiner Regierung begangen. Die wiederholten Staatsbankerotte, die ſtets durch die ge widrige Vermehrung des Papiergeldes herbeigeführt wurd hatten beſonders ihre Urſache darin, daß man in den Herzogt mern ungerne neue Steuern einführen wollte, weil man Jahr 1802 die große Oppoſition fand und doch das Geld n entbehren konnte. Man wollte den Herzogthümern das Ste bewilligungsrecht nicht einräumen, weil man ihre Selbſtän keit dadurch anerkannt hätte, man fürchtete aber, daß die S mehr zur Sprache kommen möchte, und daß die Unklar welche ſowohl bei Dänen als Deutſchen über die rechtlic Verhältniſſe in politiſcher Beziehung herrſchte, mehr Luft bek men könnte, und dadurch ſowohl die unumſchränkte Re rungsform als die weibliche Erbfolgeordnung gefährdet werd möge. — Welche Prinzipien!? — Geldfälſchung, die z vollkommenen Nationalbankerott führte, denn kaum iſt Jem in ganz Dänemark, der ſagen könnte, er beſäße, was er Anfange des Jahrhunderts beſeſſen hatte. — Die innern V hältniſſe des Reiches lieber im Dunkeln laſſen, damit dereinſt, wie geſchehen, zum unendlichen Schaden des Gan wie der einzelnen Theile, durch Partei-Exaltation ans L gezogen wurden. — Wäre es nicht die Pflicht eines gewiſſ haften und einſichtsvollen Regenten geweſen, ſolches Ungl durch gegenſeitige Verſtändigung zu vermeiden, und ſei Unterthanen und das ganze Land gegen innern Unfried zu ſchützen? — Hierzu ſchien Friedrich VI. ganz beſ ders aufgefordert, weil ſeine Kinder doch nicht die nächſt

Erben ſein konnten, er alſo gleichſam über den Parteien ſtand. Aber ſtatt dieſes zu thun, ſuchte er im Gegentheil die großen Mächte zu bewegen, alle Erbberechtigten zu beſeitigen, indem ſie den däniſchen Thron ſeiner jüngſten Tochter garantiren ſollten. — Dies Projekt ſtockte bei ſeinem Tode und ſo ging dieſe wichtigſte Landesſache mit der Krone an Chriſtian VIII. über, wo ſie freilich in nicht glücklichere Hände fiel, weil dieſer theils aus Vorliebe für ſeine Schweſter, theils aus Abneigung gegen den nächſten Agnaten, einen Weg ergriff und Mittel anwendete, die alles Recht zu beſeitigen ſuchten. — Doch bevor ich dies berühre, muß ich über die Perſönlichkeit des Königs reden, damit dadurch ein richtiges Urtheil über ſeine Regierung zu fällen erleichtert werde, — ſende aber die Bemerkung voraus, daß, wie ſtrenge ich auch Chriſtian VIII. als König beurtheile, wir gegenſeitig eine große perſönliche Zuneigung zu einander hegten, und ich werde ihm ſtets von ganzem Herzen dankbar ſein für das feſte Vertrauen, welches er in mich als Ehrenmann ſetzte, und die freundliche Weiſe, in welcher er meine oft ſehr ſcharfen Bemerkungen über ſeine Politik aufnahm. — Chriſtian VIII. war mit hervorragenden Eigenſchaften ausgerüſtet, die zwar durch eine vernachläſſigte Erziehung nicht zu der Ausbildung gelangt waren, deren ſie fähig geweſen wären, aber durch ſpätern Fleiß und Verkehr mit gelehrten Leuten hatte er ſich ſehr vieles Wiſſen angeeignet und ſeinem Verſtande eine Schärfe gegeben, die nur durch ſeinen gänzlichen Mangel an Muth oft geringer erſchien, als ſie es in der That war. Dieſe Entbehrung ſowohl des phyſiſchen als moraliſchen Muthes legte ſeiner übergroßen Heftigkeit die Zügel auf und ließ ihn ſtets mit einem Schein von Milde und Güte erſcheinen, welcher Jedermann angenehm an ihn heranzog. — Dies be-

nutzte der König in vollem Maße, indem er bei seinem Ho die Schranke der Etiquette sehr erweiterte, und auf seine Reisen im Lande sie eigentlich ganz abschaffte; daher jed gebildete Mann freien Zugang zu seinem geselligen Verkel hatte, des Königs Liebenswürdigkeit und Bildung allgemein Anerkennung fand, und ihm einen hohen Standpunkt in d Achtung und Anhänglichkeit seines Volkes verschafft haben würd wenn nicht allezeit eine gewisse Zweideutigkeit über seine Vo liebe für eine oder die andere Nationalität seiner Unterthane und damit Furcht vor Bevorzugung oder politische Einwirkun verbreitet gewesen wäre. — Wenn der König in Dänema reiste, war er mehr als Landesvater unter seinen Kinder sympathisirte mit den Gefühlen und Gesinnungen, welche si rein dänisch darlegten, er vermißte dahingegen die höhere wi senschaftliche Bildung, welcher er so großes Gewicht beilegte.

Sobald er in die Herzogthümer kam, trat er mehr als Lande herr auf; er war stets mehr zurückhaltend in seinen öffentliche Aeußerungen, dabei merkte man ihm aber deutlich an, wie ang nehm ihn der gesellige Verkehr ansprach, und wie der mehr aristo kratische Ton für ihn eine gewisse Erleichterung im tägliche Lebensumgange darbot. — Hierauf gründeten sich die gege seitigen Befürchtungen in den zwei Nationalitäten. — D Herzogthümer fürchteten, daß sie der Vorliebe des Königs fü Dänemark als Opfer fallen möchten, und die Dänen fürchtete einen aristokratischen Einfluß aus den Herzogthümern.

Das Benehmen des Königs in Norwegen im Jahre 181 und die unter ihm daselbst gegebene Verfassung, seine spät in Italien bewiesene Theilnahme für eine freie politische En wickelung, und seine bis zu seiner Thronbesteigung gezeig Zuneigung zum constitutionellen System, hatten in Kopenhage

bei der liberalen Partei den Glauben erregt, daß ſein erſter Schritt als König die Ertheilung einer demokratiſchen Verfaſſung ſein würde. Hierin getäuſcht, bot dieſe Partei alles auf, die allgemeine Stimmung gegen ihn aufzuhetzen und bei der Feierlichkeit ſeiner „Silbernen Hochzeit“ und „Krönung“, ſprach ſich kein großer Enthuſiasmus aus, welches ihn perſönlich afftzirte. Seine nachfolgende Reiſe durch Jütland, wo der Empfang ein wärmerer war, linderte ſeine Gereiztheit; der ausgezeichnete Enthuſiasmus, mit dem er überall in den Herzogthümern empfangen wurde, und der ſeine Reiſe von Colding bis Altona und nach Kiel zurück als einen Thriumphzug darſtellte, wie auch der große Zudrang des ganzen Adels und aller Beamten nach Ploen, um ihre Huldigung bei ſeiner Geburtstagsfeier daſelbſt an den Tag zu legen, ſtimmten das königliche Gefühl ſehr zu Gunſten der Herzogthümer und ihrer Bevölkerung. — Ein kalter Empfang bei ſeiner Rückkehr nach Copenhagen wirkte aber dämpfend hierauf, weil eine Hauptſchwäche Chriſtians VIII. in dem Beſtreben beſtand, ſogenannte Popularität zu genießen. Der Liebe und Anhänglichkeit der Herzogthümer verſichert, ergriff er daher verſchiedene Maßregeln, um das däniſche Volk mehr zu gewinnen, und leider auch einige von denen, welche gerade den Intereſſen und Anſichten in den Herzogthümern widerſtritten, z. B. die Gangbarmachung des Reichsbankgeldes als Scheidemünze, die Einführung der däniſchen Gerichtsſprache im nördlichen Theile des Herzogthums Schleswig ꝛc. — Die Diskuſſion in der Schleswigſchen Provinzialſtändeverſammlung über dieſen Gegenſtand und ein zu dem Ende in Gang gebrachter Adreſſenſturm ſchwächte ſehr das Vertrauen der Herzogthümer zum Könige; es verbreiteten ſich dabei auch Gerüchte über eine beabſichtigte Trennung der Statthalterſchaft und des

Generalcommando's in eine und eins für jedes Herzogthum welches eine sehr deutlich ausgesprochene Mißstimmung i Lande hervorrief. — Der König, welcher nichts weniger als e Gönner demokratischer Verfassungen war, fürchtete nun, da er das Gegengewicht, welches die Herzogthümer ihm gegen d Kopenhagener Parteien boten, durch ihre Abkühlung verlieren möchte, glaubte es nöthig, eine Manifestation für die Gesinnun der Herzogthümer machen zu müssen, und benutzte dazu d Gelegenheit des Abganges des derzeitigen Statthalters Landgra Friedrich von Hessen-Cassel. — Es war zugleich auch, den be ständigen öffentlichen Aeußerungen im Lande über die veralteten Mitglieder des Ministeriums zufolge von einem Ministerwechsel, oder wenigstens einer theilweisen Erneuerung des Ministeriums die Rede, so daß sich dem König eine Gelegenheit darbot, für beide Parteien etwas im beruhigenden Sinne zu thun.

Wie ich oben gesagt habe, genoß ich dermalen sowohl bei den Truppen als im Lande überhaupt ein nicht unbedeutendes Vertrauen. Der König hatte mir im Dezember des Jahres 1841 die sämmtlichen Berichte einer Commission zur Reorganisirung der Armee, mit dem Befehl darüber zu berichten, mittheilen lassen, und ich hatte diese Arbeit in der ersten Hälfte des Februars 1842 beendigt und überreicht. Der König hatte mir seine Zufriedenheit mit meiner Arbeit ausgesprochen, ich hielt mich folglich für weitere Verhandlungen entledigt. Am 7. März erhielt ich per Estafette einen Brief vom Könige, der mich bat, am 10. d. M. in Kopenhagen mit dem Dampfboot einzutreffen, indem er über einige Militär-Angelegenheiten mit mir zu conferiren wünsche. Dies war mir auffallend, weil nicht gesagt war, welche Punkte diese Conferenz betreffen sollte, und ich brachte es mit dem umlaufenden Gerüchte über eine Trennung

des Generalcommando's in Verbindung. — Bevor ich mich alſo am 9. März in Kiel einſchiffte, hatte ich eine Conferenz mit dem Etatsrath Falk, in welcher ich mir ſeine Meinung erbat, ob ich den Intereſſen der Herzogthümer in Betreff ihrer rechtmäßigen Unzertrennlichkeit entgegen treten würde durch Annahme eines dieſer projektirten Commando's, weil ich dann lieber meine Entlaſſung einreichen wolle. — (Dies führe ich an, weil es auf meine künftige Handlungsweiſe Licht wirft). — Als ich in Kopenhagen angekommen war, ſagte mir der König, daß er wünſche, ich möge mit dem fungirenden Generaladjutanten über die Organiſirung der Armee conferiren, weil einige Punkte noch Schwierigkeiten darböten. Dieſem Befehl folgte ich den nächſten Tag, und nachdem der Generaladjutant ſowohl als ich unſere Anſicht dem Könige vorgelegt hatten, ward Alles beendigt und beſchloſſen. (Ich glaube hier zu meiner nachträglichen Rechtfertigung bemerken zu dürfen, daß die Reorganiſation der Armee im Jahre 1842 dennoch nicht nach meinem Vorſchlag und nach meiner Anſicht ausgeführt wurde, obgleich man mir ſpäter oft die Schuld für manche Mängel derſelben aufgebürdet hat.)

Eine Selbſtfolge war, daß ich meinen Aufenthalt in Kopenhagen als beendet anſah und den König um Erlaubniß bat abreiſen zu dürfen; ich erhielt aber zur Antwort, daß es ſein Wunſch ſei, mich noch einige Tage dort zu behalten, weil Geſchäfte vorlägen. Nicht einſehend, welche Geſchäfte mir obliegen könnten, fragte ich Tags darauf den dienſtthuenden General adjutanten, was wir denn noch abzumachen haben würden, und ward ſehr überraſcht, als dieſer mir ſagte, man denke daran mich zum Statthalter in den Herzogthümern zu machen. In der Vermuthung vielleicht meine Entlaſſung nehmen zu müſſen um in meiner Anſicht über die Unzertrennbarkeit der Herzog-

thümer consequent zu bleiben, war ich nach Kopenhagen gereist, und fand nun, daß man gerade mich ausersehen habe, um ihre Einheit zu repräsentiren, denn anders war die damalige Stellung des Statthalters nicht. Dies konnte mit Fug mich sehr überraschen. Meine politische Ansicht in dieser Beziehung hatte ich wiederholt in den Ständeversammlungen ausgesprochen, und im täglichen Leben nie damit zurückgehalten. Der König kannte sie vollkommen, wie er auch wußte, daß ich meiner Ueberzeugung nie zuwider handeln würde. — Wenn er mich daher zum Statthalter ernannte, so hieß dies die Untrennbarkeit der Herzogthümer öffentlich anerkennen. — Aus diesem Gesichtspunkte faßte ich die Sache auf, und obgleich es mir völlig klar war, daß ich in vielen Beziehungen eine schwierige Stellung einnehmen würde, hielt ich es für meine Pflicht, sie nicht abzulehnen. — Um die allgemeine Aeußerung des Generaladjutanten näher zu ergründen, wandte ich mich Tags darauf an meinen alten Freund, den derzeitigen Staatssekretär Adler, und fand sie durch ihn bestätigt, äußerte deßhalb gegen ihn, daß ich nicht ohne weiteres auf die Sache eingehen könne, weil der öffentliche Grund, über die politische Stellung der Herzogthümer, und der private Grund, über das Gehalt, welches mir zugelegt werden würde, um dem nöthigen Aufwand, welchen der Posten erforderte, zu begegnen, vorhergehende Verhandlungen erforderten. — Adler übernahm es, dieß einzuleiten, und in Folge dessen beschied der König mich zu einer Unterredung wenige Tage später. Ich sprach mich in derselben dahin aus, daß es meine unerschütterliche Ansicht sei, daß die Herzogthümer rechtlich unzertrennbar wären, und erklärte nur unter der Bedingung das Amt übernehmen zu können, daß in ihrer gegenseitigen Stellung keine Aenderung eintreten würde. Der König

äußerte, daß Ersteres allerdings nicht seine Ueberzeugung sei, allein es würde auch keine Aenderung der bestehenden Verhältnisse von ihm beabsichtigt, und eine Verschiedenheit der Ansichten würde daher zu keiner Collision führen können. Jedenfalls hege er zu mir das feste Vertrauen, daß ich meine Stellung nicht mißbrauchen würde, wo meine Ansichten von den seinigen abwichen, — worauf ich damit schloß, daß meine Stellung eine administrative sein würde; die Versicherung daher, daß die bestehenden Verhältnisse zwischen den Herzogthümern erhalten werden sollten, mir genüge, und daß ich als Beamter meine Pflicht zu thun wisse, dessen sei er ja überzeugt, wie ebenfalls davon, daß ich als Ehrenmann keine Minute länger dienen würde, als ich es mit meiner Ueberzeugung vereinbar finden würde. — Die Conferenz schloß hiermit, und meine Ernennung zum Statthalter, wie zum commandirenden General in den Herzogthümern erfolgte in einigen Tagen.

Im derzeitigen Ministerium rief dieselbe verschiedenartigen Widerspruch hervor, namentlich wollte der damalige Präsident der Schleswig-Holsteinischen Kanzlei, Graf Otto Moltke, durchaus sie nicht billigen, und bot seine Entlassung an, die der König willig annahm und mich zu Rathe zog, welchem Manne aus den Herzogthümern er diesen Posten übertragen solle. — Er wünschte einen populären und besonnenen Mann, der die dortigen Verhältnisse genügend kenne. — Ich nannte ihm den damaligen Amtmann des Amtes Rendsburg Graf Reventlow-Criminil als eine äußerst angenehme Persönlichkeit, der durch seine vieljährige Stellung als Auskultant im Schleswig'schen Obergericht, später als Amtmann höchst geachtet, als Vicepräsident der holsteinischen Ständeversammlung sich das Vertrauen des Landes erworben habe und nach meiner Meinung sich völlig

qualificire. Es kam aber nicht gleich zur Entſcheidung, und ich verließ Kopenhagen, um am 31. März meine Aemter zu übernehmen. An demſelben Tage erhielt ich per Eſtafette einen Brief des Königs mit Einlagen an den Grafen Criminil, und den Auftrag, denſelben zur Annahme der Präſidentur zu bewegen. Dies geſchah auch ſofort, indem er gerade anweſend war, und auf ſolche Weiſe hatte der König ſeine Abſicht, eine vortheilhafte Stimmung in den Herzogthümern hervorzurufen, und alle Gerüchte über veränderte Stellung derſelben niederzuſchlagen, erreicht, indem er zwei Perſonen auf die höchſten Poſten geſtellt hatte, welche von Jedermann als ganz durchdrungen von dem Recht der Herzogthümer anerkannt wurden. Leider hat die Zukunft gezeigt, daß hiermit nur eine einſtweilige Täuſchung beabſichtigt ward, und die nach und nach eintretende Zurückhaltung des Königs gegen mich, mit Beziehung auf ſeine Regierungsmaßregeln, zeigten mir bald, daß meine Stellung nur eine vorübergehende ſein konnte, und daß es nicht Ernſt mit einer gründlichen Adminiſtrativ-Reform ſei. — Indeſſen war der erſte Effect ſehr eklatant, und als der König in demſelben Sommer eine Reiſe durch beide Herzogthümer machte, war der allſeitige Empfang ein ſo herzlicher und feierlicher, wie er es nur wünſchen konnte.

Da ſich in den Herzogthümern über meine Wirkſamkeit als Statthalter ſehr verſchiedene Anſichten ausgeſprochen haben, ſo darf ich mir hier wohl eine kurze Darlegung meiner Stellung erlauben, weil Manchem es einleuchten wird, wie oberflächlich und einſeitig über alle Männer in amtlicher Stellung gewöhnlich abgeurtheilt wird. — Nachdem der alte Landgraf Carl von Heſſen-Caſſel während 69 Jahren den Poſten des Statthalters verwaltet hatte, war der früher ſo einflußreiche

Geschäftskreis, welcher die Präsidentur der beiden höchsten Gerichtshöfe, die ganze Administration mit Ausnahme der Finanz- und Domainenverwaltung in sich faßte, bis auf den Punkt herabgesunken, daß thatsächlich nur das Concessioniren von herumziehenden Musikanten, Schauspielern und wilden Thieren das selbstständige Geschäft des Statthalters verblieben war. — Es stand ihm zwar frei über Alles und Jedes unmittelbar an den Landesherrn zu berichten, aber meine Vorgänger hatten dies nur selten benutzt, weil ihre Berichte den verschiedenen Immediatcollegien zum Bedenken mitgetheilt wurden, welche dann nichts eiliger zu thun pflegten, als mit einem gewissen Superioritätsanstrich gleichsam den Statthalter zu beklagen, daß er etwas besser als sie wissen wollte. Das Resultat solcher Eingaben war deßhalb völliges Ignoriren von Seiten des Regenten oder eine gelegentliche spitzfindige Bemerkung der Immediatcollegien, unter irgend einem Prätext, an die Statthalterschaft. Wie gesagt dies große Vorrecht des Statthalters war ganz abgekommen, und man betrachtete seine Stellung mehr oder weniger als eine bloße Sinecure. Daß ich nicht der Mann sei, eine Sinecure zu füllen, wußte die ganze Welt, daher die verschiedensten Ansichten über meine Stellung im Lande herrschten. Darin waren fast alle einig, daß die Selbstständigkeit der Herzogthümer einen Vertreter durch meine Ernennung gefunden habe, und so lange ich den Posten inne haben würde, man sich in dieser Beziehung beruhigen könne. Von meiner Thätigkeit und Neigung zu durchgreifenden Maßregeln, erwarteten Viele eine Belebung der Administration, aus demselben Grunde fürchtete aber besonders ein großer Theil der Beamten, daß ihnen Ungelegenheit erwachsen möchte. Namentlich war dies in den dermaligen Regierungscollegien der Fall, deren Oberpräsi-

dent ich nominell war. Es mochten wohl einige der Mitglieder derſelben die beſchränkte Anſicht hegen, daß ich meine Stellung dazu mißbrauchen werde, frühere Streitigkeiten, welche ich als Gutsbeſitzer mit den Collegien gehabt hatte, jetzt dieſelben wieder fühlen zu laſſen.

Mein erſtes Auftreten konnte unter ſolchen Umſtänden nur ein höchſt vorſichtiges ſein, und um über die Abſichten des Königs ſowohl ins Klare zu kommen, als auch das Vertrauen des ganzen Beamtenſtandes mir durch ruhiges Beobachten zu erwerben, beſchränkte ich meine Wirkſamkeit größtentheils auf eine Privatcorreſpondenz mit Erſterem, in welcher ich ihm die vorhandenen Mängel und meiner Anſicht nach wünſchenswerthen Verbeſſerungen mittheilte. Dies hatte dann zur Folge, daß es mir bald klar ward, der König habe nichts anderes mit meiner Ernennung bezweckt, als die Aufregung in den Herzogthümern zu beſchwichtigen, während er andere Wege einſchlagen wolle zu ſeinem endlichen Ziele zu gelangen, und ich gab die Hoffnung faſt auf, jemals etwas wahrhaft Gedeihliches durchführen zu können.

Kaum war ein Jahr in ſolcher Weiſe vergangen, als ſchon vielſeitig im Lande geäußert ward: „Man habe ganz etwas anderes vom Statthalter erwartet, es geſchehe ja nichts und man bemerke nicht, daß das Amt in kräftigere Hände gekommen ſei ꝛc.“ Ich hatte mich indeſſen ſehr mit der Geſchäftsführung des Regierungscollegiums beſchäftigt und mußte zu dem Reſultat kommen, daß die Inſtruktion deſſelben eine durchaus mangelhafte ſei. Zu wiederholten Malen hatte ich den Präſidenten deſſelben aufgefordert, über beſtimmte feſtſtehende Grundſätze in der Verwaltung eine Discuſſion zu veranlaſſen, die endlichen Reſultate derſelben als allgemeinen Leitfaden zu Protokoll zu nehmen, und

jedem Regierungsrath aufzulegen, ſeine ſpezielle Branche conform ſolchen generellen Maximen zu leiten. Statt deſſen fuhr man fort, allgemeine Maßregeln nach jedesmaligen Majoritätsbeſchlüſſen zu behandeln. Es hing daher von der Abweſenheit einzelner oder mehrerer Mitglieder ab, ob ein Beſchluß im Prinzip mit einem früheren oder nachfolgenden harmonirte oder nicht. Es wurden die beſonderen Branchen ohne Analogie nach dem Gutdünken oder der individuellen Anſicht des Referenten geleitet und daher der Mangel an allgemeinen Anhaltspunkten den unteren Beamten in ihrem Wirkungskreiſe um ſo mehr fühlbar, als in den Ständeverſammlungen Gelegenheit zu Klagen und Beſchwerden über widerſprechende Anordnungen gegeben war.

Das Regierungscollegium wollte mir nicht folgen, und ich wollte nicht eine unwirkſame Stellung einnehmen, indem ich das, was ich für nachtheilig anſah, gerade bei einer Behörde, als deren Oberpräſident ich auch, nominell wenigſtens, die Verantwortlichkeit trug, duldete. Ich trug daher beim Könige auf eine Abänderung der Organiſation und Inſtruktion der Schleswig-Holſteiniſchen Regierung an, worauf derſelbe reſolvirte, daß ich als Präſes einer Commiſſion die neue Organiſation berathen und Vorſchläge zu derſelben ihm einreichen ſolle. Dies war der erſte Schritt, den ich that, um zu einer Beſſerung zu gelangen, nachdem ich zwei Jahre im Amte geweſen war, und nachdem man mir Unthätigkeit vorgeworfen hatte. Kaum war er geſchehen, ſo entſtand wieder ein Geſchrei, daß dies ganz den Intereſſen der Herzogthümer entgegen ſei, weil es Gelegenheit gäbe, däniſche Maßregeln einzuſchmuggeln u. ſ. w. Dies glaube ich deßhalb anführen zu dürfen, weil es den Bewohnern der Herzogthümer zeigen wird, wie oberflächlich ſtets ihr Urtheil geweſen iſt, und wie undankbar es ſein muß, ihnen zu

dienen. Kein beſonnener Menſch kann doch leugnen, daß ein Land nur gekräftigt wird, wenn in die Leitung ſeiner Adminiſtration Prinzip, Kraft und Selſtſtändigkeit gebracht wird Dies waren die Hauptpunkte, welche ſich die Commiſſion vorhielt, und ich darf es hier öffentlich ausſprechen, daß jedes einzelne Mitglied mit Eifer und Liebe zur Sache ſich dieſer nicht leichten Arbeit unterzog. Das Reſultat war ein völlig befriedigendes, welches aber leider durch ſpätere Ereigniſſe nicht in der Weiſe zur Ausführung kam, wie es vorgeſchlagen wurde, und daher mit Recht getadelt werden kann.

Während dieſer inneren Begebenheiten hatte der König durch ſeine diplomatiſchen Verhandlungen mit den größeren Höfen eine vortheilhafte Anſicht über die nothwendige Erhaltung der derzeit beſtehenden Monarchie hervorgerufen, und glaubte, nachdem er dem Herzoge von Auguſtenburg eine Abhandlung ſeiner Erbrechte auf die Herzogthümer angeboten, welches von dieſem refüſirt ward, daß er Schritte thun müſſe und könne, um ſeinen Lieblingsplan durchzuführen. Unter dem 8. Juli 1846 erließ er deßhalb den ſogenannten „Offenen Brief", in welchem er erklärte, daß nach Erwägung aller Gründe für und wieder, er zu der Ueberzeugung gekommen ſei, daß das Herzogthum Schleswig in gleicher Weiſe wie das Königreich Dänemark vererbe, daß dagegen in Holſtein Theile wären, welche einer andern Erbfolge unterlägen, er aber bemüht ſein werde, dieſe Differenzen auszugleichen. Daß ein ſolcher Schritt ſowohl in den Herzogthümern als in Dänemark unendliche Aufregung, und zwar ganz entgegengeſetzter Art, hervorrief, war natürlich. Aber ehe ich die Folgen anführe, muß ich zu den Beweggründen mich wenden, weil hierüber Viele ſich jetzt noch nicht klar ſind.

Drei verſchiedene Parteien waren hierbei im Spiel. Erſt-

lich der König, getrieben durch seine dänische Individualität und durch die Intriguen seiner Schwester, der Landgräfin Charlotte. Zweitens die Ministerialbüreaukratische und Hof-Partei. Drittens die dänische Volks-Partei.

Christian VIII. war trotz der Werthschätzung, welche er der deutschen Bildung widmete, durch und durch ein Däne. Die Erhaltung der dänischen Monarchie, wie sie unter seinem Scepter bestand, lag ihm daher sehr am Herzen. Wäre er dabei unpartheiisch gewesen, und hätte nur dieser eine Beweggrund vorgeherrscht, so könnte er, ohne ungerecht zu werden, auf gesetzmäßigem Wege die Sache so eingeleitet haben, daß alle Feindseligkeiten, ja auch nur Animositäten vermieden und beseitigt wären, und die Europäischen Mächte ihre Zustimmung nicht versagt hätten. Der Akt, welcher 1660 die weibliche Succession in Dänemark einführte, war ein gesetzwidriger, indem durch die Wahlakte von 1448 der dänische Reichsrath sich verpflichtet hatte, stets aus den männlichen Descendenten Christian I. seine Könige zu wählen. Es hatten die Agnaten niemals ihre Einwilligung zum Erbfolgegesetz von 1665 gegeben, also waren ihre Rechte nicht erloschen. Durch das allgemeine Gesetz vom 28. Mai 1831 war aber eigentlich das sogenannte Königsgesetz schon alterirt. Hätte daher der König bloß die Sicherstellung der dänischen Monarchie beabsichtigt, so war der einfache Weg dazu, die weibliche Erbfolge aufzuheben, und die männliche Erbfolgeordnung in Dänemark wieder einzuführen, wodurch gerade dieselbe Person für beide Theile die nächstberechtigte ward. Ein Gesetzentwurf zu diesem Ende den vier Provinzialständeversammlungen vorgelegt, würde sich unbedingt der allseitigen Annahme erfreut haben, und damit wäre unendlichem Nachtheil und Erbitterung der beiden Nationalitäten gegen einander vorgebeugt,

wie auch Ströme von Blut und Massen von Geld erspart worden. Ein anderer Weg würde gewesen sein, die zweifelhaften Paragraphen des Königsgesetzes so zu interpretiren, daß die cognatische Erbfolge im Königreich mit der agnatischen in den Herzogthümern zusammenfiel, und dies war durch die Heirath meiner Eltern bereits vorbereitet. Allein diese beiden gesetzmäßigen Wege wollte der König, getrieben durch seinen bösen Dämon, seine Schwester, und durch seine Abneigung gegen den Herzog von Augustenburg, nicht betreten, sondern er wählte den schlechtesten, nämlich den gesetzwidrigen. Daß er dies selbst erkannte, geht deutlich daraus hervor, daß er dem Herzoge zu wiederholten Malen eine Abhandlung anbot, daß er mir in dem privaten Schreiben, welches das mir zugesandte Exemplar des „Offenen Briefes" begleitete, sagte: „er bedaure innig, wenn er durch diesen Schritt meiner Familie Verluste bereite."

Weßhalb that er dies Alles, von dem sein eigenes Gewissen ihm abrieth? Nur weil er seiner Vorliebe für seine Schwester nicht Herr war. Er wußte sehr wohl, daß die Hessische Familie in Dänemark unbeliebt war, und daß die Dänen, nur wenn ihre Thronbesteigung große Vortheile brächte, sie auf den Thron kommen lassen würden. Er wußte ebensowohl, daß Dänemark alles daran setzen würde, die Trennung von den Herzogthümern nicht zu gestatten; er wußte endlich auch, daß die Herzogthümer alles daran setzen würden, ihre Vereinigung unter sich zu erhalten. Darauf basirte sich also sein Plan, dem Prinzen Friedrich von Hessen, Sohn der Landgräfin Charlotte, die Erbfolge in Schleswig und einem Theil von Holstein zu verschaffen, auf solche Weise ihn den Dänen annehmbar zu machen und die anderen Theile Holsteins zu bewegen, sich dieser Erbfolge anzuschließen, um ungetrennt zu bleiben.

Die Zuſtimmung Rußland's hatte er ſich bei der Vermählung des Prinzen von Heſſen mit der Großfürſtin Alexandra verſchafft, die Einwilligung Louis Philipp's hatte er ſich auch zu ſichern gewußt, und ſein intriganter Miniſter in London hatte ihm auch von dort aus Hoffnung gemacht. — Unter ſolchen Auſpicien zögerte er nicht länger, ſondern that den Schritt, welcher ſo viel Unheil ſtiftete, und doch ganz das Gegentheil von dem, was er wollte, hervorrief.

Die zweite Partei in Dänemark und den Herzogthümern, welche dieſe Kataſtrophe mit zu verantworten hat, war die miniſterialbüreaukratiſche und Hofpartei. Dieſen Leuten und Familien war es darum zu thun, den Staat möglichſt groß zu erhalten, weil ſie ſich ſelbſt dabei um ſo wichtiger glaubten, weil ſie ihre Verwandten und Freunde beſſer anſtellen, ihr Anſehn verbreiten konnten, weil die Importance eines Königlichen Hofes mehr Gewicht in den Augen der Welt gab, weil mehr Orden und Flitter dabei vorherrſchen konnten, und weil ſie ihre Faulheit und Vergnügungsſucht beſſer zu befriedigen hofften, als wenn das Königreich ohne die Herzogthümer hätte ſich in ein Großherzogthum verwandeln müſſen, damit der Aufwand des Hofes und diplomatiſchen Perſonals nicht alle finanziellen Mittel überſteigen ſollte.

Die dritte Partei war die eigentliche Volkspartei. Das däniſche Volk kann mit Recht auf das nationale Gefühl, welches es beſeelt, ſtolz ſein. Es hat eine ſchöne Geſchichte, die es als Beherrſcherin England's, Schweden's und Norwegen's, der ganzen Küſte der Oſtſee und dieſes Meeres ſelbſt in den verſchiedenen Zeitabſchnitten darſtellt. Tief muß es daher jeden Dänen ſchmerzen, wenn er bedenkt, wie nach und nach ſich ein ſo großes Reich verkleinert hat, und daher iſt nichts natürlicher, als

der eventuelle Verluſt von $^2/_5$ der Monarchie nicht ohne Schrekken ſich ihm darſtellen konnte. Es kamen aber hierzu noch andere Gründe, welche tief eingriffen in die Anſicht und Abſicht verſchiedener Klaſſen. Durch den unglücklichen Schritt von 1660, wodurch der ungebundenſte Despotismus geſetzlich eingeführt ward, wurde das ganze Volk dem abſoluten Willen des Regenten und ſeiner Miniſter überliefert. Obgleich die inneren Verhältniſſe des Landes weſentlich unverändert blieben, indem eine mächtige Partei die großen Grundbeſitzer mit ſelbſtſtändiger innerer Adminiſtration und großentheils Patrimonialgerichtsbarkeit, im erſten Jahrhundert der Centraliſation widerſtand, ſo hatte ſich doch in dieſem Seculum ein zahlreiches Beamtennetz über ganz Dänemark ausgebreitet, und die beſtändige Folge der unumſchränkten Monarchie, die Bevormundung des Volkes bis in die kleinſten Details, und dadurch Zerſtörung eines freien Geſichtskreiſes deſſelben, ſich eingeſtellt. In den Schulen, auf der Univerſität ward nur gelehrt, was der Regierung genehm war; Bücher konnten bei der kleinen Volkszahl nur von angeſtellten Schulmännern oder Profeſſoren, oder mit Unterſtützung aus Staatsmitteln geſchrieben werden, alſo auch bloß im Sinne der Regierung. Auf ſolche Weiſe iſt es nicht auffallend, daß es zur allgemeinen Volksanſicht ward, das Königsgeſetz ſei völlig rechtlich begründet, das beſte der Welt, und das Herzogthum Schleswig ſei ein Beſtandtheil Dänemark's. Durch eben dieſe unumſchränkte Regierungsform hatte ſich eine eigene Kaſte in Dänemark gebildet, die einen rechtlichen Anſpruch auf Beamtenſtellen zu haben glaubte, und durch die lächerliche Titel- und Rangſucht, die auf ſyſtematiſche Weiſe der Nation eingeimpft iſt, indem Jedermann nur dadurch eine geſellſchaftliche Stellung bekommt, daß ihm irgend ein Amt, ein Titel oder ein Rang allerhöchſt ge-

geben wird, ward die Zahl dieſer Stellenjäger ſo vermehrt, daß im eigentlichen Dänemark nicht Anſtellungen genug für ſie zu finden waren. Deßhalb ward das Streben dieſer Individuen ſtets angeſpornt, das eigentliche Dänemark zu vergrößern, und Schleswig bot ihnen das einzige Feld dar, wo ſie ſolches zu erreichen hoffen konnten. Thätig unterſtützt durch alle Literaten, welche den Leſerkreis der däniſchen Literatur auszubreiten wünſchten, weil der Abſatz kaum die Verlagskoſten eines Buches deckte, arbeitete ſich die ſogenannte Eiderpartei hervor, und vereint mit der Demokratie überwältigte ihre Anſicht bald das ganze Volk zu dem Grade, daß es ein Ehrenpunkt ward, Schleswig mit Dänemark zu vereinigen.

Der König fand alſo bei ſeinen däniſchen Miniſtern und Beamten keinen Widerſtand gegen ſeine Wünſche, und konnte ſich die demokratiſche Partei, die ihm ſonſt gar nicht genehm war, dadurch zugethan erhalten. In ſolcher Einigkeit und geſtützt auf den ſogenannten Volkswillen, trat der König im „Offenen Brief“ mit ſeiner An- und Abſicht hervor; jedoch nicht in beſtimmter Form, ſondern ſeinen furchtſamen Charakter nicht verläugnend, erklärte er es für ſeine Anſicht, daß die Herzogthümer, mit Ausnahme einiger Diſtrikte, in gleicher Succeſſion mit der Königlichen Krone gingen. Er hatte ſich dadurch die Thüre zu Modificationen oder gänzlicher Rücknahme offen gehalten. Er hatte aber auch durch die Art des Ausdrucks manchen Widerſacher gelähmt, indem keine eigentliche Rechtskränkung ſchien, was bloß als Anſicht des Regenten ausgeſprochen ward.

Der Eindruck, der hierdurch in den Herzogthümern hervorgerufen ward, war ein allgemein erſchütternder. Loyalität und Gehorſam gegen die Geſetze haben von jeher den Hauptcharakter

der Bewohner der Herzogthümer gebildet. Durch die Anzapfung der däniſchen Preſſe und die Aeußerungen in den däniſchen Ständeverſammlungen ſeit der Thronbeſteigung Chriſtian VIII., waren ſie aus ihrer Sorgloſigkeit über ihre Nationalität und Grundrechte erweckt, durch Beſtrebungen der liberalen deutſchen Partei war ihre Aufmerkſamkeit immer mehr und mehr auf die Daniſirungsprojekte und Verſuche ſowohl der Regierung, als der Volkspartei in Dänemark rege erhalten und auf die beſtehenden Rechte der Herzogthümer hingelenkt worden. Es war aber ein feſter Grundſatz im ganzen Land, immer nur den legalen Weg zu befolgen und keine Widerſetzlichkeit ſich zu erlauben. Man begreift daher leicht, welche Wirkung eine ſolche Erklärung des eigenen Regenten, die gerade das theuerſte Recht, worauf die Bewohner der Herzogthümer ihr ganzes Wohl und Wehe gebaut betrachteten, nämlich ihre Untrennbarkeit, haben mußte. Jetzt waren ſie in die Stellung gebracht, entweder ſich ſelbſt dem Verderben hinzugeben, oder ihrer Regierung entgegen zu treten. Erſteres konnten ſie nicht zugeben, Letzteres war ihnen ein ebenſo fremder als unheimlicher Schritt. Sie wählten deßhalb den ihnen offenſtehenden Weg, durch ihre Ständeverſammlung einen Proteſt gegen die Erklärung einzulegen; aber es entwickelte ſich ſeit dem Augenblick ein allgemeiner Argwohn gegen die Regierung und eine Animoſität gegen alles Däniſche. Der Verlauf der Ständeverſammlung und der ſonſtigen Begebenheiten vom Jahre 1846 bis 1848 iſt zu oft Gegenſtand der Preſſe geweſen, als daß ich darüber mehr anführen könnte, und ich will nur einige Worte über mein eigenes Verhalten hinzufügen.

Nachdem die Privatcorreſpondenz des Königs mit mir in den Jahren 1844 und 1845 ſtets ſeltener geworden war, weil ich die Daniſirungsverſuche ſtärker bekämpfte, hörte faſt jede

Privatmittheilung von demſelben im Jahre 1846 auf, und ich konnte daraus abnehmen, daß er Schritte beabſichtigte, welche er mir nicht im Voraus mittheilen wollte, um nicht meine Einwendungen beantworten zu müſſen. Von meinem amtlichen Geſchäftskreiſe lag dies ganz fern, ich hatte daher keinen Grund unberufen mich an ihn zu wenden. Demunerachtet kam mir der Brief des Königs, welcher mir das erſte Exemplar des „Offenen Briefes“ mit der Bemerkung brachte, „daß ich der Erſte ſein müßte, der von dieſer Erklärung in Kenntniß geſetzt würde,“ ſehr überraſchend, und der doppelte Geſichtspunkt trat mir beſonders entgegen: dies iſt der Angriff auf die Selbſtſtändigkeit der Herzogthümer, die du als Statthalter repräſentirſt, und ferner: dein politiſcher und officieller Charakter iſt hier compromittirt, weil Jedermann ſagen muß, entweder haſt du deine Pflicht nicht erfüllt ſolches abzuwehren, oder: thut man ſolches ohne des Statthalters Anſicht einzuholen, ſo iſt er eine Null. Mein erſter Gedanke war daher ſofort meine Entlaſſung zu fordern. Ich entwarf ein Schreiben an den König in dieſem Sinne; bevor ich es aber abgehen ließ, kamen von mehreren Seiten gediegene Männer zu mir und baten mich inſtändig, vorläufig meinen Poſten zu behalten, um die Aufregung im Lande nicht noch höher zu ſteigern als ſie es ſchon war, weil Aller Augen auf mein Verhalten gerichtet ſeien, und meine Anſicht eine leitende ſein würde. Dies bewog mich zur größten Vorſicht, und ich ſchrieb deßhalb einfach an den König als Antwort auf ſeinen Brief:

„daß es mich ſehr betrüben und befremden müſſe, wenn er einen ſo wichtigen Schritt in Betreff der Herzogthümer gethan habe, ohne ſeinem erſten Beamten und Stellvertreter in denſelben Gelegenheit gegeben zu haben, ſeine

„Meinung hierüber auszusprechen. Daß ich in der mir gemachten Mittheilung keine Gründe angeführt sähe, mir aber aus der mir von ihm zugesagten näheren Erklärung eine Ansicht bilden würde, und mich bis dahin eines Urtheils über ein Vorhaben, welches ich befürchtete als ein Unglück vorläufig betrachten zu müssen, enthielte."

Im Zeitraum von drei Wochen erwartete ich den König in den Herzogthümern zu seinem jährlichen Besuch des Seebades auf Föhr; bis dahin würde die holsteinische Provinzialständeversammlung zusammengetreten sein und also die öffentliche Stimme ihr Organ gefunden haben. Ich kannte genug den Nationalcharakter, um zu wissen, daß dann die Aufregung keine übersprudelnde sein würde, und konnte mit Ruhe mich aus einer Stellung ziehen, worin ich nach meinen Grundsätzen unmöglich bleiben durfte. Auf einem so hohen Posten mit einer Ansicht derjenigen des Regenten entgegengesetzt zu stehen, wäre gegen meine Amtspflicht gewesen; mein Amt in Uebereinstimmung mit der Regierung zu verwalten, wäre meine Ueberzeugung ableugnen; das konnte ich eben so wenig. Ich blieb daher nur erst um Ruhe zu erhalten, dann aber auch um mündlich dem Könige noch Vorstellungen über das Gefahrvolle und Rechtswidrige seines Schrittes zu machen. Der König kam nach Flensburg, wo ich ihn empfing, statt sonst in seinem Reise-Dampfboot, auf einer armirten Dampf-Fregatte; ich führte ihn durch's Herzogthum Schleswig nach Föhr, statt sonst im freudigen Triumphzuge, mehr einem Leichenzuge ähnlich, ohne irgend eine Theilnahme der Bevölkerung, die sonst so freudig ihn begrüßte. Nachdem wir einige Tage mit einander verlebt hatten, und da der König stets eine Unterredung mit mir vermied, bat ich um eine Privatunterhaltung; in dieser setzte ich ihm meine Gründe gegen den

„Offenen Brief" aus einander, und führte ihm die nachtheiligen Folgen vor, die nicht ausbleiben würden. Alles war umsonst, und ich schloß daher mit der Bitte, mich Tages darauf wieder entfernen zu dürfen. Bevor ich mich Abends bei ihm beurlaubte, wollte er mich überreden, eine Anerkennung der Ansichten des „Offenen Briefes" ihm zu geben, welches ich selbstverständlich ablehnte; nun hatte ich um so triftigeren Grund, mich aus jedem Staatsdienste zurückzuziehen. Kaum nach Hause gekommen, schickte ich unterm 13. August mein Entlassungsgesuch als Statthalter und commandirender General ein, und erhielt unterm 15. d. M. ein Privatschreiben des Königs, in welchem er unter Anerkennung meiner Gründe, meinen Rücktritt aus dem Staatsdienste annimmt, indem er sich in den unzweideutigsten Ausdrücken anerkennend über meine Amtsführung ausspricht, und mir für die redliche Aufrichtigkeit, mit welcher ich stets gegen ihn gehandelt habe, dankt. Ich erhielt unterm 18. August mein officielles Entlassungspatent als Statthalter und commandirender General, und fand mich als General-Lieutenant a la Suite darin bezeichnet.

Diesen Umstand berühre ich hier, weil er später Veranlassung zu Angriffen in der dänischen Presse gegen mein Verhalten gegeben hat, indem man daraus einen Verrath, Eidesbruch u. s. w. hat herleiten wollen. Die Sache verhielt sich aber folgenderweise, wie aus einem darauf folgenden Briefe des Königs hervorzuleuchten schien. Die persönliche Freundschaft des Königs wollte mich nach 24jährigem Dienste nicht aller Einkünfte berauben, welche ich während desselben gehabt hatte, und um mir diese zufließen lassen zu können, wählte er eine Entlassungsweise, die eine jährliche Competenz mir sicherte. Dieser Competenzgenuß ward mir aber nie zu Theil, und ich konnte mich

alſo mit Fug und Recht, als völlig aus dem Dinſte entlaſſen betrachten, und bezog mich auch hierauf, als ich im Februar 1848, nach der Thronbeſteigung Friedrich VII. vom Generaladjutanten aufgefordert wurde, einen Eid abzulegen. Ich erklärte demſelben nämlich in einer Correſpondenz über dieſen Gegenſtand, daß ich erſtlich als Prinz des Hauſes niemals den Eid der Treue abzulegen pflichtig ſei, und ausdrücklich von meinem Onkel Friedrich VI. bei meiner Anſtellung in der Armee 1814 dazu inſtruirt ſei; zweitens, daß ich mich nicht als à la Suite ſtehend betrachten könne, weil ich meinen Abſchied gefordert hätte, und wenn demnach der König mich à la Suite geſtellt habe, dies durch den Nichtgenuß der Competenzen hinlänglich als eine leere Form ſich bewieſen habe; drittens, daß ich jedenfalls keinen Eid ablegen würde — und folglich es Seiner Majeſtät überlaſſen müſſe, wie Allerhöchſt derſelbe mich betrachten wolle. Daraus dürfte ſehr deutlich hervorgehen, aus welchem Geſichtspunkte meine Stellung von mir aufgefaßt wurde.

Nachdem es im Lande bekannt ward, daß ich mich aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, kamen aus allen, ſowohl den nördlichſten als den ſüdlichſten Gegenden der Herzogthümer Adreſſen in Fülle an mich, worin man ſich dankend und anerkennend über mein Feſthalten an den alten Rechten des Landes ausſprach; doch war dies großentheils als Vorwand benutzt, um die ſchon große Aufregung noch mehr zu ſteigern, und ſagte in einer Zeit, wo Adreſſen zur Modeſache geworden waren, nicht ſo viel, als es den Anſchein hatte. Indeſſen ward doch der Eindruck ein mehr allgemeiner, daß das Feſthalten an Recht und Geſetz die Beweggründe meiner Handlung ſeien, und weil ich von dem Zeitpunkte an bis zum 23. März 1848 mich aus allen öffentlichen Verhältniſſen und Verſammlungen fern hielt,

ſo war meine Theilnahme an den Ereigniſſen des 24. März gleichſam das Zeichen, daß die Rechte, welche ich ſtets vertheidigt und denen ich viel geopfert hatte, wirklich in Gefahr wären.

Soweit habe ich die Geduld des Leſers in Anſpruch genommen, um ihn mit der Perſönlichkeit des Verfaſſers bekannt zu machen, und darf es ihm jetzt überlaſſen, in wiefern er *ſeinen* Anführungen mehr Glauben als andern ſchenken will oder nicht. Es wird in den folgenden Blättern ſehr vieles vorkommen, welches mit den exaltirten Aeußerungen der Preſſe von dem Jahre 1848, und ſpäter herausgegebenen einſeitigen Parteiſchriften in direktem Widerſpruche ſteht. Mit einer Widerlegung mich zu befaſſen, würde eine ebenſo nutzloſe als überflüſſige Arbeit ſein; nicht einmal das Lügengewebe des Herrn Wegener in Kopenhagen werde ich ausnehmen, da jetzt wohl jeder denkende Menſch, dem dieſe Schrift in die Hände gefallen oder *geſteckt* iſt, ſich davon überzeugt haben wird, daß ſolches Zeug nur zuſammengeſetzt ſein konnte, um fanatiſche Individuen noch mehr zu exaltiren, oder mit Perſonen und Verhältniſſen gänzlich Unbekannte zu täuſchen. Ich werde daher ein Bild entwerfen von dem, bei welchem ich ſelbſt Theilnehmer war, wovon ich zuverläſſige Kunde habe, wie meine Auffaſſung und Anſicht es mir darſtellt, und überlaſſe es Jedem ſich daraus eine Anſicht zu bilden oder dagegen zu opponiren; nur *verlange* Keiner, daß ich weiter mit ihm über dieſen Gegenſtand in die Schranken trete.

I.

Bildung der proviſoriſchen Regierung am 23. und 24. März.

Um den rechten Geſichtspunkt zu faſſen, aus dem die Begebenheiten in den Herzogthümern im Frühjahr 1848 betrachtet werden müſſen, iſt es nöthig, nochmals der Erlaſſung des „Offenen Briefes“ zu erwähnen und zu erwägen, in welcher Weiſe ein Schritt ſich hätte vermeiden laſſen, der den beſtehenden Rechten zuwider, das National- und Rechtsgefühl der Bewohner der Herzogthümer verletzend und ein politiſcher Fehler der Regierung war.

In der Einleitung habe ich die däniſchen Beweggründe angegeben, welche zu der Erklärung des Königs über ſeine Anſicht mit Bezug auf den Erbfolgegang in den Herzogthümern führten, und die günſtige Aufnahme derſelben bei der liberalen Partei in Dänemark beförderten. Es dürfte daher nicht aus dem Wege ſein, hier zu erwägen, welches die Anſichten in den Herzogthümern vor und nach Erlaſſung derſelben waren.

Jedermann fühlte den Wohlſtand, in welchem die Herzogthümer ſich unter dem milden Scepter der däniſchen Könige befanden. Es blühte Handel und Verkehr, die Abgaben, obgleich hoch, waren in Verminderung begriffen; durch die Vorſtellungen der Provinzialſtändeverſammlungen waren aus Staatsmitteln Chauſſee- und Hafenbauten ausgeführt, und durch die Ordnung, welche in den Finanzen eingeführt war, fernere Verbeſſerungen in Ausſicht geſtellt. Die innere Verfaſſung war erhalten und

daher die Verwaltung der Communen, Landſchaften und Städte größtentheils den eigenen Beſchlüſſen der Municipalitäten überlaſſen. Eine völlige perſönliche und Redefreiheit, und theils auch Preßfreiheit fand ſtatt; durch die Anordnung der Provinzialſtändeverſammlungen war Sicherheit gegeben, daß keine Geſetze erlaſſen und Abgaben gefordert werden konnten, ohne die Anſicht derſelben zu vernehmen; kurz die Herzogthümer befanden ſich unter den glücklichſten Verhältniſſen. Es herrſchte als Folge deſſen, und geſtärkt durch den ſchon an ſich loyalen und geſetzlichen Sinn der Bevölkerung, eine große Anhänglichkeit an den Regenten und an das Beſtehende. Zwar war durch die Verordnung vom 14. Mai 1840 wegen Einführung der däniſchen Sprache als Gerichtsſprache im nördlichen Schleswig, der Verbreitung des däniſchen Reichsbankgeldes, der ſorgfältigen Anwendung des däniſchen Wappens bei allen Regierungsbehörden, des Verbots der ſchleswig-holſteiniſchen Farben bei allen Emblemen, ſowie des Abſingens des Liedes „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen", und mancher anderer Kleinigkeiten, ſeit der Thronbeſteigung Chriſtian VIII. eine allgemeine Aufmerkſamkeit auf jeden Schritt der Regierung rege geworden, daher das rechtlich geſchloſſene und geſetzlich bekräftigte Band, welches die Herzogthümer vereinigte in der allgemeinen Anſicht mehr als je als das Pallabium ihres Wohlſtandes und der Erhaltung ihrer ſelbſtſtändigen Geſetzgebung und Adminiſtration hervorgetreten; aber mit Ausnahme einiger exaltirter Köpfe dachte Niemand daran, eine Trennung vom Königreiche als ein Glück für die Herzogthümer anzuſehen. Ein ſolches war das Nationalgefühl, welchem gegenüber Chriſtian VIII. ſeine Operation führte. Es war ſein Unglück, daß er auch hierbei

ſeinen Charakter nicht verläugnen konnte, und ſtatt offen und gerade heraus die Sache den Ständen vorzulegen, und in ſolcher Weiſe ſowohl den Erbberechtigten als dem Lande Gelegenheit zu geben, ihre Rechte und Wünſche kund zu geben und zu erwägen, welches zu einem gegenſeitigen Verſtändniß hätte führen können und müſſen, unter der Hand ſowohl im Inlande als bei den fremden Höfen ſeine Intriguen ſpielen ließ. Dies ward allerdings wohl zum Theil dadurch befördert, daß er in ſeinem eigenen Gefühl von der Rechtswidrigkeit ſeines Vorhabens überzeugt war, aber anderentheils fürchtete er auch, daß er den Ständen dadurch mehr Rechte würde einräumen müſſen, als ihm nöthig ſchien, und ſo ergriff er denn den allerſchädlichſten Weg, den es gab, mit lauter halben Maßregeln ans Werk zu gehen. Schon im Sommer 1842 ſchlug er dem Herzoge von Auguſtenburg vor, ſich mit ihm wegen ſeiner Erbrechte auf die Herzogthümer abzufinden. Dies lehnte dieſer unbegreiflicherweiſe mit der Erklärung ab, daß er nichts verlange, als ſein Recht, aber auf dieſes unter keiner Bedingung verzichten könne und dürfe. Statt ſolches zu thun, hätte er den Vorſchlag annehmen müſſen, und zwar unter der Bedingung, daß a. die Verhandlungen unter Mitwirkung zweier Großmächte geſchehen, und b. das Reſultat den Ständen zur Genehmigung vorgelegt würde. Durch eine ſolche Bedingung würde der Herzog erreicht haben, daß ſeine Rechte, den Großmächten gegenüber, anerkannt und erwogen worden, und daß dem Lande Gelegenheit gegeben worden wäre, ſeine Rechte, die mit denjenigen unſerer Familie eng verbunden waren, ebenfalls wahrzunehmen. Dem Herzoge blieb ja immer noch vorbehalten, in eine Abfindung zu willigen oder nicht, die Sache wäre dann aber vor das Schiedsgericht der Großmächte Europa's gekommen, und hätte damals eine gütliche

Beilegung gefunden, die ohne Zweifel, weil auch die däniſchen Stände daran Theit genommen haben würden, zu einer allgemeinen Befriedigung geführt hätte. Wollte der Herzog auf den Vorſchlag des Königs nicht eingehen, ſo hätte er demſelben gerade heraus erklären müſſen, daß er ſeine Rechte zu ſchützen ſich an die Großmächte wenden würde, um dadurch den König zu nöthigen, die Sache offen zu betreiben.

Der König ſeinerſeits, durch die Weigerung des Herzogs ſich abfinden zu laſſen, in ſeiner Hoffnung getäuſcht, ging mit ſeinen geheimen Intriguen vorwärts, und fand beſonders beim derzeitigen franzöſiſchen Hofe Louis Philipp's Gehör, wie aus der nach deſſen Flucht gefundenen Correſpondenz hervor geht. Es wurden ferner die verſchiedenen Staatsarchive durchſucht, um Akten zu finden, die dem Wunſche des Königs eine rechtliche Stütze geben könnten, und zuletzt eine Commiſſion niedergeſetzt, die ein hierauf bezügliches Bedenken beurtheilen und beſtätigen ſollte. Die Wahl der Mitglieder ließ an dem Ausfall nicht zweifeln, und nun ward nochmals Louis Philipp conſultirt, der den Herzog von Decaze nach Kopenhagen ſandte, um den König in ſeinem Vorhaben zu beſtärken, was ganz natürlich war, indem ein Schuldiger gerne andere Schuldige ſieht. Der Herzog Decaze war auch ganz der Mann für eine ſolche Miſſion, denn ein Mantelträger ſein ganzes Leben hindurch konnte er nun noch nach längſt beendigter Laufbahn mit Vergnügen eine politiſche Intrigue ohne Gefahr für ſich ſelbſt führen. Das traurige Reſultat aller dieſer Verhandlungen ward denn freilich wieder eine halbe Maßregel, nämlich der 1846 erſchienene „Offene Brief," in welchem der König nicht ſagte, daß die Erbfolgeordnung künftig eine ſolche ſein ſollte, ſondern daß es ſeine Anſicht ſei, daß ſie ſo und ſo ſei! Gegen dieſe Anſicht

proteſtirte ſowohl die holſteiniſche als die ſchleswigſche Provinzialſtändeverſammlung, als auch die Herzöge von Auguſtenburg und Glücksburg, Erſterer auch beim deutſchen Bundestage. Dabei blieb es aber, und es wurden keine weiteren Schritte bei den deutſchen Höfen gemacht, auch nicht finanzielle Maßregeln getroffen, um in vorkommenden Fällen außerhalb Landes leben zu können.

Es verging das Jahr 1847 unter wachſender Beſorgniß in den Herzogthümern, doch war Jedermann überzeugt, daß der König nicht den Muth habe, die Sache weiter zu führen, und da man ihm noch ein langes Leben zutraute, ſo hoffte man auf die Hülfe, welche die Zeit bringen würde.

Ganz unerwartet ſtarb aber Chriſtian VIII. am 20. Januar 1848. Die Perſönlichkeit Friedrich VII. flößte keiner Partei Vertrauen ein, und als dieſer 8 Tage nach ſeiner Thronbeſteigung das Patent vom 28. Januar erließ, welches theils von den vier Provinzial-Verſammlungen aus ihrer Mitte gewählte, theils vom Könige ernannte Perſonen in eine Vorberathungsverſammlung, in der das däniſche Element das der Herzogthümer bei weitem überwog, berief, da regten ſich ſowohl in Dänemark als in den Herzogthümern die Gemüther auf. Es verſammelten ſich in Kiel ſämmtliche Mitglieder beider Provinzialſtändeverſammlungen der Herzogthümer, um ſich darüber zu berathen, ob ſie zur Wahl ſchreiten ſollten, oder durch die Verweigerung derſelben von vornherein eine gemeinſchaftliche Verſammlung für die ſämmtlichen Staaten des Königs als geſetzwidrig und ungültig erklären wollten. Das Reſultat war mit meiner Anſicht übereinſtimmend, man wollte wählen. In Kopenhagen wurde inzwiſchen das neuerbaute Caſino benutzt, um erſt wöchentliche, ſpäter tägliche Volksverſammlungen zu halten, in welchen ſich exaltirte Redner ereiferten, die Herzogthümer als rebelliſche,

abtrünnige Theile der däniſchen Monarchie zu ſchildern, und die Unterjochung derſelben in den grellſten Farben anzurathen. Daß ſolche Aeußerungen nicht unbeachtet von den Bewohnern der Herzogthümer blieben, daß die aufkeimende Beſorgniß vor Gewaltmaßregeln, um ihre Gerechtſame und ihre rechtlich begründete unabhängige Stellung anzugreifen, mehr und mehr rege ward, wird Niemand wundern können, und daher fand die Stimme des Demokraten Olshauſen und ſeiner Anhänger leichtes Gehör, beſonders da dieſer ſchlaue Mann ſehr gut ſeine Abſichten unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe zu verbergen wußte. Der ſogenannte Bürgerverein in Kiel gab ihm hierzu ein bequemes Feld, und die dort von ihm gehaltenen Vorträge, die man in allen anderen Theilen der Herzogthümer verlachte, wurden wiederum von den Kopenhagener Caſino-Männern benutzt, um dort Antworten und Aufhetzungen hervorzurufen. Um dieſe Schilderung richtig zu verſtehen, muß man ſich erinnern, daß gerade damals die Februar-Revolution in Paris die Republik ſchuf, daß in Deutſchland es ſich zu regen anfing, und endlich die Verhältniſſe in Wien und Berlin eine ſo traurige Geſtalt bekamen. Jeder Tag brachte Nachrichten von dem Nachgeben der Regierungen den Volkswünſchen gegenüber und ſtellte die Ueberzeugung allgemein feſt, daß man ſich bloß zu rühren brauche, um ſeinen Willen durchzuſetzen. Nicht allein von Seiten der Bevölkerung ward in ſolcher Weiſe die Aufregung angeſchürt, ſondern auch die Regierung ſelbſt trug dazu nicht wenig bei, indem man das Arſenal in Kopenhagen aufräumte, ſich dem Zuſtande der Kriegsbereitſchaft näherte, unter dem albernen Vorwand, Kopenhagen gegen einen Coup de main, bald England's, bald Rußland's, wie es hieß, ſicherzuſtellen, die Artillerie, Remontirte und Beurlaubte einrief. Anfangs März nahmen

dieſe Rüſtungen einen ſolchen Aufſchwung, daß auf Seeland 6000 Mann und in Jütland 10,000 Mann zuſammen gezogen wurden. Letzteres Truppencorps konnte nur zur Beſetzung der Herzogthümer beſtimmt ſein. Beſonders ward man in dieſer Anſicht dadurch beſtärkt, daß gleichzeitig die in den Herzogthümern garniſonirenden, aus dort ausgehobenen Leuten formirten, Bataillone den Befehl erhielten, alle Mannſchaft bis auf das Minimum zu beurlauben. Ein Hauptmoment war auch noch, daß der König ſich mit ultra däniſch-geſinnten Leuten umgab, und Jedermann nur zu gut wußte, daß er ein Spielball in den Händen dieſer und ſeiner jetzigen Gemahlin war. Die Herzogthümer hatten ſtets eine Ehre darin gefunden, loyale Unterthanen zu ſein, und in geſetzmäßiger Form ihre Beſchwerden über gekränkte Rechte oder Bedrückung dem Landesherrn vorzutragen; jetzt ſollten ſie ſich mit Bajonetten aus ihren Rechten gedrängt ſehen! Dies trug nicht wenig zur Unzufriedenheit und zum Mißtrauen in die Regierung Friedrich VII. bei.

Ich muß hier einen Abſatz machen, um von meinem Benehmen während dieſer Zeit zu ſprechen. Oben habe ich bereits bemerkt, wie ich nach meinem Abgange im Jahre 1846 mich von jedem öffentlichen Auftreten zurück gehalten hatte. Im Herbſte 1846 nahm ich meinen Platz als Abgeordneter für Eckernförde in der Ständeverſammlung nicht ein, weil ich es unpaſſend fand, aus einer ſo hohen Stellung ausgetreten an den Verhandlungen, die ſelbſtverſtändlich nur in einer ſtarken Oppoſition gegen die Regierung beſtehen würde, mich zu betheiligen. Im Winter 1847 von den großen Gutsbeſitzern einſtimmig zu ihrem Abgeordneten gewählt, lehnte ich die Wahl ab, weil ich durch eine Intrigue des Herrn Beſeler und ſeiner Genoſſen der Vertretung meines früheren Wahldiſtrikts enthoben

wurde. Ich ſtand alſo ganz außerhalb aller politiſchen Verhältniſſe. Im Februar 1848, als die Aufregung im Steigen war, hatten ſich unter Beſeler's Aegide, wie ſolches mir erſt im Jahre 1851 bekannt geworden iſt, mehrere Männer beſprochen, daß man im ſchlimmſten Falle ſich den Eingriffen der Dänen widerſetzen und zu dieſem Ende eine proviſoriſche Regierung ſchaffen müßte, wozu, wie Jemand mir im Jahre 1856 verſichert hat, eine Namensliſte verfertigt war, auf der auch mein Name paradirte. Von allem dieſem hatte ich nicht die entfernteſte Kunde. Wer mich nach meiner Anſicht fragte, erhielt ſtets die Antwort, daß ich den geſetzmäßigen Weg für den beſten halte und daher zu den Wahlen für die Vorverſammlung in Kopenhagen riethe. In den erſten Tagen des Monats März wandte ſich einer meiner Bekannten in einem Geſpräch, das ich mit ihm über die vaterländiſchen Zuſtände führte, mit der Frage an mich: „Wenn aber die Verhältniſſe ſich ſo geſtalten ſollten, daß es nöthig wäre, ſich den Eingriffen der Regierung zu widerſetzen, würden Sie alsdann an einer proviſoriſchen Regierung ſich betheiligen?“ Meine Antwort war: „ich habe ſtets mit der Regierung gehalten und werde ſo auch ferner thun, wenn ſie das Recht nicht verletzt und ungeſetzmäßige Maßregeln ergreift.“

Es war deßhalb auch bei mir Grundſatz, an keiner Verſammlung, während der ganzen Zeit, Theil zu nehmen, und mich ſo wenig als möglich von meinen Gütern zu entfernen.

Doch mußte ich am 14. März einer Operation halber nach Kiel. Beim Einfahren in die Stadt hielt einer meiner Bekannten mich an, um mich zu fragen, ob ich in eine Unterredung mit Herrn Olshauſen willigen wolle. Ich ſagte ihm, ich hätte noch nie ein Wort mit demſelben geredet, aber da ich für Jedermann zu ſprechen ſei, ſo könne ich gerne mit Olshauſen ſprechen,

falls er es beſonders wünſche. Die Unterredung fand alſo im Hauſe deſſelben ſtatt. Ich ſende hier voraus, daß Olshauſen in ſeinem Correſpondenzblatte ſchon ſeit 8 Tagen zu einer großen Volksverſammlung bei Rendsburg auf den 18. März aufgefordert hatte. Seine Abſicht war es jedenfalls, mich zur Theilnahme zu bewegen, um durch meine Anweſenheit und Thätigkeit hierbei ganz beſonders auf die dortige Garniſon zu wirken. In der kurzen Unterredung mit ihm hat er freilich dieſes nicht ausgeſprochen; allein einen anderen Grund vermag ich mir nicht zu denken. Die Unterredung war ſehr kurz; ich leitete ſie mit der Bemerkung ein: „Wir haben uns nie geſprochen, aber dennoch wiſſen wir beide ſehr gut, daß unſere politiſche Ueberzeugung diametral ſich gegenüber ſteht, nur glaube ich, daß wir in einem Punkte einig ſind, nämlich in der Vaterlandsliebe; was wollen Sie daher von mir?“ Er antwortete mir, daß die Zeit ſchwer und außerordentliche Anſtrengungen nöthig ſeien, daß er zur Belebung des Geiſtes im Volke eine große Verſammlung nöthig halte, und hoffe, ich würde mich bei derſelben einfinden. Hierauf erwiderte ich kurzweg, daß Volksverſammlungen nur zu Unordnungen führen könnten; wenn er ſolche veranlaſſe und hervorrufe, dann lade er auf ſein Haupt die Verantwortlichkeit, den ruhigen, geſetzlichen Weg verlaſſen zu haben, und Gelegenheit zu Eingriffen von der anderen Seite zu geben. Wolle er daher meinem Rathe folgen, ſo beſtelle er die Rendsburger Verſammlung ab und laſſe überhaupt das Aufregen bei Seite, denn es ſei ein lebendiges Gefühl fürs Recht im Volke, und es bedürfe keiner anderen Beimiſchung! Hiermit brach ich die Unterredung ab, und nach zwei Stunden ritten ſchon die Staffetten aus Kiel, um die Volksverſammlung in eine Verſammlung der Abgeordneten umzuwandeln. Auch das Correſpondenzblatt

vom ſelbigen Abende enthielt einen Artikel, der von der Volksverſammlung abrieth. Der 18. März verſammelte daher nur die Abgeordneten und Perſonen, die bei dergleichen Gelegenheiten ſich immer einſtellen, die aber weder an der Berathung erſterer Theil nahmen, noch ſelbſt ſich zu einer berathenden Verſammlung conſtituirten. Von den anweſenden Abgeordneten ward beſchloſſen, eine Deputation an den König nach Kopenhagen zu ſenden, um Sr. Majeſtät vorzuſtellen, wie die Beſorgniſſe in den Herzogthümern aufs Höchſte geſtiegen wären, und den Angriffen der däniſchen Preſſe und den Rednern des Caſino's gegenüber, das beſte Beruhigungsmittel die nachſtehenden Conceſſionen ſein würden:

1) Sofortige Einberufung der vereinigten Schleswig-Holſteiniſchen Stände, und Vorlage eines Verfaſſungsentwurfs für die Herzogthümer;

2) völlige Preß- und Aſſociationsfreiheit;

3) beim deutſchen Bunde die erforderlichen Schritte zur Aufnahme des Herzogthums Schleswig in denſelben zu thun;

4) ſofortige Einführung der Volksbewaffnung;

5) ſofortige Entlaſſung des Regierungspräſidenten Scheel.

Von dieſen fünf Forderungen konnte ſelbſtverſtändlich der König auf die dritte und vierte nicht eingehen, denn Dänemark gegenüber blieb der Antrag in einem ſolchen Augenblicke unrichtig und unpolitiſch: eben den Landestheil, der die Aufregung daſelbſt veranlaßte, dem deutſchen Bunde zu offeriren, zumal da überdieß in allen Theilen der Monarchie die größte Gährung und die Volksmeinung herrſchte, daß das Volk bewaffnet werden müſſe. Eine derartige Conceſſion der Regierung würde ihren eigenen Untergang unterſchrieben haben. Man hatte ferner in

Rendsburg beſchloſſen, den Grafen Reventlow-Preetz, Hrn. Beſeler und Bargum zu beauftragen, gemeinſchaftlich die Ereigniſſe zu beobachten, und falls ſie es nöthig erachteten, die Mitglieder der Ständeverſammlung zu einer ferneren Beſprechung zu berufen. Die Wahl der fünf Deputirten, welche nach Kopenhagen gehen ſollten, fiel in der allerunglücklichſten Weiſe auf Perſonen, die ſchon ein abſtoßendes Gefühl dort erregen mußten, und durfte deßhalb die ganze Maßregel als eine verfehlte von vorne herein angeſehen werden.

Wißbegierig auf das Reſultat der am Sonnabend den 18. März abgehaltenen Verſammlung in Rendsburg, fuhr ich Sonntag Morgen nach Kiel, und erhielt von einigen bei meinen Bekannten verſammelten Freunden die Mittheilung über die Verhandlungen und Ergebniſſe des vorigen Tages. Letztere forderten mich hiernächſt auf, jener Deputation einen Brief an den König mitzugeben, gleich wie es der Herzog von Glücksburg thun würde, damit von allen Seiten die Nothwendigkeit der Abhülfe vorgeſtellt würde. Nichteinverſtanden mit einer ſolchen Maßregel, lehnte ich dies ab, zumal ich beim König doch kein Gehör gefunden haben würde! Bei meiner Rückreiſe überlegte ich mir alle dieſe Erlebniſſe recht reiflich, wozu eine zweiſtündige Fahrt auf bekanntem Wege ſich ſehr geeignet erwies, und kam hier zu dem Entſchluſſe, durch das dem König zu machende Anerbieten meiner Dienſte vielleicht nach allen Seiten hin Beruhigung zu ſchaffen.

Daß dies keine leichte Aufgabe für mich ſei, war mir vollkommen klar, aber ich war der Einzige, der ſolches thun konnte, weil in den Herzogthümern Jedermann von meiner Geſinnung überzeugt, und auch in Dänemark derzeit mein Charakter zu ſehr reſpectirt war, als daß nicht die Ueberzeugung von meiner

redlichen, ſtrengen und geſetzlichen Ausführung übernommener Verpflichtungen wach geweſen wäre.

Um 3 Uhr Nachmittags, bei meinem Eintreffen auf Noer, fand ich einen Eilboten mit einem Briefe meines Bruders, des Herzogs von Auguſtenburg, des Inhaltes, daß er die Idee habe, nach Berlin zu reiſen, um den König von Preußen zu bewegen, einen Ausſpruch zu thun, der ſowohl den däniſchen, als den holſteiniſchen Demagogen, einen Damm vorſetzen und die Angelegenheit der Herzogthümer auf den geſetzmäßigen Weg verweiſen würde. Er wünſchte meine Anſicht hierüber. Ich antwortete ſofort, daß wenn eine ſolche Maßregel zu erreichen ſei, dann würde ich ſie gewiß mit Freuden begrüßen; aber was er thun wolle, müſſe ohne Aufenthalt geſchehen, denn es ſei unmöglich jetzt von einem Tage auf den andern zu ſchließen, was er bringen würde. Noch am ſelbigen Abende, als mein ganzes Haus zur Ruhe gegangen war, ſchrieb ich den angelegten Brief an den König von Dänemark. (Siehe Anlage 1).

Es geht aus dieſem Briefe hervor, daß ich die Aufnahme Schleswig's in den deutſchen Bund ſowohl, als die Volksbewaffnung, für eben ſo überflüſſig zur Beruhigung der Gemüther anſah, als ich eine Zuſicherung der Unzertrennbarkeit für durchaus nothwendig erachtete, denn die Furcht vor der Trennung war der einzige wahre Beweggrund der Aufregung. Daher wußte ich auch, daß mit meinem Wiedereintritt als Statthalter, ausgenommen wenige Exaltirte, ſich Alles befriedigen würde. Mit dieſen einzelnen Unruheſtiftern hätte ich leicht fertig werden können, wenn ich ausgedehnte Gewalt gehabt hätte. Daß ich aber zur ſtärkeren Einwirkung auf die Gemüther und zum Behuf kräftiger Stützen bei der Laſt der ſchweren Arbeit drei Männer, die derzeit in der allgemeinen Meinung ſo hoch ſtanden, mir

zugetheilt wünſchte, wird Niemand wundern, beſonders, weil dieſelben ſchon von den Mitgliedern der Ständeverſammlung mit einem Vertrauensvotum bezeichnet waren.

Es bleibt mir über den Brief weiter nichts zu ſagen übrig, als daß ich ihn nach reiflicher Ueberlegung und Erwägung alles deſſen, wozu er mich verpflichtete und wofür er mich verantwortlich machen konnte, in der Ueberzeugung ſchrieb, daß ich damit ſowohl dem König, wie dem Vaterlande einen Dienſt thun, und, wie ich noch zur Stunde glaube, es gethan haben würde.

Es konnte daher nur Achſelzucken bei mir hervorrufen, als ich im darauffolgenden Winter erfuhr, daß man im Kabinet des Königs, wo auch derzeit Etatsrath Francke gegenwärtig war, den Brief als eine Kriegsliſt, um Aufſchub zu veranlaſſen, oder als ein ehrgeiziges Streben nach meiner frühern Stellung auslegte. Letzteres war die Anſicht Francke's, der wohl von ſich auf andere ſchloß. Von Kriegsliſt zu reden, wo an Krieg nicht gedacht ward, war abſurd und ebenſo albern die Idee, ich thäte dies aus Ehrgeiz; denn unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen konnte dies leicht fehl ſchlagen. Mit Beſtimmtheit konnte ich voraus wiſſen, daß die ganze liberale Preſſe in Dänemark ſowohl, als in den Herzogthümern, mir ſolchen Falls kein ehrliches Haar laſſen würde. Waren einmal die Angelegenheiten der Herzogthümer geordnet, dann würde ich keine Stunde länger im Amte geblieben ſein, denn ich bin nicht zum Diener des jetzigen Königs geeignet. Ueberdieß hatte ich meine Privatſtellung zu lieb, als daß ich mich mit dankloſem Dienſt beſchweren ſollte. Die Bedingung einer ſofortigen Antwort war nöthig; erſtlich, weil wirklich der Strudel der Aufgeregtheit in jenen Augenblicken ganz Europa ſo ergriffen hatte, daß man gar keinen

Calcül machen konnte, dann aber auch, damit ich vor Rückkehr der Deputation nach den Herzogthümern die Maßregeln treffen konnte, um dem Eindrucke einer abschlägigen Antwort entgegen zu wirken. Am folgenden Dienstage Morgens sandte ich einen Boten mit dem Brief an einen Freund in Kiel, der denselben dem Commandeur des nach Kopenhagen gehenden Dampfbootes übergab, mit der Bitte, ihn in die Hände des Königs zu geben, welches derselbe auch selbst gethan hat. Ich konnte Donnerstag Vormittags die Antwort haben, falls ein Dampfboot direkt nach Noer sie gebracht hätte. Ich war aber überzeugt, daß man in Kopenhagen nicht der Vernunft, sondern der Leidenschaft Gehör geben würde und richtete deßhalb nicht einmal ein Fernrohr aufs Meer, um den rauchenden Schornstein eines Dampfbootes zu entdecken.

Dienstag Abend den 21. langte mein Bruder, auf seiner Reise nach Berlin, bei mir an, Mittwoch Morgens fuhren wir zusammen nach Kiel, wo er sofort nach unserem Eintreffen, bei seiner Absicht, mit dem Nachmittagszuge nach Hamburg zu reisen, mit Etatsrath Falck noch über sein Vorhaben zu sprechen gedachte. Allbort sah ich, wie ein Volkshaufe die nach Kopenhagen ausgeschriebenen Matrosen verhinderte, an Bord des Packetdampfbootes zu gehen. Die gewohnte Ordnung begann also zu erschlaffen.

Weil ich meine Post über Eckernförde erhielt, die erst Abends 8 Uhr eintraf, sandte ich jeden Tag seit dem Aufstande in Berlin einen reitenden Boten nach Kiel, um mir die Morgens von Hamburg angekommenen Zeitungen bringen zu lassen. Am Donnerstag Morgens den 23. sollte das Dampfboot, welches die Deputation nach Kopenhagen geführt hatte, in Kiel eintreffen. Um über deren Aufnahme und überhaupt die Vorgänge

in Kopenhagen etwas zu hören, schrieb ich an den Advokaten Sammer, er möge mir doch mittheilen, was er darüber wüßte. Zur Notizerlangung über die Aufnahme der Deputation und die übrigen Vorgänge in der dänischen Residenz, bat ich den Advokaten Sammer in Kiel um schriftliche Mittheilung darüber.

Nachmittags 4 Uhr erhielt ich eine solche, in welcher die Rede von der Bildung einer provisorischen Regierung war. Nachdem ich den Brief gelesen hatte, sagte ich lächelnd: es sind doch rechte Wichtigkeitsmacher, die Kieler! nun wollen sie eine provisorische Regierung schaffen und die dänische Armee bereits in Eckernförde wissen. Vor beendeter Mahlzeit brachte man mir einen per Estafette aus Eckernförde kommenden Brief, worin mir der Abgang des bisherigen Ministeriums mitgetheilt und die Herren Lehmann, Hvidt und Tscherning als neue Minister genannt wurden.

Dies waren die Führer und Redner des Kasino's, und somit der Angriff auf die Herzogthümer und ihre Trennung ein ausgesprochenes Program der dänischen Regierung! Ich wußte, daß die Folge hiervon ein allgemeines Indignationsgefühl in den Herzogthümern sein würde; denn ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß die Erhaltung der gemeinschaftlichen Administration und Gesetzgebung den einzigen Beweggrund der Erhebung abgab. Nach Durchlesung des letzterwähnten Briefes gebot ich meinem Bedienten, meinen Wagen zu bestellen, und erwiederte der Frage meiner Frau, daß ich nach Kiel müsse. Sie bemerkte: du wirst dich doch nicht mit den Leuten befassen? Ich muß verhüten, daß man Unsinn mache, lautete meine Antwort. Ich ließ für eine Nacht meine Toilette packen, nahm vorkommenden Falles, hätte mich die Annahme meines Vorschlages an den König noch in Kiel erreicht, meinen alten Militär-

oberrock und Säbel mit, zog meinen Feldrock an und nahm den Hut und Knittel, den ich gewöhnlich bei dieſer Kleidung trug, ließ meine Papiere und Sachen wie gewöhnlich auf meinem Schreibpult liegen und gab keine Befehle an meine Leute, ſo ſicher war ich, wenn nicht ſchon in der Nacht, ſo doch am nächſten Tage zurück zu ſein. Kaum war ich unterwegs, ſo kam ein Eilbote mit einem Brief des Herzogs von Glücksburg, in dem derſelbe mich bat, um Gotteswillen nach Kiel zu eilen, wo alle beſonnenen Leute meiner harrten, um Ruhe und Ordnung zu erhalten. Eine Meile weiter kam wieder ein reitender Bote an den Wagen geſprengt, mit der Frage, ob darin der Prinz von Noer ſich befinde, er habe mir einen Brief von Herrn Samwer zu überreichen. Die Dunkelheit verhinderte das Leſen, daher rief ich dem Boten zu: „Hier bin ich ſelber!“ reite voraus und ſage Herrn Samwer, ich ſei bereits unterwegs. Nicht wiſſend, was ſchon in Kiel paſſirt ſein konnte, und befürchtend, daß meine Ankunft zu Aeußerungen des Haufens Anlaß geben könne, ſtieg ich vor der Stadt aus und ging unbemerkt nach der Wohnung des Herrn Bargum, die mitten in der Stadt lag. Unterwegs fand ich die Stadt theilweiſe erleuchtet und großes Wogen in den Straßen; man ſagte mir, daß das dortige Jägercorps (größtentheils Lauenburger) die däniſche Cocarde abgeriſſen und in den Schmutz geworfen habe, daß der Commandeur des Corps, ein Däne, das Commando dem Nächſtbefehlenden, einem Holſteiner, übergeben, und die däniſche Herrſchaft jetzt hier aufgehört habe.

Dieſe Mittheilungen wurden von Herrn Bargum beſtätigt, und er unterrichtete mich auch, daß Graf Reventlow per Eilbote erſucht ſei zu kommen, ſowie, daß Herr Beſeler aus Schleswig ſchon angelangt wäre. Ferner theilte mir Bargum mit, daß auf dem Rathhauſe ſich ſämmtliche Liberale und volksthümliche

Literaten, Advokaten ꝛc. aus Kiel über die Verhältniſſe und deren Löſung beriethen. In dem Moment, als wir dieſe einleitende Unterredung geſchloſſen hatten, trat Dr. Stein ins Zimmer und ſagte mir, er ſei vom Rathhauſe geſchickt, um im Auftrage der dort Verſammelten mich aufzufordern, mit meiner Perſon in eine von denſelben zu bildende proviſoriſche Regierung einzutreten. Nach meiner kurzen und beſtimmten Antwort, daß ich wegen Unkenntniß, in welcher Eigenſchaft ſich daſelbſt eine Verſammlung befände, mit derſelben nichts zu thun hätte und haben wollte, entfernte ſich derſelbe und ließ Herrn Bargum und mich wieder allein, um unſer Geſpräch fortzuſetzen. Herr Sammer, der Herzog von Glücksburg und mehrere andere Bekannte traten hierauf ein; Alle waren der Anſicht, es müſſe ein entſcheidender Schritt geſchehen, um die Ordnung zu erhalten, und ich ward wiederholt aufgefordert, in eine proviſoriſche Regierung zu treten, die bei dem gänzlichen Mangel an Achtung für die Perſönlichkeit des Regierungspräſidenten von Scheel (jetzt Scheele) eine Autorität bilden könne, um ſowohl den geſetzlichen Zuſtand in den Herzogthümern zu erhalten, als auch den Uebergriffen des neuen däniſchen Miniſteriums entgegen zu treten.

Eine Reflexion über den augenblicklichen Stand der damaligen Verhältniſſe dürfte hier nöthig ſein.

Das durch die erſte franzöſiſche Revolution geſäete Gefühl für politiſche Freiheit war unter dem darauf folgenden Regimente Napoleons I. in Deutſchland und Skandinavien faſt wieder erſtickt. Der Befreiungskrieg von 1813 und 14 mit den den Völkern verheißenen politiſchen Rechten hatte eine große Bewegung in alle Gemüther gebracht, die aber wiederum durch die mannigfaltigen nach dem Wiener folgenden Congreſſe in

Täuſchungen endete. Die Juli-Revolution in Paris zündete das gedämpfte Feuer abermals an, und obgleich es nur in Belgien und Polen zum Ausbruche kam, ward doch den meiſten Regierungen einleuchtend, daß ein theilweiſes, dem Volkswunſch Rechnung tragendes Nachgeben zeitgemäß ſei. Die Büreaukratie, die freilich als ſolche in den mehrſten deutſchen Ländern und auch in Dänemark eine eigene Kaſte bildet, ſah ſehr wohl ein, daß eigentlich freie politiſche Verhältniſſe ihrer Omnipotenz mehr oder weniger ein Ende machen mußten, arbeitete fortwährend an der Schmälerung der dem Volke eingeräumten Rechte, und ſo erhielt ſich denn nicht allein, ſondern vermehrte ſich fortwährend die Idee, als ſeien die Regierungen in Oppoſition mit den Unterthanen, und als ſuchen jene ſo viel als möglich von den Unterthanen Geld zu bekommen, um die Beamten und das Militär damit zu verſorgen. In manchen Ländern war dies wohl leider nur zu wahr, die mögliche Befeſtigung eines ſolchen Glaubens ward aber beſonders dadurch veranlaßt, daß man nie das Verſprochene gewährte, ſondern dasſelbe entweder von vornherein nicht erfüllte, oder, wo dies geſchah, ſofort begann die eingeräumten Rechte auf die eine oder die andere Art zu neutraliſiren. In dieſem Zuſtande des gegenſeitigen Mißtrauens fand die Februar-Revolution Frankreich's Deutſchland und ſeine angrenzenden Länder vor; es war daher natürlich, daß bei einer ebenſo unerwarteten als eklatanten Durchführung der öffentlich anerkannten Anſicht der Pariſer Bevölkerung, in einer mehrentheils politiſch unbedeutenden Sache eine Anregung lag, daß auch in anderen Staaten, wo Verſprechungen nicht gehalten oder eingeräumte Rechte geſchmälert worden waren oder überhaupt Unzufriedenheit über die Executive exiſtirte, die Oppoſitionspartei den rechten Moment gekommen glaubte, um das Nichterhaltene

oder Verlorene wieder zu erzwingen, und daher der in allen Residenzen Deutschlands nach und nach losbrechende Sturm, der mit dem Nachgeben und Einräumen überall endete. Dieser Strudel ergriff unbewußt Jedermann, und es war zur festen Ueberzeugung gekommen, daß, wenn man sich nur bestimmt den Regierungen gegenüber ausspräche, diese auch das Verlangte einräumten!

Von dem Gedanken beseelt, die bisherigen Verhältnisse der Herzogthümer zu einander fester zu knüpfen und eine ihre Rechte sichernde Stellung Dänemark gegenüber erhalten zu können, wenn das gesammte Land sich einstimmig erwies, erschien mir die Bildung einer provisorischen Regierung nicht nur als Bedürfniß, sondern als Nothwendigkeit. Mit dieser Anschauung waren auch die Herren Bargum und Graf Reventlow am 23. März in Kiel einverstanden und Herr Beseler sprach die gleiche Gesinnung aus, obschon ich später daran zweifeln mußte. Dieses war die Sachlage in dem Augenblicke! Die Beweggründe aber, weßhalb ich mich entschloß, der Sache mich nicht allein anzuschließen, sondern selbst Mitglied der provisorischen Regierung zu werden, waren folgende: in Kiel war man schon zu weit gegangen; bei dem derzeitigen Ministerium blieb es ganz gleichgültig, ob sich das Land dabei betheiligte oder nicht; ferner war die Behauptung Dänemarks zu befürchten, daß die Herzogthümer im Aufstande wären und daß in dessen Folge die 10000 Mann Truppen, die in Jütland, und 6000 M., die auf Seeland zusammengezogen waren, in die Herzogthümer einrücken und diese für eroberte Länder erklären, ihrer Rechte berauben und gerade dasselbe Regiment einführen würden, welches seit 1851 eingeführt ist. Deutschland war in einem völligen Zustand der Auflösung, von dorther konnte kein zuverläßiger

Einſpruch erwartet werden, alſo blieb nichts anderes übrig, als eine ſolche Stellung zu nehmen, daß zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern ein Verſtändniß auf dem Wege der Verhandlungen herbeigeführt werden konnte. Dazu war aber vollſtändige Einigkeit, Ruhe und Ordnung bei der ganzen Bevölkerung erforderlich. Dieſes wußte ich, und ſo war ich auch von der Wahrheit durchdrungen, daß nur ich die Einigkeit, Ruhe und Ordnung zu erhalten vermochte. Sowohl der Beamtenſtand, als das Militär kannten meine Grundſätze, und mein Name war hinreichend, um die Rechtlichen zu ſtärken und die Unruhigen zu bändigen. Ich entſchloß mich alſo mit den drei Männern, die ich dem Könige zu meinen Mitarbeitern empfohlen hatte, eine proviſoriſche Regierung zu bilden und zwar, weil ſie durch die Wahl der Ständeabgeordneten gleichſam ſchon einer Stellung genoſſen, dann aber auch, weil ich, ſollte ſich noch eine meinen Vorſchlägen günſtige Antwort aus Kopenhagen einſtellen, es allezeit in meiner Macht haben würde, die proviſoriſche Regierung in die Statthalterſchaft umzuwandeln. Die Conzeſſionen, die ich verlangt hatte, waren Alles, was die Bewohner der Herzogthümer wünſchten; mit deren Gewährung wäre einentheils jeder Grund zum Widerſpruche weggeräumt geweſen, anderentheils hätte ich keinen Augenblick gezögert, geſtützt auf die mir vom Landesherrn ertheilte Autorität, die ſtrengſten Mittel zu ergreifen, um die gewohnte Ordnung zu erhalten. Vor Oppoſition bei dieſer Gelegenheit war mir nicht bange.

Während der Verhandlungen zwiſchen den drei Herren und mir ſtellte ſich wieder Herr Stein als Abgeordneter vom Rathhauſe ein und trat etwas gedämpfter auf. Nach meiner Erklärung, daß ich lieber ſogleich nach Hauſe reiſen wollte, als mich mit ſeinen Conſorten einzulaſſen, entfernte er ſich.

Obwohl dieſe Schrift zugleich eine Rechtfertigung meiner Handlungsweiſe ſein ſoll, ſo darf ich dennoch dabei behaupten, bei dieſer Gelegenheit den Dank der deutſchen Fürſten in Sonderheit verdient zu haben und in Anſpruch nehmen zu können, den ſie aber wie Allen, ſo auch mir entzogen, ja mir meine ihnen geleiſteten Dienſte durch Undankbarkeit gelohnt haben. In einem Augenblicke, wo Alles in Deutſchland locker ſich geſtaltete, verhinderte ich, daß in Kiel die Republik proklamirt ward, denn die Abſicht jener Geſellſchaft auf dem Rathhauſe war keine andere. Mich wollten ſie benutzen, um die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen und nachher hätte ſich dieſe proviſoriſche Regierung in eine republikaniſche verwandelt. Bei der Wichtigkeit, welche die Herzogthümer derzeit in den Augen von ganz Deutſchland hatten, hätte dies unfehlbar weiter geführt, und jedenfalls wären alle kleinen Fürſten, die der Freiherr von Stein (in ſeinem Leben von Pertz) ſo treffend bezeichnet, entfernt worden.

Nachdem nun Graf Reventlow, Beſeler, Bargum und ich uns darüber verſtändigt hatten, daß der Zweck einer proviſoriſchen Regierung allein derjenige ſei, das Beſtehende in den Herzogthümern, ſowie Ordnung und Geſetzmäßigkeit in ihrem ruhigen Gange zu erhalten, machte Beſeler es zur Bedingung, daß auch Advokat Bremer Mitglied werde, um den Norden Schleswig's zu vertreten. Hiergegen hatten wir nichts einzuwenden, weil Bremer als ein ruhiger, beſonnener und ehrenwerther Mann bekannt war, obgleich weder Reventlow noch ich perſönlich mit ihm bekannt waren. Herr Beſeler übernahm es jetzt, nach dem Rathhauſe zu gehen und die dort tagende Verſammlung von unſerem Vorhaben in Kenntniß zu ſetzen, damit nicht anderweitige Auftritte die Ruhe ſtören möchten, die wir zu erhalten ſtrebten. Nach längerer Verhandlung verſprach jene

Verſammlung, die proviſoriſche Regierung anzuerkennen, wenn Bargum von dem Commandeur der Kieler Bürgergarde, dem Kaufmann M. T. Schmidt, in der proviſoriſchen Regierung erſetzt würde, jedoch mit der Bedingung, daß zuvörderſt ihnen das Program derſelben vorgelegt würde. Mir war dieſer Menſch keineswegs genehm, doch als Herr Bargum ſelbſt erklärte, er ſähe es eben ſo gerne, nicht in die proviſoriſche Regierung zu treten, und Graf Reventlow einſtimmte, ſo gab ich meinen Widerſpruch auf, und die Sache war folglich bis auf die Abfaſſung unſerer Proklamation abgemacht. Mit der Redaktion derſelben beſchäftigten ſich ſofort Beſeler und Reventlow, während ich ſofort die nöthigen Maßregeln zum Zuge nach Rendsburg traf. Der Major Sachau, nach dem Rücktritt des Oberſt Hoegh Commandeur des Jägercorps, meldete ſich bei mir und gab mir die Stärke deſſelben auf 250 Mann an. Ferner wünſchten 250 Kieler Studenten und Turner mitzugehen und außerdem wollte ſich ein Theil der Kieler Bürgerbewaffnung anſchließen. Da Kiel in jenem Augenblicke ein ſo wichtiger Punkt war, ließ ich den beſonnenen und umſichtigen Major von Sachau als Commandant daſelbſt bleiben und gab das Commando der Jäger an den Hauptmann von Michelſen, der ein großes Vertrauen bei den Studenten und Turnern genoß und daher bei ihnen leichten Gehorſam finden konnte. Die Ordre war, daß wir mit dem Eiſenbahnzug, der am 24. Morgens 7 Uhr nach Rendsburg abfuhr, dorthin gehen ſollten.

In der Zwiſchenzeit hatte ich den ſich mir zur Verfügung ſtellenden Herzog von Glücksburg gebeten, daß ſowohl er als ſein Bruder, welcher die in Kiel garniſonirende Schwadron des 2. Dragoner-Regiments commandirte, ſich von dieſer ganzen Sache fern halten möchten, weil es keine dynaſtiſche, ſondern

eine Landesangelegenheit ſei! Ich ſei durch meine Stellung in der allgemeinen Meinung genöthigt zu handeln, ich wiſſe vollkommen, daß ich Alles dabei aufs Spiel ſetze; aber meine Pflicht erheiſche und das Vaterland geböte es mir; deßhalb wolle ich es aber nicht auf mein Gewiſſen nehmen, die Betheiligung ihm nicht widerrathen zu haben. Hiermit einverſtanden, verzichteten beide Brüder auf jede Theilnahme und der Prinz gab das Commando der Schwadron am nächſten Morgen an den Premier-Lieutenant von Bernſtorf ab.

Während dieſe Angelegenheit von mir beſorgt wurde, hatten Beſeler und Reventlow den Entwurf zur Proklamation vollendet und bis auf den Satz: „Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheitsbeſtrebungen Deutſchlands anſchließen", ſtimmte ich demſelben bei. Meinen Widerſpruch gegen dieſe Worte fand auch Reventlow richtig, denn ein ſolcher Anſchluß lag weder in unſerer Abſicht, noch in der Geſinnung des Volks. Beſeler behauptete aber, daß dies der Leute auf dem Rathhauſe halber bleiben müſſe und auch um den Enthuſiasmus in Deutſchland für die Herzogthümer rege zu halten. Wir gaben nach, unter der Vorausſetzung, daß auf dieſe Worte doch wohl kein beſonderes Gewicht gelegt werden würde. Es blieb aber ein Fehler, ſolches zu thun, denn gerade bei ſolcher Gelegenheit darf kein Wort mehr, als was wahr iſt, gebraucht werden, wenn man keine Täuſchung beabſichtigt.

Mit dem ſolchergeſtalt genehmigten Entwurf gingen wir um 1 Uhr Nachts in die Verſammlung auf dem Rathhaus und Beſeler verlas die Proklamation, die einen Sturm von Widerſpruch hervorrief, in welchem man hörte: „Dies ſei gar Nichts. Es ſei durchaus nicht, was man wolle! Hier fehle Alles darin, das Ding ſei faul ꝛc."

Reventlow trat hierauf hervor und ſprach mit einer Wärme und Beſtimmtheit, die ich hier um ſo lieber anerkenne und hoch ſchätze, als er ſpäter ſich ſchwach und wankelmüthig und gegen mich perſönlich ſehr ungentlemeniſch gezeigt hat. Nachdem derſelbe dieſer Verſammlung gerade heraus geſagt hatte, daß ihre Anſichten ſehr weit von der allgemeinen Meinung im Lande entfernt ſeien, daß das Land Ruhe und Ordnung bei der Erhaltung ſeiner bisherigen Verhältniſſe wünſche, ferner daß es ſich hier nicht um Neuerungen handle, ſondern daß ſich gerade, um den, von Dänemark ausgehenden Eingriffen zu begegnen, die proviſoriſche Regierung bilde, erklärte er, weder er noch ich würden an der Sache Theil nehmen, falls in dem Wortlaute der Proklamation eine Silbe geändert würde; er verlange, daß ſämmtliche Anweſende ſich mit derſelben einverſtanden erklärten und ihm darauf die Hand gäben. Dies geſchah und wir gingen nach unſerem Hotel wieder zurück, um noch bis zum Morgen 6 Uhr des 24. März die nöthigen Briefe zu ſchreiben und ſonſtige Vorkehrungen zu treffen. Herr M. T. Schmidt fand ſich auch ein, um mir Vorſchläge über ſein Dampfboot zu machen, auf die ich ſpäter zurückkommen werde.

Als am 24ſten März $5^3/_4$ Uhr ſämmtliche Glocken Kiel's läuteten, ſtrömte die Bevölkerung nach dem Marktplatze, und die um 6 Uhr aufgehende Sonne beſchien die dort verſammelte Garniſon, die bewaffneten Bürger, Studenten und Turner und den gänzlich mit Menſchen gefüllten Platz, wo vom Rathhauſe herab Beſeler die Proklamation vorlas und darauf ein dem Vaterlande geltendes Hoch aus aller Munde erſcholl. Es tönte dies nicht als ein gellendes, rohes Geſchrei von Unruheſtiftern oder eines befriedigten Haufens, der ſich über das abgeworfene Joch, das ihm Geſetze und Obrigkeit auflegen, ent-

zückt fühlt, nein! es lag in der ganzen Scene ein Ausdruck des Ernſtes, der Ruhe und der Entſchloſſenheit, daß jeder Unbetheiligte gefühlt hätte, hier herrſcht nicht Uebereilung vor, ſondern der Entſchluß, in aller Ordnung ſeine Rechte gegen äußere Angriffe zu ſchützen. Ich vermag auch gleich im Anfange dieſer Schrift zu ſagen, daß während der ganzen Zeit der Bewegung von 1848 bis 1851 keine Behörde über verweigerten Gehorſam in den Herzogthümern hat klagen können, mit Ausnahme einiger, von den däniſchen Propagandiſten im Winter 1849 angefachter Unordnungen im nördlichen Scheswig.

II.

Beſitznahme Rendsburgs.

Vom Rathhauſe weg ging ich zu den aufgeſtellten Truppen, um ſie nach der Eiſenbahn zu dirigiren, und folgte dann meinen Herren Kollegen wieder nach Brandt's Hotel. Unterwegs ſagte mir Graf Reventlow, daß er nothwendig mit mehreren Freunden heute in Kiel Rückſprache nehmen müſſe, und daher erſt Nachmittags nachkommen könne. Ich verlangte, daß nur einer von ihnen, entweder er oder Beſeler mitgehe, weil ſonſt die Sache als eine blos von mir unternommene erſcheine, welches ich unter keiner Bedingung wünſchen könne; ferner dürfte auch Manches zu befehlen und zu unterzeichnen ſein, wozu zwei Mitglieder erforderlich ſeien, allein könne und wolle ich keineswegs gehen. Ich muß hier Herrn Beſeler bezeugen, daß er ohne alle weitere Einwendungen ſich bereit erklärte, dieſen Zug mitzumachen, der ebenſo leicht mit unſer Aller Füſilirung, als mit der Einnahme Rendsburgs enden konnte.

Voraus bemerken muß ich hier, das mir bisher noch keine wahre Schilderung dieſes Zuges vorgekommen iſt, denn theils hat Niemand der dabei Betheiligten ihn beſchrieben, theils haben die Schriften darüber die partheiiſchen Anſichten ihrer Autoren zur Geltung bringen wollen, oder letztere haben den Zug ſich von Perſonen erzählen laſſen, die exaltirt waren, oder ſonſtige Abſichten verfolgten. Hierbei kann

ich nicht unterlaſſen darauf aufmerkſam machen, daß in den „Denkwürdigkeiten zur neueren Geſchichte Schleswig-Holſteins“ vom Verfaſſer der Schrift: „Williſen und ſeine Zeit“ theils überhaupt eine Maſſe von Unwahrheiten und Verdrehungen ſich auffinden, theils und insbeſondere auch die Angabe über die Beſetzung Rendsburg's nur ein Gewebe der verkehrteſten Auffaſſungen iſt! Dieſes erſcheint um ſo auffallender, als der Verfaſſer, wenn er ſonſt gewollt, ſich ganz correkte Nachrichten hätte verſchaffen können, indem er vom Anfange an in meinem Büreau arbeitete, und ſpäter von mir in der Armee angeſtellt wurde. Ob Beſchränktheit ſeines Verſtandes oder ſein Wunſch der Broſchüre Abſatz zu verſchaffen, ihn geleitet hat, ſcheint nicht ſchwer zu entſcheiden, — da er Perſönlichkeiten rühmt oder tadelt, jenachdem ſie ihm ſchaden können, oder ihr Tadel Anklang finden mochte.

Um 7 Uhr waren unſere 250 Jäger unter dem Hauptmann Michelſen und 50 Kieler Bürger unter Führung des Herrn Sammer auf dem Kieler Bahnhofe in einen Zug placirt. Die Turner und Studenten hatten ſich Nachts keine Ammunition geholt, und wurden daher durch die verſpätete Vertheilung jetzt zurück gehalten. Es war keine Kleinigkeit von einer ſo unbedeutenden Stärke faſt die Hälfte, und gerade den verwegenſten Theil zu entbehren; ich ließ daher das Zeichen zur Abfahrt nicht geben, ſondern den Bahninſpektor Dietz neben mein Coupé ſtehen, um ſo lange als möglich noch warten zu können. Da lief ein Dampfboot plötzlich um die Hafenbucht, und legte an die Brücke. Meine Reflexion war in dem Augenblicke, welche Nachrichten wohl mit demſelben aus Kopenhagen kämen. War in letzteren die Annahme meiner Vorſchläge vom Könige enthalten, ſo war mir klar, daß die Zu-

ſtände in Kiel deren Durchführung unmöglich machten. — Ich mußte vorerſt Rendsburg und die Militärmacht zur Durchführung derſelben in Händen haben; anderentheils konnte auf meine Vorſchläge insgeſammt abſchlägige Antwort in ſolcher Weiſe erfolgt ſein, daß die Durchführung der proviſoriſchen Maßregeln dadurch vereitelt wurde. Endlich konnten vermittelnde Maßregeln vorgeſchlagen werden, die alle Conſervative bedenklich machten, und dadurch uns in die Hände der Demagogen trieben. In jedem Falle war es zweckmäßig auf der begonnenen Bahn ſo lange fortzufahren, bis ich einen feſten Halt hatte, von welchem aus ich allem Ueberſprudeln entgegentreten konnte. Ich gab daher Befehl zur Abfahrt und der Zug eilte ſofort Neumünſter zu. Um nicht ganz ohne Hülfe bei dieſer Unternehmung zu ſein, hatte ich den Hauptmann im Ingenieurcorps, von Leſſer, der in der Nähe von Kiel Chauſſeearbeiten leitete, rufen laſſen und ihn gebeten, Adjutantendienſte bei mir zu verrichten. Er nahm dies an und er, Herr Beſeler und ich befanden uns in einem Coupé; von Neumünſter aus geſellte ſich auch der jüngſte Sohn des Generals Krohn zu uns, der in Rendsburg ſeine Schulbildung erhalten hatte, und deßhalb mit der dortigen Lokalität und dem Perſonal ſehr bekannt war. Ich gab ihm den Auftrag, ſofort bei unſerer Ankunft zu dem Küſter der Garniſons-Kirche zu eilen und die Glocken ziehen zu laſſen, damit das Militär, im Glauben es ſei Feuerlärm, unbewaffnet die Baraken verlaſſen möge und den Vorſtellungen und dem Einfluſſe der däniſchen Officiere entzogen würde. In Neumünſter trafen wir einen Gutsbeſitzer, der in der Nacht aus Kiel nach Rendsburg geritten war, um daſelbſt zu erkunden, ob etwas über die Kieler Auftritte bekannt ſei. Er brachte mir die Nachricht, daß man in Rendsburg keine Ahnung von

den Vorfällen habe, daß ferner von dem Bahndirektor, den er benachrichtigt habe, die Anſtalten getroffen wären, den Zug bis an die Stadt fahren zu laſſen und die Brücke über den Eiderarm gangbar zu machen, endlich daß die Bürger an demſelben Morgen 9 Uhr Waffen aus dem Arſenal erhalten hätten, und daher bereit ſein würden, an einem Gefechte Theil zu nehmen.

Dieſe Nachrichten waren ſehr günſtig, da ſie die Vergießung von Blut unwahrſcheinlich machten. Ich ließ die Gewehre laden, aber verbot die Zündhütchen aufzuſetzen, damit keine Schüſſe abgingen; verbot ebenfalls Tſchakos aus den Coupés blicken, ſowie den Maſchiniſten, die Lokomotive pfeifen zu laſſen, kurz alles zu vermeiden, wodurch Aufmerkſamkeit erregt werden konnte. Noch muß ich bemerken, daß in Neumünſter der Advokat Koch aus Segeberg an der Spitze von etwa 60 mit Knitteln bewaffneten Flecken- und Landbewohnern ſich uns zugeſellte. Ein Beweis davon, wie Jedermann in den Herzogthümern von dem Gefühle durchdrungen war, das Vaterland retten zu müſſen; denn es konnte in Segeberg die Nachricht aus Kiel erſt am frühen Morgen eingetroffen ſein und daher dieſe Leute **stante pede**, nach dem erſten beſten Knittel greifend, ſich auf den Weg gemacht haben, um zu der Eiſenbahn-Stunde in Neumünſter zu ſein.

Daſelbſt traf ich auf den Oberſtlieutenant Fabricius, derzeitigen Poſtmeiſter in Glückſtadt, der mit dem Eiſenbahnzuge und der Diligence direkt aus Kopenhagen kam und mir mittheilte, wie die Sachen dort ſtanden und wie jedem Holſteiner die Abreiſe von dort erſchwert würde, damit keine Kunde des Vorgefallenen zu uns kommen ſolle. Fabricius bot mir ſeine Dienſte an, die ich annahm, und ich gab ihm einige Exemplare der Proklamation, die ich bei mir hatte, mit dem Auftrage, ſie dem

Commandeur des in Glückstadt garnisonirenden Bataillons einzuhändigen und ihn aufzufordern, sich uns anzuschließen.

Der Bahnzug setzte sich darauf in Bewegung und eilte nach Rendsburg, wo er ganz geräuschlos bis in den Festungsgraben fuhr. Ein Blick auf die Wälle zeigte mir, daß wir ganz unerwartet kämen. Die Compagnien der Jäger traten an, setzten die Zündhütchen auf, und zwei, unter Michelsen's Führung, marschirten gerade nach der Hauptwache, während ich eine dritte bei den Baracken herum sandte, um die Garnison nach dem Paradeplatz zu locken, selbst aber mit der 4. Compagnie und den übrigen Bewaffneten und Unbewaffneten in einiger Entfernung Michelsen folgte, um einer aus der Altstadt kommenden Truppe den Weg zu sperren.

Ich muß, als Anekdote, erzählen, daß Herr Beseler mich beim Aussteigen fragte, wie er sich jetzt zu verhalten habe, denn ein Regenschirm sei seine einzige Waffe? worauf ich antwortete: „Gehen Sie nur immer' mir zur Seite, und treffen wir auf Widerstand, so spannen Sie den Parapluie auf, damit Sie nicht sehen, daß man auf Sie schießt." Ersteres that er auch die ganze Zeit und zu letzterem hatte er, Gottlob, keine Gelegenheit.

Obgleich keine 10 Minuten vergangen waren, ehe wir die Allee erreicht hatten, die von dem Altstädter Thor gerade nach der Hauptwache führt, hatte bereits unser Krohn die Glocken der Garnisonskirche in solche Bewegung gesetzt, daß der Commandant, Oberst v. Seyffarth, in voller Eile aus der Altstadt kam, um sich nach dem Paradeplatze (Sammelplatz) zu verfügen und dem commandirenden General v. Lützow über das vermuthete Feuer Meldung zu machen. Ich ging auf denselben zu und ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein, in welchem ich ihm das Geschehene mittheilte, ihm das mir einzig verbliebene Exemplar der Proklamation gab und ihn, trotz seiner Eile zum

commandirenden General zu kommen, ſo lange mit mir fortführte, bis ich ſah, daß die Hauptwache von den Jägern umſtellt war. Ich zeigte ihm dies und bat ihn, zum commandirenden General zu gehen und ihm zu ſagen: „daß jetzt ich in Rendsburg commandire.“

Nach der Hauptwache gekommen, ſagte ich dem wachthabenden Officier: „er ſähe ja, daß ein Widerſtand von ſeiner Seite zu nichts führen könne; ich bäte ihn daher, die Mannſchaft von den Gewehren abtreten zu laſſen,“ was er auch that. In dieſem Augenblick ſtrömten ſämmtliche bewaffnete Bürger Rendsburg's heran und der Paradeplatz fing an ſich mit einer Menge Bewaffneter zu füllen, während die Garniſon in ihren Dienſtjacken ohne Waffen, zum Feuerlöſchen adjuſtirt, ſich auch dort einfand. Daß unter ſolchen Umſtänden an keinen Widerſtand zu denken war, iſt einleuchtend, und deßhalb kam der Commandant, im Auftrage des commandirenden Generals, zu mir, den Vorſchlag machend, die Garniſon in nicht feindlicher Abſicht unter die Waffen zu rufen, damit ſie ſich darüber entſcheiden könne, welche Partei ſie ergreifen wolle. Dies nahm ich ſofort an und ging nun ſelbſt zum General v. Lützow, wo wahrlich keine ſolch alberne Scene vorfiel, als der oben genannte Verfaſſer der Denkwürdigkeiten ſie beſchreibt, ſondern für mich ein ſchmerzlicher Moment eintrat. Mit Lützow hatte ich während 17 Jahren dieſelbe Garniſon getheilt, ich hatte ihn, als Nächſtcommandirenden, unter mir gehabt und fand ihn jetzt nach 2 Jahren wieder mit ſeinem Stabe, der auch der meinige geweſen war, in dieſe peinliche Stellung verſetzt. Wer ein Herz für Kameraden hat, kann leicht begreifen, welche Gefühle mich hier bewegten. Ich wußte ſehr gut, daß er einſah, wie wir nur unſer Recht vertheidigten, er konnte aber, als geborner Däne, als verantwort-

licher Höchstcommandirender, nicht die Festung und das Armeecommando abgeben, er mußte in dem Augenblick mich als Unberechtigten ansehen und in diesem Lichte, wenn auch nur anscheinend zu stehen, war für mich ein tiefer Schmerz.

Wir verständigten uns darüber, daß die drei Bataillone der Garnison die drei Seiten eines Quarrees, und meine Jäger die vierte bilden sollten, wo dann der General die Officiere zusammentreten lassen und es ihnen frei stellen sollte, wohin sie sich erklären würden. Der Generalmarsch war inzwischen schon geschlagen und in kurzer Frist war das Quarree geschlossen. Während der General v. Lützow sämmtliche Officiere vor das mittelste der drei Infanteriebataillone rief und mit ihnen fast eine halbe Stunde redete, ohne zu einem Resultat zu kommen, stellte ich mich mit übergeschlagenen Armen, ganz allein, mitten ins Quarree. Ich werfe es den dänischen Officieren noch heute vor, daß nicht Einer oder Mehrere gleichzeitig hier auf den Gedanken kamen, mich zusammen zu hauen. Man hat mir später gesagt, dies sei ihnen auch in Kopenhagen zum Vorwurf gemacht worden und sie hätten sich damit entschuldigt, „ich habe zu imponirend ausgesehen." Das Imponirende kann doch wohl nur in dem Ausdruck gelegen haben, der stets demjenigen eigen ist, welcher fühlt, daß er das Recht unterstützt, demjenigen gegenüber, der wohl weiß, daß er eben dies Recht kränken will.

Hier ist auch der Ort, die schändliche Verläumdung zu widerlegen, welche Herr Wegener in sein Libell aufgenommen, und die fälschlichen Thatsachen, welche wirklich dadurch einer Masse Menschen glauben gemacht wurden; er sagt nämlich: ich hätte eine Zeitung vorgezeigt, in welcher ein Artikel aus Kopenhagen die dortige Revolution beschrieben und den König als gefangen erklärt habe. Die Erfindung ist zu albern, als

daß ein etwas nachdenkender Menſch nicht leicht die Unmöglichkeit einſehen ſollte; denn woher ſollte ich ein ſolches Fabrikat beſchaffen? Und wie hätte ich dies thun können, da ich erſt Nachmittags 5 Uhr des vorhergehenden Tages von den Vorgängen in Kopenhagen unterrichtet ſein konnte? Auch befand ſich auf Noer keine Druckerei, noch war ich im Stande, einige Zeit zu dergleichen Beſchäftigung in Kiel zu finden, wie aus der obigen Beſchreibung zur Genüge einleuchten muß. Am bündigſten wird aber die Sache durch meinen ganzen Lebenslauf widerlegt. Jedermann weiß, daß ich mich niemals mit Täuſchungen befaßt habe und lieber Alles ertrage, als mit Unwahrheiten zum Ziele zu kommen. Dieſe ſaubere Hiſtorie iſt daher einzig aus des Herrn Wegener Hirngeſpinnſt entſtanden, um in dieſer Schandſchrift, die er auf Befehl der däniſchen Regierung zur Vertheilung bei den fremden Höfen verfaßte, die Verdächtigung meiner Perſon nicht fehlen zu laſſen; ſie kann auch als eine Entſchuldigung einiger von Rendsburg zurückgekehrten däniſchen Officiere dienen, und ſolches zugleich bezwecken.

Als die Unterredung des Generals v. Lützow und der Officiere zu keinem Reſultat zu führen ſchien, ging ich zu Erſterem und ſagte ihm, daß ein längeres Berathen vor den Truppen dem Anſehen der Officiere ſchaden müſſe, ich wolle daher einmal die Truppen anreden. Er willigte ein, und ich wendete mich darauf an das ganze Quarree mit folgenden Worten: „Soldaten! es hat ſich in Kopenhagen ein Volkshaufe gegen das Schloß gewendet und den König gezwungen, ſein bisheriges Miniſterium zu entlaſſen, und ſtatt deſſen ein neues aus den Leuten zu wählen, welche ſich ſeit einiger Zeit ſo entſchieden gegen die Rechte der Herzogthümer erklärt haben. Dieſe Nachricht hat mich und mehrere vaterländiſch geſinnte Männer be-

wogen, eine proviſoriſche Regierung zu bilden, deren Aufgabe es iſt, im Namen unſeres, jetzt nicht freien Landesherrn die Regierung zu führen, bis dieſer die Rechte des Landes ſicher-geſtellt haben wird. Meine Frage iſt daher die an Euch, ob ihr mit mir für dieſe Rechte Euch erklären oder ob Ihr nach Norden ziehen wollt? Wer dies Letztere will, der trete vor!" Kein Menſch rührte ſich; ich machte dem General v. Lützow ein Compliment, indem ich ihm ſagte: „Herr General, Sie ſehen, die Mannſchaft ſtimmt mir bei." Er wendete ſich zu den Offi-cieren, die noch immer zuſammen ſtanden und ſagte: „meine Herren, jeder handle nach ſeiner Ueberzeugung, ich reiche meine Entlaſſung ein."

Die in Schleswig-Holſtein gebornen Officiere traten wieder ein und ich beorderte die Garniſon in ihre Quartiere, mit dem Befehl, um 4 Uhr Nachmittags auf dem Paradeplatz zu ſein zur neuen Vertheilung der Compagnien unter die zurückgebliebe-nen Officiere. Wie ich über den Platz zurück nach der Haupt-wache ging, ſtellten ſich mir mehrere Officiere und Artilleriſten der aus däniſcher Chikane vor 2 Jahren aufgelösten Bürger-artillerie vor, und ich erklärtr ihnen, daß ihr früheres Corps jetzt wieder errichtet würde, damit ſie zur Sicherung der Feſtung beitragen könnten. Es brach bei dieſem Anlaß ein bedeutender Jubel unter der großen Maſſe aus, die den Platz füllte, ſo daß man wirklich nahe daran war, mich zu erdrücken, und ich, der ſtets ſolchen Demonſtrationen abhold war, auf Plattdeutſch aus-rief: „Kinder! Kinder! laßt uns das Jubeln ausſetzen, bis wir die Katze in den Sack gethan haben, wovon wir bis jetzt noch weit entfernt ſind."

Dies war denn die Einnahme Rendsburg's, die ſo verſchie-denlich beurtheilt wird: von den Dänen als Hochverrath, von

Unwiſſenden als ein Fehler im conſervativen Princip, von manchen Regierungsleuten als Zeichen der Revolution, von Niemandem aber als eine rühmenswerthe That angerechnet wird. Ich habe mich ſo ſehr ins Detail dabei eingelaſſen, eben damit Jedermann ſich ein eigenes Urtheil bilden und es Jedem klar werden möge, daß die Beſetzung dieſer Feſtung eine unumgängliche Nothwendigkeit war, ſobald der proviſoriſchen Regierung ein Halt gegeben werden ſollte. Dennoch will ich nochmals hier recapituliren, aus welchen Gründen ich mich keinen Augenblick bedenken konnte, die Feſtung in meine Gewalt zu bringen:

Erſtlich, daß ſich die proviſoriſche Regierung bilden mußte, war ein unumgängliches Bedürfniß, um Anarchie und Unordnung zu vermeiden. Daß ſie dieſen Zweck erreicht hat, habe ich oben bereits geſagt. Sollte dieſe Behörde ihre Aufgabe erfüllen, ſo mußte ſie die Geldmittel, die bewaffnete Macht und das Arſenal des Landes in ihren Händen haben. Dieſe waren alle drei in Rendsburg concentrirt, folglich war die Conſtituirung der proviſoriſchen Regierung mit der Beſetzung Rendsburg's identiſch.

Zweitens, nach meinem ſpeciellen Geſichtspunkte war es nothwendig, das Militär und die Feſtung in meine Gewalt zu bekommen, weil ich noch die Hoffnung nicht ganz aufgeben wollte, daß der König auf meine Vorſchläge eingehen werde und ich alſo ein kräftiges Auftreten gegen die Demagogen zu beſtehen haben würde, das aller vorhandenen Mittel bedurfte, wenn ſofortige Ruhe hergeſtellt werden ſollte. Daß ſich die däniſchen Officiere entfernten, war mit meinem Verlangen übereinſtimmend und zwar je eher, je beſſer, weil dieſe Leute durch ihr Benehmen ſehr zur Anregung der Animoſität beigetragen hatten.

Drittens, ward durch die Einnahme von Rendsburg, die ganze Leitung aus Kiel verlegt, wo es nicht möglich geweſen wäre, den gährenden Stoff vom Einfluße auf die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung fern zu halten. Dies konnte in Rendsburg ohne Schwierigkeit geſchehen, weil in der Feſtung die militäriſche Polizeigewalt vorwaltete.

Endlich ward der ganzen Bewegung dadurch ein ernſtlicher Ausdruck verliehen, daß mit einem Streiche die Landeskaſſe, die Landesbefeſtigung und die Landesmacht in die Hände der vom ganzen Lande gebilligten Behörde kamen, und dabei war überdem zu hoffen, daß die däniſchen Machthaber ſich nun eher auf Verhandlungen einlaſſen würden und dadurch die Sache ſelbſt ſich in Güte und Freundſchaft beendigen laſſen könne.

Dieſe Gründe ſind gewiß hinreichend, um jeden denkenden Menſchen davon zu überzeugen, daß es kein beſonderer revolutionairer Akt geweſen iſt, die Feſtung in Beſitz zu bekommen, wenn man ohne einen Schuß zu feuern in dieſelbe geht und ſich mit dem Commandanten und dem Höchſtcommandirenden darüber verſtändigt, wer künftig daſelbſt commandiren ſoll. Es iſt mir aber von ſo vielen Seiten entgegnet worden: „aber Rendsburg! but Rendsbourg! mais Rendsbourg!» als ob mir beſonders dies zur Laſt fiele, und deßhalb will ich hier es weiter aufklären. Den Dänen war die Einnahme Rendsburg's ein Donnerſchlag, denn ſie glaubten dieſelbe bei den getroffenen Maßregeln unmöglich, und ferner fand ſich ihre Nationaleitelkeit durch die Art und Weiſe, wie ich ihnen dieſen Anhaltspunkt genommen hatte, entſetzlich gekränkt. Alſo nur durch ein Verbrechen, welches ſie mir nicht zugetraut hätten, oder eine Lüge, die ich der Garniſon vorgetragen

hätte, konnte dies geſchehen ſein, oder wenigſtens mußte es der Welt ſo vorgeſtellt werden. — Daß die Zeitungsgeſchichte eine ſolche Erfindung iſt, habe ich bereits geſagt, und daß ich nicht mehr oder weniger als jeder Andere bei dieſer Gelegenheit ſchuldig war, werde ich am Schluſſe beweiſen. — Ich meines-theils habe hierüber ſtets ein ebenſo ruhiges Gewiſſen gehabt, als jeder Augenzeuge der Einnahme Rendsburg's bezeugen kann, daß ich mit Ruhe und Kaltblütigkeit die kleine Schaar von Kiel aus bis auf den Rendsburger Paradeplatz führte. — Das thut keiner, der in ſeinem Gefühl ſich einer ſchlechten That bewußt iſt, denn es waren 10 gegen 1 zu wetten, daß wir alle maſſakrirt werden würden. Deshalb habe ich mich immer mit dem Gedanken beruhigt, daß die Schreier über die Einnahme Rendsburg's mir dies nur vorwerfen, weil ſie nicht den Muth gehabt hatten, es ſelbſt zu thun. — Muth gehört nicht viel dazu ſeine Haut den Kugeln preiszugeben; aber ſeinen guten Namen den Läſterzungen darzubieten, damit dieſe mit ſcheinbarem Rechte über einen herfallen können, dazu gehört viel Charakterfeſtigkeit. — Genug aber hiervon; wer kein Nationalgefühl hat, kann die ganze Begebenheit in den Herzogthümern nicht begreifen. — Wer aber ein Volk begreift, das Geſetz und Ordnung im Herzen trägt, das ſeine Rechte als ſein Heiligthum ehrt, der wird einſehen, daß hier keine Habſucht, Herrſchſucht oder Luſt zur Revolution gegen die beſtehende Ordnung zum Grunde lag, noch beabſichtigt wurde, ſondern daß jeder glaubte, zum Schutze der Landesrechte auch dem Landesherrn zu dienen, wie es wirklich geſchehen wäre, ſobald der Landesherr ein anderer geweſen.

III.

Schwierigkeiten, welche ſich der Einrichtung der allernothwendigſten Vertheidigungsmaßregeln in den Weg ſtellten.

Morgens 6 Uhr, den 24. März, hatte die proviſoriſche Regierung ihre Proklamation auf dem Kieler Marktplatze verleſen, um 7 Uhr ging der Zug nach Rendsburg von Kiel ab, und um 10 Uhr Vormittags hatte ich die Feſtung mit allem darin Vorhandenem in meiner Gewalt. — Wie ſah es aber dennoch mit der Macht aus?

Die Feſtungswerke waren ſehr vernachläßigt, kein Geſchütz auf den Wällen, die Zugbrücken konnten kaum aufgezogen werden. — Nach dem Rücktritte der gebornen Dänen blieb mir bei der Artillerie 1 Stabsofficier, 1 Hauptmann und 1 Lieutenant; Ingenieur-Officiere gar keine. — Ich nahm daher die, als Wegeinſpectoren verwendeten drei Ingenieur-Officiere wieder in aktiven Dienſt. Bei den 4 Infanteriebataillonen war gerade 1 Offizier pr. Kompagnie verblieben, bei den 2 Jägercorps war nicht einmal dieſes Verhältniß vorhanden, indem das 1. Jägercorps nur 3 Officiere behielt. Die beiden Kavallerieregimenter hatten auch nur 1 Officier pr. Schwadron. Von Generalſtabsofficieren war gar nicht die Rede, und die ganze Militairadminiſtration fehlte ebenfalls, indem alles von Kopenhagen verwaltet worden war. Unter den Waffen ſtand nur die 2jährige Mannſchaft, alſo im Ganzen 1500 Mann. Die älteren Leute waren beurlaubt und ſeit 2 Jahren nicht zum Dienſt

gerufen worden. Waffen und Bekleidung für dieſe waren auf den Montirungsböden der einzelnen Abtheilungen vorhanden, und das Arſenal enthielt 13,000 Gewehre nebſt Säbeln und Piſtolen, ſowie auch ein ſchöner Vorrath von ſowohl Feld- als Feſtungsgeſchütz ſich vorfand. Die Hauptkaſſe hatte einen Inhalt von 2½ Millionen Reichsbankthaler. Es ſollte aber alles jetzt organiſirt, einexercirt, vertheilt und commandirt werden.

Wer den kleinſten Begriff von der combinirten Maſchine hat, die eine Armee genannt wird, kann es ſich denken, welche Laſt auf mir ruhte, um es einigermaßen nur ſo weit zu bringen, den erſten Stoß abhalten zu können, welchen die Dänen verſuchen konnten. Man wird dies um ſo leichter begreifen, wenn ich chronologiſch fortfahre, die Verrichtungen, Anordnungen und Einrichtungen zu beſchreiben, die ich zu dieſem Ende traf.

Sobald ich mit dem commandirenden General und deſſen Stabe, ſo wie mit der Garniſon in vorbeſchriebener Weiſe geendigt hatte, bezog ich ein Quartier, und beſchied den Oberauditeur Brackel, Rechnungsführer des 14. Bataillons dorthin. Ihm gab ich den Auftrag, mit einigen Officieren meine Abſicht näher zu beſprechen, daß denjenigen, welche unter der Bedingung: in unſerer Landesſache nicht gegen die Herzogthümer dienen zu wollen, zurückzutreten erklären würden, 1 Monat Gehalt, 50 Rthlr. Reiſegeld und ihre in Rendsburg vorhandenen Schuldpoſten bezahlt, ſowie Päſſe ertheilt werden ſollten. Ich glaube daher, daß die Herren mir in dieſer Beziehung nichts vorzuwerfen haben werden. Die zurückbleibenden Officiere verlangten von mir die Zuſicherung, daß es ſich hier nicht um eine Abſetzung des Regenten, oder Trennung von Dänemark handle, welches ich ihnen mit vollſter Ueberzeugung geben konnte. Ich theilte dieſe bei den verſchiedenen Truppenabtheilungen ein.

licher Höchstcommandirender, nicht die Festung und das Armeecommando abgeben, er mußte in dem Augenblick mich als Unberechtigten ansehen und in diesem Lichte, wenn auch nur anscheinend zu stehen, war für mich ein tiefer Schmerz.

Wir verständigten uns darüber, daß die drei Bataillone der Garnison die drei Seiten eines Quarrees, und meine Jäger die vierte bilden sollten, wo dann der General die Officiere zusammentreten lassen und es ihnen frei stellen sollte, wohin sie sich erklären würden. Der Generalmarsch war inzwischen schon geschlagen und in kurzer Frist war das Quarree geschlossen. Während der General v. Lützow sämmtliche Officiere vor das mittelste der drei Infanteriebataillone rief und mit ihnen fast eine halbe Stunde redete, ohne zu einem Resultat zu kommen, stellte ich mich mit übergeschlagenen Armen, ganz allein, mitten ins Quarree. Ich werfe es den dänischen Officieren noch heute vor, daß nicht Einer oder Mehrere gleichzeitig hier auf den Gedanken kamen, mich zusammen zu hauen. Man hat mir später gesagt, dies sei ihnen auch in Kopenhagen zum Vorwurf gemacht worden und sie hätten sich damit entschuldigt, „ich habe zu imponirend ausgesehen." Das Imponirende kann doch wohl nur in dem Ausdruck gelegen haben, der stets demjenigen eigen ist, welcher fühlt, daß er das Recht unterstützt, demjenigen gegenüber, der wohl weiß, daß er eben dies Recht kränken will.

Hier ist auch der Ort, die schändliche Verläumdung zu widerlegen, welche Herr Wegener in sein Libell aufgenommen, und die fälschlichen Thatsachen, welche wirklich dadurch einer Masse Menschen glauben gemacht wurden; er sagt nämlich: ich hätte eine Zeitung vorgezeigt, in welcher ein Artikel aus Kopenhagen die dortige Revolution beschrieben und den König als gefangen erklärt habe. Die Erfindung ist zu albern, als

daß ein etwas nachdenkender Menſch nicht leicht die Unmöglichkeit einſehen ſollte; denn woher ſollte ich ein ſolches Fabrikat beſchaffen? Und wie hätte ich dies thun können, da ich erſt Nachmittags 5 Uhr des vorhergehenden Tages von den Vorgängen in Kopenhagen unterrichtet ſein konnte? Auch befand ſich auf Noer keine Druckerei, noch war ich im Stande, einige Zeit zu dergleichen Beſchäftigung in Kiel zu finden, wie aus der obigen Beſchreibung zur Genüge einleuchten muß. Am bündigſten wird aber die Sache durch meinen ganzen Lebenslauf widerlegt. Jedermann weiß, daß ich mich niemals mit Täuſchungen befaßt habe und lieber Alles ertrage, als mit Unwahrheiten zum Ziele zu kommen. Dieſe ſaubere Hiſtorie iſt daher einzig aus des Herrn Wegener Hirngeſpinnſt entſtanden, um in dieſer Schandſchrift, die er auf Befehl der däniſchen Regierung zur Vertheilung bei den fremden Höfen verfaßte, die Verdächtigung meiner Perſon nicht fehlen zu laſſen; ſie kann auch als eine Entſchuldigung einiger von Rendsburg zurückgekehrten däniſchen Officiere dienen, und ſolches zugleich bezwecken.

Als die Unterredung des Generals v. Lützow und der Officiere zu keinem Reſultat zu führen ſchien, ging ich zu Erſterem und ſagte ihm, daß ein längeres Berathen vor den Truppen dem Anſehen der Officiere ſchaden müſſe, ich wolle daher einmal die Truppen anreden. Er willigte ein, und ich wendete mich darauf an das ganze Quarree mit folgenden Worten: „Soldaten! es hat ſich in Kopenhagen ein Volkshaufe gegen das Schloß gewendet und den König gezwungen, ſein bisheriges Miniſterium zu entlaſſen, und ſtatt deſſen ein neues aus den Leuten zu wählen, welche ſich ſeit einiger Zeit ſo entſchieden gegen die Rechte der Herzogthümer erklärt haben. Dieſe Nachricht hat mich und mehrere vaterländiſch geſinnte Männer be-

eigener Ueberzeugung sich der Seite zuwandten, wo sie das Recht wußten. Ihnen kam es ebensowenig in den Sinn ihren Landesherrn zu bekämpfen, als dies je meine Absicht gewesen ist.

Sofort rief ich alle Beurlaubte bis zum 6. Dienstjahr ein. Weiter zu gehen, fand ich bedenklich; denn die 7- und 8jährige Mannschaft betrachtete sich eigentlich nicht mehr als pflichtig, sie war großentheils auch verheirathet und in einer Stellung, die es den Leuten gerade in der Frühjahrs-Saatzeit sehr beschwerlich machte, Haus und Heerd zu verlassen. Schon die 3-, 4-, 5- und 6jährigen Beurlaubten setzten eine Menge Höfe und Bauern in bedeutende Verlegenheit, und ich fürchtete, daß die Vaterlandsliebe hier gegen den Privatvortheil einen harten Stand haben würde; doch kamen die Beurlaubten mit wenigen Ausnahmen rasch ein. Zwar war meine Thür von Morgens 6 Uhr bis Abends 8 beständig bestürmt von Frauen und Müttern oder Vätern und Brodherrn, die um Wiederbeurlaubung ihres Versorgers oder Dieners nachsuchten, aber die Reihen der Bataillone füllten sich dennoch. Hier muß ich bemerken, daß die Pflichtigkeit zum Mititärdienst allein auf den Landbewohnern ruhte; davon befreit waren die Städter, Kinder des Adels, der Beamten, Prediger und Schulmeister. Es war daher natürlich, daß ich wünschte, theils gerade diesen bisher Freien Gelegenheit zu geben, dem Vaterlande zu dienen, theils dadurch auch die wogende Jugend aus den Städten zu entfernen, damit Ordnung und Ruhe viel weniger einer Störung ausgesetzt würde. In dieser Absicht, und ebenfalls um die Zahl der Bewaffneten zu vermehren, forderte ich jetzt alle Waffenfähige auf, sich in Rendsburg einzufinden und sich in neuerrichtete Korps zu formiren, welche ich Freicorps nannte, weil sie aus freiwillig

Dienenden beſtanden, die übrigens Löhnung und Verpflegung wie die Soldaten bekamen und vom Staate die ihnen fehlenden Waffen, aber keine Uniform erhielten, übrigens aber unter den Militärgeſetzen ſtanden. Die Stabsofficiere und die Hauptleute ernannte ich, die übrigen Offiziere durften ſie ſelbſt wählen. Man wird hieraus ſehen, daß mit Freiſchaaren dieſe Formation keine Aehnlichkeit hatte, denn es war nur von Inländern die Rede, und die Schleswig-Holſteiner ſind viel zu ruhige, geſetzliebende Leute, als daß ein Ausarten in wilde Rohheit zu befürchten war. Zur Enrollirung dieſer Mannſchaft ernannte ich Herrn Sammer mit einigen anderen Perſonen und Aerzten, welche die Legitimationspapiere und die Leibesbeſchaffenheit unterſuchen mußten und ſie dann bis zu einer beſtimmten Anzahl in Kompagnieen und Corps eintheilten. Der Hegereiter und Forſtrath Braklow hatte einen Aufruf an alle Forſtleute und Jagdbediente erlaſſen, ſich der Vertheidigung der Rechte der Herzogthümer anzuſchließen. Dieſe aus circa 150 geübten Schützen beſtehende Abtheilung bildete die erſte Kompagnie des 1. Freicorps, welches 550 Mann zählte und zum Commandeur den früheren Artillerieofficier, damaligen Amtsverwalter Krogh bekam. Das 2. Freicorps hatte ebenfalls eine Elitenkompagnie in einer Abtheilung junger adeliger und Beamten-Söhne wie ſonſtiger ſtudirten Leute aus Holſtein; das Korps zählte über 600 Köpfe und ward dem Grafen Rantzau-Breitenburg, früher bairiſchem Officier, zur Führung übergeben. Das 3. Korps beſtand aus ganz unerfahrenen Leuten und ward 450 Mann ſtark dem Hauptmann v. Wasmer zur Leitung und Einübung angewieſen. Hiermit ſollte die Enrollirung auch beendigt werden, weil der Zuzug ſo geringe ward, daß an die Komplettirung eines vierten Corps nicht zu denken war. Wie verwundert war ich daher,

als eines Morgens Herr Sammer mit der Cölner Zeitung zu mir kam, und mir darin einen Aufruf des Etatsraths Esmarch und Advokaten Clausen zeigte, die, auf der Reise zum Vorparlament nach Frankfurt begriffen, aus Cöln einen Aufruf an ganz Deutschland erlassen hatten, den Herzogthümern zu Hülfe zu eilen, um thätigen Antheil an deren Vertheidigung zu nehmen. Abgesehen von dem Nachtheile, den dieser Aufruf uns gebracht hat, indem wir, wie später gezeigt werden wird, einerseits eine Menge unruhiger Köpfe und Barrikadenhelden ganz nutzlos ins Land hinein bekamen, andererseits es in den Augen der conservativen Leute der Sache selbst den Anstrich gab, als habe sie mit den andern Unruhen in den deutschen Residenzstädten etwas gemein; abgesehen hievon halte ich diesen Aufruf für eines der größten Zeichen der Verwirrung jener Zeit. Zwei ganz unberufene Männer, die nach eigener Werthschätzung sich als Theilnehmer beim Vorparlament einfinden, erlassen auf eigenen Antrieb einen Aufruf, durch welchen sie ihre Heimath in Kosten und Verlegenheit setzen und einen ungesetzlichen Schritt thun, der gar keinen andern Grund haben konnte, als daß der Demagoge Clausen eine Masse Menschen ins Land bringen wollte, die an unsere Ordnung und Gesetze nicht gebunden waren, und mit denen er und Konsorten hofften, bei vorkommenden Fällen ihre revolutionären Pläne durchführen zu können. Noch auffallender als das Ereigniß, daß zwei ganz unbekannte Personen einen solchen Aufruf ergehen ließen, ist die Erscheinung, daß demselben Gehör und Glauben geschenkt ward, und zwar nicht bloß von einzelnen Personen, sondern von ganzen Kommunen und selbst Regierungen. Es kamen nicht bloß Freiwillige, sondern Kommunen statteten ihre Verarmten, ja Regierungen ihre Sträflinge aus, um sie den dänischen Kugeln oder der holsteinischen

das Kommando der Armee während des Waffenſtillſtandes fortgeführt haben würde, wo Muße zum Poliren und Revidiren vorhanden war, eine große Satisfaktion mir durch den Zuſtand, in welchem ſie 1849 ausmarſchirt wäre, geworden ſein würde. Aus der ferneren Darlegung der Begebenheiten wird es aber ſich zeigen, daß an Muße und Ruhe nicht zu denken war während des ganzen Sommers des Jahres 1848.

Am 24. Nachmittags hatte ich den obengenannten jungen Krohn an ſeinen Vater nach Glücksburg abgeſandt, um ihn zu bitten, ein Kommando unter mir anzunehmen. Am 26. Morgens traf der derzeitige Oberſt v. Krohn in Rendsburg ein, und ich übergab ihm das Kommando der damals diſponiblen Truppen in eine Brigade formirt, um damit nach Flensburg zu marſchiren, welches die proviſoriſche Regierung, trotz meines Widerſpruchs wegen unvollendeter Ausrüſtung und Formirung, verlangte. Die ungünſtigen Folgen dieſer Uebereilung blieben nicht aus, und werden näher beleuchtet werden. Dieſe veranlaßten ein großes Geſchrei gegen Krohn ſowohl, als auch wegen ſeiner Wahl gegen mich. Ich will jedoch hier ſofort beweiſen, daß ich in meiner Wahl vollkommen gerechtfertigt daſtand. General Krohn war einer der wenigen kriegserfahrenen Officiere, die ſich im Lande befanden. Er hatte ſeine erſte Bildung auf der Rendsburger Freicorporalſchule (Kadettenſchule) erhalten, hatte darauf im ſogenannten Ewald'ſchen Jägercorps ſeine praktiſche Ausbildung bekommen, und war ein von dem tüchtigen General Ewald geſchätzter Officier, mit dem er 1809 den Zug nach Stralſund machte. Als Adjutant des Prinzen Friedrich von Heſſen, der die däniſche Diviſion unter Marſchall Davouſt 1813 commandirte, machte er den Feldzug in Mecklenburg und Holſtein, dann den Marſch an den Rhein 1814, und endlich den

Feldzug 1815 nach Frankreich mit, wo das däniſche Auxiliarcorps bis 1819 im Felde ſtand. Keiner wird läugnen, daß bei ſolcher Verwendung General Krohn, der mit Luſt und Eifer ſeinem Fache anhing, Gelegenheit gehabt habe, eine praktiſche Kenntniß der Kriegführung ſich zu erwerben, überdies hatte er aber auch das Studium derſelben im Frieden nicht aufgegeben, ſondern mehrere Schriften im Druck erſcheinen laſſen, die nicht ohne Werth ſind. Daß ein dreißigjähriger Friede immer nachtheilig wirkt, iſt eine anerkannte Sache; daß ein 60jähriger Mann mehr Bedenklichkeiten ſehen wird, als ein 30jähriger, iſt gewiß auch einleuchtend; daß ich aber keine beſſere Wahl hätte treffen können, darf gewiß von Niemandem, der die Perſönlichkeiten in den Herzogthümern kannte, bezweifelt werden. Am gegebenen Orte werde ich den General Krohn gegen die unbilligen Vorwürfe vertheidigen, und dabei wird es Jedermann klar werden, welche ungereimte Forderungen man an uns ſtellte und welche ungerechte Urtheile man über uns fällte.

Am 25. März kam der Herzog von Auguſtenburg mit dem bekannten Briefe des Königs von Preußen aus Berlin zurück, leider zu ſpät, denn ich bin vom erſten Augenblicke ab der Anſicht geweſen, daß dieſer Brief am 23. jeder Bewegung vorgebeugt haben würde. Von faſt allen Seiten iſt derſelbe ſpäter getadelt worden, weil niemand bedachte, daß er geſchrieben wurde, ohne eine Ahnung von dem, was inzwiſchen ſich zutrug. Setzt man aber voraus, daß keine Handlungen geſchehen wären; ſo muß man einräumen, daß einerſeits die Herzogthümer im Ausſpruche des Briefes ihre Rechte beſchützt ſahen, andrerſeits die Dänen der einen Hälfte ihrer falſchen Behauptung widerſprochen, und ihren Plänen einen nicht zu verachtenden Damm vorgeſchoben fanden, indem ſie Preußen nicht unbeachtet laſſen

konnten; alſo ſich wohl gehütet haben würden, thätig einzuſchreiten. Wie es ſtand, war die Sache allerdings nicht genügend. Doch gab uns der Brief das Recht die Hülfe Preußens anzuſprechen. Dieſes benutzte ich, um den König zu bitten, mir Officiere zu ſenden, welche dem dringendſten Bedarf abhelfen konnten. Der König bewilligte dieſes und ſandte mir ſogleich fünfundzwanzig Officiere und erlaubte noch anderen, bei uns freiwillig einzutreten,, ſo daß im Laufe des erſten Monats ſich deren Zahl im Ganzen bis gegen 50 belief. Dieſelben waren mir von unerſetzlichem Nutzen. Ich erlaube mir deshalb hier, dieſen Ehrenmännern wiederholt meinen Dank auszuſprechen, und ihnen das Zeugniß zu geben, daß ſie ſowohl mir wie der Armee eine wahre Stütze, und Männer geweſen ſind, denen wir unerſchütterliches Vertrauen geſchenkt und die wir innig lieb gewonnen haben. Auf vorbeſchriebene Weiſe vermehrte ſich die Zahl der Bewaffneten bis zum 8. April auf 6150 Mann, die freilich nichts weniger als wohl formirt waren. Bevor ich aber die weitere Organiſation der Truppen berühre, muß ich wieder auf die allgemeinen Begebenheiten und die auf die Schickſale der Herzogthümer Einfluß äußernden Ereigniſſe und Thatſachen zurück kommen.

IV.

Installirung der provisorischen Regierung und ihre ersten Schritte.

Nachmittags den 24. März trafen Graf Reventlow und Herr M. T. Schmidt aus Kiel in Rendsburg ein, und am 25. Morgens Herr Bremer aus Flensburg. Die provisorische Regierung konnte daher ihre erste Sitzung halten. Natürlich mußte ihr Verhältniß zu den Behörden und der Wirkungskreis ihrer Thätigkeit hier der erste zu verhandelnde Gegenstand sein. Ich brachte ihn daher zur Sprache und legte meine Ansicht dahin dar, daß die gesammte Administration dem schleswig-holsteinischen Regierungscollegium übertragen werden müsse, und wir nur die Decisionen zu geben haben würden, welche sonst von den Immediatcollegien oder aus dem Cabinet ertheilt würden. Diese Ansicht rechtfertigte ich dadurch, daß von Neuerungen oder Gesetzesänderungen, in Folge unseres Zweckes, das Bestehende erhalten zu wollen, nicht die Rede sein könne, und da die Centralisation in der Verwaltung uns noch nicht beglückt habe, so wäre kein Einmischen in die inneren Angelegenheiten der Kommunen und Districte nöthig. Gegen diese meine Meinung trat Herr Beseler mit der sehr naiven Aeußerung auf: „Dann würden wir sehr wenig zu thun haben!“ Graf Reventlow war unentschlossen, Herr Schmidt, der sein Privatinteresse stets jedem anderen vorzog, hatte natürlich seine Gründe, Beseler beizustim-

men, und Herr Bremer äußerte keine Meinung; alſo drang Beſeler durch. Es ward aber dennoch kein feſter Beſchluß gefaßt, wie eigentlich der Geſchäftsgang ſein ſolle. In einer Sache waren wir ganz einig, nämlich: ſofort ein allerunterthänigſtes Schreiben an Se. Majeſtät, unſeren Landesherrn, zu ſenden, in welchem wir die Gründe unſeres Verhaltens darlegten, und die Verſicherung gaben, daß wenn die Rechte und die Stellung der Herzogthümer ſichergeſtellt ſein würden, wir ſofort dem rechtmäßigen Herrſcher die Gewalt wieder zu übergeben bereit ſeien. Dies Schreiben ward an ſelbigem Tage Abends unterzeichnet und abgeſandt. In derſelben Sitzung brachte Beſeler die größtmöglichſte Truppenſendung nach dem Norden Schleswigs als eine Nothwendigkeit zur Sprache, um den dortigen Einwohnern die Beruhigung zu gewähren, nicht ſofort einem Angriffe der Dänen ausgeſetzt zu ſein. Ich wendete hiergegen ein, daß die Bataillone noch zu incomplet und die eingekommenen Permittirten zu neu ſeien, um ohne einige Tage vorher ſtattgefundener Uebung gleich ausmarſchiren zu können; daß ich weder Beſpannung für die Artillerie, noch Officiere für dieſelbe hätte, ſowie daß es alle Ordnung ſtören würde, falls jetzt ausmarſchirt und ein großer Theil der einkommenden Beurlaubten nachgeſandt werden müſſe. Alles dieſes ward aber überhört und die Regierung beſchloß, daß am 28. bereits Alles, was formirt ſei, gen Norden ziehen ſolle.

Sonntag den 26. trafen aus Copenhagen, nebſt einer Menge Schleswig-Holſteiner, die in den verſchiedenen höheren Collegien dort angeſtellt waren, auch die 5 Mitglieder der Deputation der Ständeabgeordneten in Rendsburg ein. Der Erfolg der Sendung übertraf jede Erwartung, denn die Antwort des Königs an die Deputation war eine Mittheilung des Patents, durch

welches das Herzogthum Schleswig dem Königreiche Dänemark so gut wie incorporirt ward.

Die Vorgänge und Ereigniſſe hatten ſich folgendermaßen geſtaltet:

Am 21. März zogen die Führer der demokratiſchen Partei in Kopenhagen, begleitet von den Mitgliedern des Caſino's, nebſt einem Volkshaufen von mehreren tauſend Menſchen, gegen das Königliche Schloß, um die Verabſchiedung des beſtehenden Miniſteriums zu ertrotzen. Der König, ſtatt einige Schwadronen gegen dieſe Revoltanten zu ſenden, wodurch alles hätte beſeitigt werden können, entläßt ſeine Miniſter in aller Eile, empfängt die Ruheſtörer, welche ſich ihm als Deputation vorſtellen, und bittet drei aus ihrer Mitte, die Bildung eines neuen Miniſteriums zu übernehmen. Zwei Tage ſpäter trat die Deputation der Abgeordneten der Provinzialſtändeverſammlungen der Herzogthümer vor den König, um ihre Vorſtellung und Bitte ihm vorzutragen, und er zerreißt vor ihren Augen das Band, durch welches dieſe Lande ſeit dem Jahre 1326 unerſchütterlich verbunden waren, und deſſen Erhaltung er wenige Wochen zuvor beſchworen hatte; ein Band, welches nach vieljährigen Kämpfen der Graf Gerhard erkämpft und das Blut der heldenmüthigen Schauenburger beſiegelt hatte; er zerreißt eine Vereinigung, welche die erſte Bedingung in dem Vertrage war, den der erſte Oldenburger mit den Ständen der Herzogthümer 1460 geſchloſſen hatte, als dieſe das Oldenburger Haus zu ihrem Regentenhauſe wählten. Dieſe theuer erkaufte, treu erhaltene, von den jedesmaligen Regenten immer auf's Neue beſchworene Verbindung der Herzogthümer, die ſollte dem Kopenhagener Pöbelhaufen zum Opfer gebracht werden, und das ſollte den Herzogthümern die Antwort auf eine Vorſtellung ſein, die ſie in der Abſicht, Frieden

zu erhalten, ihrem Landesherrn vortrugen! Richte darüber jeder unparteiiſche Menſch, und ich fürchte nicht, daß er ſagen wird und zu behaupten vermag, daß dieſe Handlung des Königs eine Folge des Aufruhrs in den Herzogthümern geweſen ſei; denn es iſt wohl zu bemerken, daß die Antwort des Königs am 24. Vormittags gegeben ward, wo Niemand in Kopenhagen eine Ahnung von dem hatte, was ſich an demſelben Tage in Kiel und Rendsburg zutrug.

Trotzdem, daß weder die Deputation noch die in Copenhagen angeſtellten Schleswig-Holſteiner im Entfernteſten wußten, was ſich in den Herzogthümern an dieſem Tage zutrug, hatte Jeder eingeſehen, daß es unmöglich wäre, länger dort zu bleiben, wo eine ſo feindliche Stimmung gegen ſein Vaterland ſich zu entwickeln begann, und daß nur mit Lebensgefahr ein Schleswig-Holſteiner ſich öffentlich zeigen konnte. Dieſe Facta werden gewöhnlich überſehen oder ſind meiſtentheils gar nicht bekannt, aber ſie beweiſen klar, wo der Anfang zu dem Zerwürfniß zu ſuchen und zu finden iſt.

Die Rückkehr der Deputation mit der troſtloſen Anwort, ihre Erzählungen der überſtandenen Gefahren bei Ausführung ihres Mandats, und die Ankunft ſo vieler Landsleute, über deren Verhalten und Schickſal manche Beſorgniß gefühlt ward, gaben der allgemeinen Stimmung einen Impuls, der von Herrn Beſeler benutzt wurde, um am 27. März in der proviſoriſchen Regierung vorzuſchlagen, Herrn Olshauſen als Mitglied in dieſelbe aufzunehmen. Da die Genehmigung dieſer Propoſition und die geſchehene Aufnahme Herrn Olshauſens in die Regierung von Vielen ihr zum Vorwurf gemacht worden ſind, und auch ſehr traurige Folgen gehabt haben, ſo will ich hier detaillirt über dieſe Sache mich äußern. Schon am 26. hatte Beſeler

ſich gegen dritte Perſonen dahin geäußert: „wenn wir uns jetzt nur des Prinzen entledigen könnten, dann wäre ein großer Gewinn errungen.“ (Ein Ohrenzeuge hat mir dies im Jahre 1849 ſelbſt erzählt). Beſeler hatte es nämlich nicht mit ſeiner Idee vereinigen können, daß ich in der erſten Sitzung der proviſoriſchen Regierung den Grundſatz aufgeſtellt hatte, wir müßten nur die Stelle der Immediatcollegien vertreten. Ueberhaupt waren ihm meine conſervative Anſichten, ſowie die Popularität, die ich damals genoß, ſehr zuwider und ſeinen endlichen Plänen hinderlich. Graf Reventlow war zu dieſer Zeit auch noch mehr auf meiner Seite, und Advokat Bremer neigte ſich mehr dem Beſtehenden zu. Beſeler hatte alſo nur M. T. Schmidt für ſich, und daher das Bedürfniß, eine Stimme mehr ſich zu ſichern, indem er die Aufnahme Olshauſen's in die Regierung betrieb. Die Gründe, welche er hierfür in der Sitzung anführte, waren folgende: Olshauſen ſtehe an der Spitze der liberalen Partei; wenn wir ihn nicht aufnähmen, würde er ſtets Oppoſition machen und dadurch die Einigkeit, welche jetzt erſtes Erforderniß ſei, beeinträchtigen; ferner habe er ſich bereitwillig den Gefahren unterzogen, denen er in Copenhagen ausgeſetzt geweſen ſei und dafür müſſe man ihm hier eine öffentliche Auszeichnung beweiſen; drittens würde er ohne Zweifel von der am 3. April zuſammentretenden gemeinſchaftlichen Ständeverſammlung in die proviſoriſche Regierung gewählt werden und wir uns der Gefahr ausſetzen, daß alsdann auch Advokat Clauſen hineingebracht würde, während wir nach Olshauſen's Aufnahme unſeren Antrag bei der Ständeverſammlung ſo zu ſtellen vermöchten, daß eine bloße Beſtätigung der vorhandenen Mitglieder genügte. Mich mit einem in jeder Beziehung politiſch ſo entgegenſtehenden Manne, wie Olshauſen, in demſelben Collegium zu befinden,

war natürlich eine ganz eigene Sache, und ich opponirte daher dem Vorſchlage, wobei Graf Reventlow mich in vollem Maße unterſtützte. Nach längerer Diskuſſion, in welcher beſonders der Umſtand: Clauſens Eintritt in die proviſoriſche Regierung zu verhindern, in Erwägung gezogen ward, willigten Graf Reventlow und ich ein, und Herr Olshauſen ward als Mitglied der proviſoriſchen Regierung aufgenommen.

Ich will mich hier nicht von der Schuld freiſprechen, durch mein Nachgeben ein ſo intrigantes, dem Sinne unſerer Proklamation ſo gänzlich heterogen gegenüberſtehendes Individuum uns beigeſellt zu haben; aber mir lag nichts mehr am Herzen, als eben die Erwägung, wie in der einen oder anderen Weiſe die Ruhe und Einigkeit am beſten erhalten werden könne. Bei Graf Reventlow war es etwas anderes, und den erſten der vielen Fehler, welche ihm zur Laſt fallen, beging er hierbei. Mehrere angeſehene Diplomaten, welche bei den größten europäiſchen Höfen als Geſandte des Königs von Dänemark accreditirt geweſen waren, hatten ſich gegen ihn dahin ausgeſprochen, daß ſie bereit wären, an dieſen Höfen die Sache der Herzogthümer zu vertreten, wenn man im conſervativen Sinne zu handeln fortfahren würde, und man namentlich Olshauſen außerhalb der Regierung laſſen wollte. Die Wichtigkeit, bei den Großmächten unſere Sache in dem richtigen Lichte erſcheinen zu laſſen, und durch Männer, welche von früher her eine ausgebreitete Perſonalkenntniß beſaßen, vertreten zu wiſſen, hätte Graf Reventlow einſehen müſſen, und er hätte nur die Abſicht der vorbezeichneten Männer können durchblicken laſſen, um ſicher zu ſein, daß ich unter keiner Bedingung die Aufnahme Olshauſen's geſtattet haben würde. In den damaligen Tagen hatte die Intrigue gegen mich noch keine Wurzel geſchlagen, und ein

unbedingtes „Nein!“ von mir war genug, um die Sache abzuweisen.

Der Geschäftsgang ward nun auch geregelt, da die Mitglieder sich durchaus in die Details mischen wollten, und zwar so: daß Beseler die Präsidentur des Collegiums und die inneren, so wie Reventlow die äußeren Angelegenheiten, ich die Kriegsangelegenheiten, Bremer die Justiz, Olshausen die Polizei und M. T. Schmidt die Finanzen übernahm; dazu muß ich bemerken, daß die bisherige schleswig-holsteinische Regierung in ihrer Wirksamkeit bestehen blieb, von welcher alle Communal-, Wege-, Polizei-, und Preßsachen ressortirten.

Um meiner Ansicht, daß dieser Behörde die ganze innere Verwaltung übergeben werde, möglichst Nachdruck zu geben, unterstützte ich aus allen Kräften den Vorschlag Beseler's, die durch die Flucht des Kammerherrn von Scheel erledigte Präsidentenstelle in der schleswig-holsteinischen Regierung durch den aus Copenhagen angelangten Etatsrath Franke zu besetzen. Obgleich ich diesen Mann nie für das Lumen gehalten habe, als welches er durch seine Freunde der Welt vorgestellt wurde, so kannte ich ihn als einen tüchtigen und energischen Geschäftsmann, und wußte, daß er sehr gerne seinen Einfluß so weit als möglich ausbreitete. Wenn er folglich an die Spitze des schleswig-holsteinischen Regierungscollegiums kam, so zweifelte ich nicht daran, daß seine Geschäftskunde, vereinigt mit seinem persönlichen Verhältniß zu mehreren Mitgliedern der provisorischen Regierung, es ihm leicht machen würde, die Mehrzahl aller laufenden Geschäfte in den Wirkungskreis seines Collegiums zu ziehen, um solchergestalt den Unfug zu verhüten, der durch die gänzliche Geschäftsunkunde der Mitglieder der provisorischen Regierung dem Lande drohte. Franke ward zum Präsidenten

der ſchleswig-holſteiniſchen Regierung ernannt, und würde in dieſer Stellung von großem Nutzen geweſen ſein und ſich um ſein Vaterland unendlich verdient gemacht haben, wenn er nicht in die Nationalverſammlung nach Frankfurt gekommen wäre, von wo er weder Ehre noch Vortheil zurückbrachte. Bevor ich auf meinen ſpeziellen Wirkungskreis komme, will ich hier bemerken, daß die Wirkſamkeit der proviſoriſchen Regierung jetzt hauptſächlich im Anſtellen der aus Copenhagen retournirten Schleswig-Holſteiner, im Abſetzen der ihr verdächtig ſcheinenden oder ihr als ſolche unter der Hand bezeichneten Beamten, und in einer von Herrn M. T. Schmidt vorgeſchlagenen totalen Veränderung der Kaſſenrechnung aller Hebungsbehörden beſtand. Meine Herren Collegen wunderten ſich dabei zu wiederholten Malen darüber, daß das Regieren nicht mehr zu thun gäbe.

Wie ich oben ſchon geſagt habe, die Provinzialverſammlung der beiden Herzogthümer war zum 3. April in eine vereinigte Verſammlung berufen.

V.

Erſter Ausmarſch gen Norden.

Wenn meine Collegen nicht viel zu thun hatten, ſo lag mir eine um ſo größere Laſt auf. Wie bereits geſagt, es exiſtirte von alle dem, welches eine Armee bildet und zur Bewegung derſelben gegen den Feind erforderlich iſt, — nichts, als die zum größten Theile noch auf Urlaub befindliche Mannſchaft, die für ſie vorräthigen Montirungen und Waffen, und faſt nur 1 Officier pr. Kompagnie, nebſt einer beſchränkten Zahl Unterofficiere. Dann waren zwei complete 6 pfündige Feldbatterien, eine 12 pfündige Reſervebatterie und eine uncomplete 6 pfündige Feldbatterie nach altem Syſtem brauchbar im Arſenal, aber nur 80 Pferde vorhanden. Feſtungsgeſchütze und eine Batterie Belagerungsgeſchütz befanden ſich auch im Arſenal, aber die Laffetirung der erſteren war ſo alt und von zweifelhafter Solidität, daß ſie mehr zum Schein als zum wirklichen Gebrauch auf die Wälle gebracht wurden. Was mir gänzlich fehlte, war der Generalſtab, der Artillerie- und Ingenieur-Stab, die ganze Adminiſtrationsbehörde, das Verpflegungsperſonal, das Hoſpitalweſen, nebſt drei Viertheilen der nöthigen Officiere, bei der Artillerie und dem Train alle Pferde, denn die vorhandenen hatten genug mit dem Feſtungsdienſte zu thun. Bei der Kavallerie mangelten desgleichen einige hundert Pferde. Wer einigermaßen einen Begriff davon hat, was alles erforderlich iſt, um eine große Anzahl Truppen in Bewegung zu ſetzen, der ſtelle ſich

vor, daß ich erſt am 24. März Nachmittags die genaue Zahl der vorhandenen Officiere ermitteln konnte, daß am 25. und 26. die nächſt wohnenden Beurlaubten eintrafen und nun erſt eingekleidet und bewaffnet werden mußten, nachdem ſie 2½ Jahre die Garniſon nicht geſehen hatten; und dennoch verlangte die proviſoriſche Regierung, ich ſolle die vorhandenen Truppen ſofort, alſo am 27. und 28. nach dem Norden ſenden, wie Beſeler wünſchte nach Hadersleben! Dies Verlangen war zu unſinnig, denn einmal würde das Nachſenden der immer noch einkommenden Beurlaubten bei der Entfernung ſehr bedenklich, andererſeits aber das Blosgeben der rechten Flanke gegen Alſen ein ſolcher Fehler geweſen ſein, daß faſt jeder noch ſo wenig militäriſch Gebildete denſelben erkennen mußte, und ich in der That mich zu dem Glauben berechtiget fühlte, daß Beſeler hoffte, ich würde mit den Truppen ziehen, und von den Dänen gefangen werden.

In dieſem Drange der Umſtände ernannte ich den Oberſtlieutenant Fabricius zu meinem erſten, den Hauptmann Leſſer zu meinem zweiten Adjutanten. Der Major du Plat vom Generalſtabe, aus einer deutſchen Familie ſtammend, in Dänemark aber geboren, konnte eigenthümlicher Verhältniſſe halber nicht im Felde, ſeinem Bruder gegenüber dienen; er übernahm aber die Leitung des Büreau's, und ſo bildete ſich durch Anſtellung mehrerer Canzeliſten und Schreiber nach und nach das ſpätere Kriegsdepartement. Der Oberauditeur Brackel wurde Oberkriegscommiſſair und erhielt die Kaſſeführung, der Direktor Lüttgens die Ordinateurgeſchäfte, der Regimentsquartiermeiſter Boyſen als Oberverpflegungscommiſſair das Verpflegungsweſen der im Felde ſtehenden Truppen, und Etatsrath Profeſſor Langenbeck ward Generalſtabsarzt. Jeder mußte ſich ſein Büreau

bilden und mir Abends melden, wie sein Geschäft fortgeschritten sei.

Die Landschaft Eiderstedt, welche mir persönlich allzeit sehr zugethan war, schrieb mir am 26. März, daß sie mir 100 Pferde zur Disposition stelle, und sich ausbäte, die sogenannte Eiderstedter Garde mir zu schicken. Ich nahm beides sehr dankbar an und schrieb sogleich an die Landschaften Dithmarschen, deren Gouverneur ich einst gewesen war, ob sie nicht auch ein ähnliches Geschenk machen wollten; diese vaterländisch gesinnten Friesen zögerten nicht einen Augenblick, sondern jede der Landschaften sandte 100 Pferde; in dieser Weise hatte ich also 300 Pferde für die Artillerie bekommen, und es konnten hiermit die 2 Feldbatterien sofort marschfertig gemacht, wie auch ein Theil Train bespannt werden. Im Laufe der folgenden Tage kaufte ich noch 4 bis 500 Pferde, welche in Folge ergangener Bekanntmachung von der Umgegend Rendsburg's mir angeboten wurden.

Die Kieler Studenten und das Turnercorps hatte ich dem Lauenburger Jägercorps unter dem Kommando des Hauptmanns Michelsen adjungirt, weil dieser von Kiel her eine Art Autorität bei ihnen war; und hatte ferner, um die jungen Leute den Versuchungen einer Stadtgarnison zu entziehen, sie auf die Dörfer vor Rendsburg verlegt.

General Krohn kam Sonntag Mittag aus Glücksburg an, und ich übergab ihm das Kommando sämmtlicher Truppen, die am Dienstag Morgens Rendsburg verlassen sollten, mit der Instruktion, bis Flensburg zu marschiren und eine Avantgarde nach Apenrade vorzupoussiren, während er die Straße nach Sonderburg beobachten ließ.

Damit dieser Vormarsch um so schneller gehen möge, ließ

ich die nöthige Anzahl Wagen vom Lande requiriren und die halbe Mannſchaft wechſelsweiſe fahren und marſchiren. Dies war ein Fehler, der ſpäter, beſonders im Jahre 1850, zu Unfug Anlaß gab, indem bei allen Märſchen die Torniſter gefahren wurden. Der Soldat muß nicht allein ſeine Füße zur Fortbewegung gebrauchen, er muß auch ſein Gepäck ſelbſt tragen, ſonſt wird er immer von Zufälligkeiten abhängig, wird mehr an ſein Hab und Gut, als an ſeine Pflicht denken, und befällt Truppen ein Unfall, dann geht die Bagage verloren, oder wird längere Zeit hindurch entbehrt. — So ging es der ruſſiſchen Infanterie bei Auſterlitz; ſie hatte die Torniſter hinter die Front gelegt und, als das Gefecht die veränderte Stellung der verſchiedenen Diviſionen herbeiführte, kamen die Regimenter von ihren Torniſtern fort und bekamen ſie auch nicht wieder zu ſehen. Als die Engländer in der Krim landeten, glaubte Lord Raglan, bei der warmen Temperatur und dem Mangel an Waſſer den Truppen eine Erleichterung für den bevorſtehenden Marſch nach Sebaſtopol dadurch zu ſchaffen, daß er die Torniſter an Bord der Transportſchiffe ließ, die der Armee längs der Küſte folgen ſollten. Es kam aber zur Schlacht an der Alma, zu dem darauf folgenden ſehr langſamen Vorgehen, und endlich zu dem anfangs ſo hoch geprieſenen, jetzt doch mit Recht mehr getadelten Flankenmarſch nach Balaclava. Die Flotte ſegelte fort, unabhängig von der Armee, und ſo geſchah es, daß mehrere Regimenter erſt nach 6 Wochen, wo ſchon die rauhe Witterung begonnen hatte, ihre Torniſter wieder bekamen. Alſo die Wäſche, die Strümpfe, jeder Kamm und jede Bürſte, ja auch die Stopfnadel und Zwirn, um ihre Kleider auszubeſſern, fehlten den Leuten.

Dieſe Bemerkung ſoll den Unwiſſenden dienen, die da glau-

ben es ſei eine Härte, den Soldaten ſein Gepäck tragen zu laſſen. Wie viel größer iſt indeß die Plage, ohne Wäſche und Reinlichkeit mehrere Wochen im Felde zu liegen.

Durch die Hülfe der Wagen wurde es dem General Krohn möglich, ſchon am Mittwoch Vormittag, den 29., Flensburg zu erreichen, und das derzeitige 5. Jägercorps mit dem annexirten Studenten- und Turnercorps nördlich gegen Apenrade vorzupouſſiren, wo es am 30. einrückte. Der Kommandeur Hauptmann Michelſen überzeugte ſich aber von der ausgeſetzten Stellung, in welcher er ſich hier befand, und marſchirte Tags darauf wieder nach Flensburg zurück. Die Truppen, welche General Krohn unter ſeinem Kommando hatte, beſtanden aus dem 1., 2., 3. und 4. Infanterie-Bataillon, dem 1. und 2. Jägercorps, den Stämmen des 1. und 2. Dragoner-Regimentes und den Studenten- und Turnercorps nebſt 2—6pfündigen Feldbatterien, jede von 8 Geſchützen. Die Stärke der Bataillone war in den Tagen, wo noch bei weitem nicht die Hälfte der permittirten Mannſchaft eingekommen war, nicht über 400 Mann, bei der Kavallerie beſtand die Anzahl aus nicht mehr, als aus 250 Köpfen per Regiment. Die numeriſche Stärke überſtieg demnach nicht die Zahl von 2500 Mann, die unter den Waffen ſtanden; denn wenn ſie auch auf 2700 damals angegeben ward, ſo war darin alles Perſonal mitgerechnet, welches einer Truppe folgt, das aber nicht vor den Feind tritt. Man wird ſich leicht davon überzeugen, daß General Krohn jeder billigen Forderung entſprach, wenn er Flensburg beſetzt hielt.

Während des Verlaufs dieſer Woche kamen immer mehr Beurlaubte ein, ſo daß ich ſowohl an Infanterie als Kavallerie täglich Detaſchements zur Kompletirung der Bataillone und Regimenter nachſenden konnte. Auch die freiwillig dienenden

Nicht-Militairpflichtigen strömten herbei und am 30. marschirte das 1. Freicorps, 500 Köpfe stark, die erste Kompagnie aus den Braklower Schützen gebildet, unter dem Kommando des Majors v. Krogh aus Rendsburg ab, und zwei Tage später das 2. oder Ranzau'sche Freikorps, 600 Mann stark, die erste Kompagnie aus jungen Leuten der gebildeten Stände bestehend, unter der Führung des Grafen Ranzau-Breitenburg nach Norden.

Von diesem edlen Geschlechte, welches jederzeit mit seinem ritterlichen und patriotischen Sinne unter den ersten in der Vertheidigung der Rechte und der Grenze der Herzogthümer sich befand, fochten noch 4 jüngere Söhne unter den Studenten mit.

Weil die Sachen nun doch eine ernstere Wendung nahmen (denn Anfangs hatte ich die Ansicht, daß es zum wirklichen Kriege gar nicht kommen würde), ließ ich auch die 7- und 8jährige Mannschaft einrufen, und bildete aus dieser ganz besondere Bataillone, nämlich das 5. unter der Führung des am 3. April angekommenen Majors von Zastrow, und das 6. unter der Führung des sich zum Dienst meldenden Majors von Hedemann. Den Kompagnien wurden preußische Officiere zugetheilt. Die Einmontirung war indeß sehr mangelhaft, da für diese Mannschaft auf den Montirungskammern keine Bekleidung vorräthig war. Die Bewaffnung geschah aus dem Arsenal. An Unterofficieren war besonders Mangel; daher ist es ein wahres Wunder, daß sich diese Truppen noch so gut herausarbeiteten, und muß ich hier wieder die hierbei sichtbar gewordenen Verdienste der preußischen Officiere preisen. Von diesen kamen jetzt täglich immer mehrere an, die mir und der ganzen Organisation von größtem Nutzen waren. Im Laufe der ersten Woche marschirte auch das 6. Bataillon nach Flensburg, und am 4. April das 3. Freicorps unter Major H. v. Wasmer, welches aber

aus Leuten bestand, von denen viele niemals eine Flinte in der Hand gehabt hatten. Der General Krohn sandte dasselbe deshalb nach Cappeln zurück, theils um es daselbst etwas in dem Gebrauch der Waffen üben zu lassen, theils um nicht zu viele undisciplinirte Truppen auf einer Stelle zusammen zu haben, wo von einem Theile der Stadtbewohner alles aufgeboten ward, die Soldaten zu indiscipliniren. Am 2. April ging ich selbst nach Flensburg, um mich von den dortigen Verhältnissen zu überzeugen, und brachte den Hauptmann v. Katzler aus dem 2. preußischen Garderegiment, zum General Krohn, um als Chef seines Stabes zu fungiren. Auch die Hauptleute von der Heyde und Sandrart waren mir gefolgt, und jeder übernahm eine Kompagnie im 1. Jägercorps. Die Besichtigung der Stellung von Bau bis Krusau überzeugte mich davon, daß auf einen längeren Widerstand bei der Ausdehnung derselben unter den jetzigen Stärkeverhältnissen nicht zu rechnen sei. Der General Krohn hatte es versäumt, größere Recognoscirungen zu machen, bei welchen die Truppen sich an's Feuer gewöhnen konnten. Dies ward daher am 4. April unter der Leitung des Hauptmann v. Katzler begonnen, indem eine Recognoscirung nach Hokerup, wo es zum Wechseln einiger Schüsse kam, unternommen ward.

Alsen war von einem Theil der dänischen Armee besetzt, der seine Vorposten in Sundewit bis Rinkenis und Hokerup vorgeschoben hatte, der andere Theil derselben, nämlich die Kavallerie, rückte von Jütland durchs nördliche Schleswig heran. Im Laufe der Woche vom 2. bis 9. April stieg die Anzahl der Truppen unter General Krohn's Befehl durch die fortwährende Zusendung von einkommenden Beurlaubten und der 3 Freicorps bis auf 6150 Mann; davon ging indeß das 3. Freicorps mit

450 Köpfen ab, alſo war ihre numeriſche Stärke 5600 Bajonette und Säbel; doch ſind hiervon die geborenen Lauenburger abzuziehen, ſo daß nach gleichzeitiger Abrechnung der Kranken und Officiersbedienten, nicht viel mehr als 5000 wirklich Waffentragende gerechnet werden können.

VI.

Beſtätigung der Prov. Regierung durch den Bundestag. Lauenburgs Verhältniſſe. Andere Vorfälle als Kennzeichen der Zeit.

Es iſt nöthig, hier wieder auf die politiſchen Verhältniſſe zurückzukommen, um die allgemeine Auffaſſung nicht zu ſchwächen.

Die proviſoriſche Regierung hatte an den König von Dänemark ein allerunterthänigſtes Memorandum gerichtet, in welchem ſie die Motive ihres Verhaltens ausgeſprochen und die Erklärung gegeben hatte, ſofort die Zügel der Leitung Se. Majeſtät wieder zu überliefern, wenn Allerhöchſt dieſelbe den billigen Wünſchen des Landes Gehör gegeben haben werde. Die Antwort, welche ihr ertheilt ward, war, daß die Perſonen, welche dieſe Eingabe gemacht hatten, zur ſtrengſten Verantwortung gezogen werden würden; das hieß nach der derzeitigen Stimmung in Copenhagen, daß wir gehenkt werden ſollten. Daß dieſe Auffaſſung die richtige iſt, geht aus folgendem Factum hervor. Nach der Schlacht von Schleswig, wo ein großer Theil des Terrains mit hunderten von weggeworfenen Torniſtern beſäet war, ließ ich dieſe aufſammeln, um ſie dem 5. und 6. Bataillon zu geben, die nur leinene hatten bekommen können. In jedem einzelnen Torniſter befand ſich ein Steindruck, der mich mit einem Strick um den Hals vorſtellte. Auf Befragen der Gefangenen über dieſes empörende Konterfei, ſagten ſie aus, daß auf *allerhöchſten* Befehl jedem Soldaten der däniſchen Armee ein

ſolches Bild zugetheilt worden ſei. Die königliche Antwort hieß alſo ſo viel, als: Rechte erkennen wir nicht an, Wünſchen geben wir kein Gehör, aber Strafe und Rache wollen wir üben.

Gleichzeitig mit der Eingabe an den Landesherrn hatte die proviſoriſche Regierung ein Promemoria nach Frankfurt an den Bundestag geſandt, in welchem ſie ebenfalls die Gründe entwickelte, die ihre Schritte geleitet hatten, und den hohen Bundestag um ſeine Unterſtützung bat. Der Bundestag, welcher damals noch in voller Wirkſamkeit beſtand, beauftragte den König von Preußen ſofort mit der Ueberwachung des am 17. September 1846 gegebenen Beſchluſſes in Sachen der Herzogthümer, und erließ unter dem 9. April ein Schreiben an die proviſoriſche Regierung, in welchem er ihre Stellung anerkannte, ſie für ihr Vorhaben belobte und aufforderte, in ihrer Wirkſamkeit fortzufahren.

Der König von Preußen hatte unter dem Befehle des Oberſt v. Bonin, bei Havelberg ſchon eine Brigade zuſammenziehen laſſen, dieſer fügte er 2 der aus Berlin zurückgezogenen Garde-Regimenter bei, nebſt dem 2. Küraſſier-Regimente, 2 Schwadronen des 3. Huſaren-Regimentes und einigen Batterien Artillerie und ſandte ſie nach Rendsburg, wo der Oberſt v. Bonin ſich am 3. Abends bei mir meldete. Er ging am 4. Morgens wieder nach Hamburg zurück, wo an demſelben Tage die erſte Abtheilung ſeines Truppencorps einzog, um am 5. weiter nach Rendsburg zu gehen. Es langten an dieſem Tage die beiden Grenadier-Bataillone des Alexander-Regimentes an, und an allen nachfolgenden Tagen zog das preußiſche Militär, ſo viel als die Eiſenbahn im Stande war deren zu befördern, ein. Weil aber dasſelbe damals nur als Bundesexecutionscorps zu betrachten war, ſo überſchritt es nicht die Grenze des Herzog-

thums Schleswig. Es gewährte uns dennoch den großen Vortheil, daß wir jetzt Rendsburg unbesorgt vor einem dänischen Ueberfall von Eckernförde her verlassen konnten. In Folge dessen marschirte der Major v. Zastrow mit dem 5. Bataillon, 900 Mann stark, der 4. Schwadron des 2. Dragoner-Regimentes, 160 Pferde, und einer halben 3 pfündigen Batterie nach Schleswig, um daselbst theils das Bataillon noch etwas einzuexerciren, theils auch um als Reserve für General Krohn zu dienen.

Wie ich oben angeführt habe, verließen die gebornen Lauenburger nach und nach das 2. Jägercorps unter dem Vorwande, sie hätten mit dem Streite der Herzogthümer und Dänemarks nichts zu thun. Hierin gab ich ihnen vollkommen Recht und befahl, daß man sie ungehindert gehen lassen möchte; nur sollten sie ihre Waffen und Montirungsstücke in Rendsburg abliefern.

Es möchte hier am Orte sein über das Herzogthum Lauenburg zu sprechen, weil seine Sache später mit der Sache der Herzogthümer indentificirt worden ist, und weil sich dadurch recht deutlich die Motive, welche die dänische Regierung in der ganzen Angelegenheit leiteten, erkennen lassen.

Lauenburg war wie bekannt in Folge eines Austausches gegen das frühere „Schwedisch-Pommern", welches Dänemark im Wiener-Kongresse als Entschädigung für Norwegen erhielt, im Jahre 1815 an die dänische Krone gekommen unter Bestätigung seiner Verfassung und seiner anderen Landesrechte. In den inneren Verhältnissen war wenig geändert, es fungirte allda ein Gouverneur mit einem Regierungs-Kollegium, und der Ueberschuß der Steuern floß mit circa 160 bis 170,000 Reichsthalern jährlich in die dänische Finanzkasse. Zu dem sogenannten Lauenburgischen, späterem 5. Jägercorps, lieferte das Her-

zogthum reichlich die Hälfte der Mannschaft, als seine Rate der vorschriftsmäßigen Aushebung. Durch den offenen Brief von 1846 war selbstverständlich kein Haar in den Lauenburger Rechtszuständen gekrümmt, wie es überhaupt von Schleswig-Holstein als ein unbekanntes Ländchen angesehen wurde. Das Patent vom 28. Januar 1848 zog es allerdings mit in die Berathung wegen einer Gesammtverfassung für die Monarchie, allein dies konnte bei den ihm einmal garantirten inneren Verhältnissen keine Gefahr für seine Rechte bringen. Als im März 1848 der allgemeine Schwindel durch ganz Deutschland ging, und die Lauenburger von unserer Bewegung in den Herzogthümern hörten, wurden auch dort viele Gemüther aufgeregt und einzelne Beamte weggejagt; übrigens blieb alles in seinem gewohnten Geleise, bis später der Bundescommissär Welker ankam und den Gouverneur absetzte.

Der dänische Officier, der das in Ratzeburg stationirte Detaschement des 5. Jägercorps am 24. März commandirte, verließ sein Kommando, und der älteste Unterofficier führte die 50 Jäger nach Rendsburg, woselbst er sich bei mir meldete. Ich ließ ihn zu seinem in Flensburg stationirten Korps abmarschiren. Ob nun die Beredungen der dänisch-gesinnten Flensburger, oder angeborner Widerwille gegen Kriegsbeschwerden und Gefahren, welcher dem niedersächsischen Landbewohner innewohnt, die Ursache war, lasse ich dahingestellt bleiben; es ist indessen Thatsache, daß die eingebornen Lauenburger zum größten Theil beim Korpscommando sich dahin erklärten, daß, da Lauenburg nicht mit in den obwaltenden Streit verwickelt sei, sie nicht gegen die Dänen fechten wollten. Dies meldete mir General Krohn. Ich gab ihm Befehl, sofort alle Lauenburger, welche es verlangten, zurück zu senden, und benach-

richtigte die Oberbehörde in Lauenburg von dieſer Maßregel. Später, in der Mitte des Monats Mai, gab mir General v. Wrangel als Bundes-Oberbefehlshaber die Ordre, zwei Officiere nach Rendsburg zu ſenden, um die dort wieder in Folge von Befehlen aus Frankfurt von Lauenburg hinbeorderten Lauenburger Jäger in Empfang zu nehmen und meinem Truppencorps zuzuführen. Die 2 Kompagnien ſtießen auch wirklich am 25. Mai an der jütländiſchen Grenze zu uns, waren aber ſo unwillig und nachläßig, daß ich ſie bald wieder nach Heide in Dithmarſchen zurückſandte, um ſie beſſer zu disciplíniren, während ich darüber correſpondirte, mir ſie vom Halſe zu ſchaffen. Nach weitläufigem Hin- und Herſchreiben glückte es endlich, ſie los zu werden, und nachdem ſie ſich durch ihr Benehmen den Namen „Laufenburger“ zugezogen hatten, ließ ich ſie wieder nach ihrer Heimath zurückführen, wo ſie zu einem eigenen Bataillon organiſirt wurden.

Die Verhältniſſe in Lauenburg wurden von der Frankfurter Verſammlung in die Hand genommen. Zuvörderſt wurde ein Kommiſſarius hingeſandt, ſpäter ein Statthalter eingeſetzt, und ſo auf kurze Weiſe die däniſche Herrſchaft ganz annullirt, während in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein nach den Waffenſtillſtandsbedingungen von Malmö ſeit dem 12. Auguſt 1848 die däniſche Oberhoheit durch die gemeinſchaftliche Wahl der gemeinſamen Regierung ausdrücklich und factiſch anerkannt wurde. Trotz dem aber ward nach dem Friedensſchluſſe von 1851 und 1852 Lauenburg als ein ſehr loyales Land geprieſen und behandelt, während Schleswig-Holſtein auf die empörendſte Weiſe ſich gemißhandelt ſah. Nur auf eine Perſönlichkeit concentrirte ſich der Grimm der Dänen, nämlich den Kapitän du Plat, der allerdings dem däniſchen Ingenieur-

corps angehörte, aber von dieſem abcommandirt und als Chauſſee-inſpektor im Herzogthum Lauenburg angeſtellt war. Als im Frühjahr 1848 die Erhebung Schleswig-Holſteins ſtattgefunden hatte, ward ihm von dem Chef des Ingenieurcorps, General v. Quade Befehl ertheilt, ſich fertig zu halten, um auf den erſten Befehl Lauenburg verlaſſen zu können. Dieſer Befehl kam nicht, und du Plat blieb in ſeiner Civil-Anſtellung ganz ruhig auf dem ihm angewieſenen Poſten, der mit den politiſchen Verhältniſſen des Landes in gar keiner Berührung ſtand. Als in Folge des Krieges mit Dänemark der Geheimrath Welker von der Frankfurter Nationalverſammlung mit der Einſetzung einer interimiſtiſchen Regierung zur Verwaltung Lauenburgs während des Krieges beauftragt worden war, verlangte dieſer von ſämmtlichen Beamten einen Revers, daß ſie ſich den Anordnungen der vom deutſchen Bunde eingeſetzten Regierung unterwerfen und während des Krieges ihre Verbindung mit den Behörden in Kopenhagen einſtellen wollen. Da hiervon durchaus nur der Geſchäftsgang berührt wurde, und die Rechte des Königs als Landesherrn im Revers ausdrücklich vorbehalten wurden, konnte du Plat denſelben ohne Bedenken ausſtellen, zumal er von ſeinem Poſten nicht abberufen worden. Ein Schreiben des General Quade nach dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes, betreffend Einſendung ſeines Officierpatents zum Umtauſch, als Folge des Thronwechſels, konnte er des gegebenen Reverſes wegen nur in privativer Form beantworten. Du Plat verwaltete ruhig ſein Amt während der Jahre 1849, 50 und 51, nachdem die Königliche Autorität bereits im Januar 1851 in Lauenburg wieder hergeſtellt war; wie mußte er jedoch erſtaunen, als er im Frühjahr 1852 ſeinen Namen auf der Liſte der Officiere fand, die wegen Gebrauch der Waffen gegen Dänemark exilirt wurden! Er wandte

ſich an den Grafen Reventlow-Criminil als Miniſter für Lauenburg, auf deſſen Befehl er ſein Amt fortſetzte. Bereits früher hatte er ſich mit einem Geſuch an den König gewandt, damit ſeine Verhältniſſe endgültig regulirt werden möchten. Dieſe Bittſchrift hatte eine Königliche Reſolution vom 19. September 1851 zur Folge, dahin lautend: daß Se. Majeſtät in Erwägung der ihm vorgetragenen Umſtände ſich bewogen gefunden habe, den Miniſter für Lauenburg zu autoriſiren, mit dem Kriegsminiſter in Korreſpondenz zu treten wegen du Plat's frühern militäriſchen Verhältniſſen, eventuell wegen ſeiner Entlaſſung aus dem Militärdienſt. Dabei beſtätigte der König denſelben bis weiter in ſeinem Poſten als Chauſſee-Inſpektor, und beſtimmte ferner, daß er auch mit der Beſorgung der Landwege-Inſpektoratsgeſchäfte beauftragt werden ſollte für den Fall der Penſionirung des Landwege-Inſpektors. Trotz dieſer Königlichen Reſolution, die als eine Königliche Begnadigung angeſehen werden darf, konnte der Miniſter für Lauenburg du Plat nicht ſchützen, da der Kriegsminiſter Hanſen keine Rückſicht auf dieſelbe nahm. Die Sache endigte damit, daß du Plat im Frühjahr 1852 vor ein in der Stadt Schleswig tagendes Kriegsgericht geſtellt wurde. Nach Verlauf von 8 Monaten ward ihm ein Urtheil publicirt, wonach er als Deſerteur und wegen Eidbruchs zum Verluſte ſeiner Charge und Ehre condemnirt ward. Die Ehre gab der König aus beſonderer Gnade ihm wieder, beſtätigte aber ſonſt das Urtheil.

Dieſe Bemerkungen über Lauenburg habe ich hier zuſammengeſtellt, theils damit ich nicht genöthigt werde, in der Darſtellung des ferneren Verlaufs der Begebenheiten mich durch deren Auseinanderſetzung aufhalten zu laſſen, theils damit man gleich überſehen kann, welche Rechtsprincipe und Begriffsverwirrungen

in Kopenhagen vorherrſchend waren. — Von Dänemark aus war, wie oben bemerkt, der proviſoriſchen Regierung die ſtrengſte Strafe angedroht, vom Bundestage in Frankfurt ſie belobt und gebeten worden in ihrer Thätigkeit fortzufahren; ſie ſelbſt hatte beim Zuſammentritt der vereinigten Provinzialſtändeverſammlung am 3. April aber erklärt, in die Hände derſelben ihre Autorität niederlegen zu wollen, damit dieſe Verſammlung über die fernere Leitung der Landesangelegenheiten beſtimmen könne. Der 3. April brachte die Provinzialſtände zum erſten Mal vereinigt zuſammen. Der erſte Act der vereinigten Provincialſtände durch den Kirchenbeſuch war feierlich und ergreifend, das Sitzungslokal aber weniger anſprechend, indem man das Theater hierzu erwählt und eingerichtet hatte. Die Abſtimmung in der erſten Sitzung beſtätigte die proviſoriſche Regierung in ihrer Wirkſamkeit und die bisherigen Mitglieder in ihrer Theilnahme an derſelben.

Die Kieler Demokraten verſuchten an eben demſelben Tage in Rendsburg einen Krawall zu Gunſten ihrer Leute zuwege zu bringen, um die Wahl einiger derſelben in die proviſoriſche Regierung zu erringen; aber die conſervativen Landleute warfen dieſe Männer, welche ſich auf dem Markt auf Tiſche geſtellt hatten, während ſie die Volksmenge haranguirten, ohne weitere Umſtände mit einem ſoliden Griffe in die Halsbinde von ihrem erhöhten Standpunkte herunter, und damit hörte die ganze Komödie auf.

Von dieſem Tage ſtammte das ſpätere Zerwürfniß, welches ſich zwiſchen mir und meinen Collegen nach und nach ſo ausbildete, daß ich aus aller Verbindung mit Leuten treten mußte, in deren Fähigkeiten ich mich eben ſo ſehr als in ihrem Character getäuſcht hatte.

Wie überall in Deutſchland im Jahre 1848, ſollten auch in

den Herzogthümern die unſchuldigen Rehe und Haſen dem öffentlichen Unwillen erliegen. So ſehr hatte Herr Olshauſen die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung mit dem angeblichen Unwillen der ländlichen Bevölkerung über die Jagdgerechtigkeit der Krone und Gutsbeſitzer in Schrecken geſetzt, daß mehrere derſelben befürchteten, die Bauern des Amtes Rendsburg würden ſich zum Aufſtand erheben, falls man nicht ſofort die Jagd frei gebe. Ich war aber immer auf dem Standpunkte, daß wir die beſtehenden Geſetze, Rechte und die öffentliche Ordnung erhalten wollten, alſo nicht ſolche Eingriffe in die Rechte der Krone und der Privaten uns erlauben dürften, und erklärte mich in der Sitzung der proviſoriſchen Regierung gegen dieſe Maßregel.

Von Morgens 6 Uhr bis Abends 11 Uhr fortwährend durch die Formirung, Equipirung und Abſendung der neu gebildeten Bataillone, Korps und Reiterabtheilungen, durch zum Dienſt bei uns ſich meldende Officiere, durch Beſprechungen mit dem Oberſten Bonin und andern Officieren der preußiſchen Truppen u. ſ. w. in Anſpruch genommen, konnte ich unmöglich viele Zeit in den Sitzungen der proviſoriſchen Regierung verlieren, und hatte hierzu um ſo viel weniger Veranlaſſung, als keine laufenden Geſchäfte darin vorkommen konnten, wenn wir unſeren Standpunkt inne hielten. Was nun die anderen fünf Mitglieder im Konſeilzimmer vorhatten, weiß ich nicht; ich glaube aber, daß ſie dort ganz gemüthlich die Zeit verſchwatzten und dadurch Herrn Olshauſen Gelegenheit gaben, bei ſeiner Gewandtheit der Rede ſie zu allerhand überſtürzenden Anſichten hinzuleiten. Wahrſcheinlich war es denn auch das Reſultat ſolch einer Unterredung, welches den Grafen Reventlow zu mir führte, um mich zu bereden, der projektirten Jagdfreiheit meine Zuſtimmung zu geben. In dem ſich entſpinnenden Geſpräch führte

der Graf unter anderen Gründen auch an: „uns beiden kann dies ziemlich gleichgültig sein, denn unsere Gutsangehörigen sind ja Zeitpächter.“ Erstaunt sah ich ihn an, und erwiderte: „Ich bitte Sie, sind das Betrachtungen und Gründe, die bei Beurtheilung einer gesetzlichen Bestimmung in Erwägung kommen dürfen? Wir sollen die Rechte Anderer schützen und nicht unseren eigenen Vortheil oder Schaden erwägen?“ Dies Gespräch öffnete mir über die Charakterfestigkeit des Mannes die Augen. Es wurden immer mehr und mehr Angriffe gegen mich unternommen und die Sache so als nöthig zur Erhaltung der Ordnung und Einigkeit von so verschiedenen Seiten mir vorgestellt, daß ich endlich am 1. April Abends, ehe ich den nächsten Morgen nach Flensburg ging, nachgab und in der Sitzung der provisorischen Regierung genehmigte, daß der am 3. April zusammentretenden Provinzialständeversammlung eine Proposition dahin lautend vorgelegt würde: „Die Jagdgerechtigkeit solle jedem Besitzer eines Grundstückes auf demselben zustehen.“

Als ich in der Nacht zwischen dem 2. und 3. April aus Flensburg retournirte, hatte ich selbstverständlich keine Zeit, mich um die gedruckten Vorlagen für die Ständeversammlung zu bekümmern, und sah dieselben erst durch, als ich mich auf meinen Platz im Versammlungslokal gesetzt hatte. Man kann sich mein Erstaunen denken, als ich bei der Jagdproposition die Worte eingeschaltet fand hinter „jedem Besitzer,“ — „denen Erbpächter gleich zu achten sind.“ Dies änderte namentlich im Herzogthum Schleswig, wo ein großer Theil der Krondomainen in Erbpacht gegeben ist, den ganzen Sinn der Sache, wie sie am 1. April von uns beschlossen wurde. Ich fragte nach der Sitzung den Grafen Reventlow, wie eine solche Abweichung von dem einmal gefaßten Beschlusse hätte geschehen können, und wie

ſo etwas mir nicht mitgetheilt worden ſei? Er antwortete, daß es ihnen in meiner Abweſenheit nöthig erſchienen wäre, die Erbpächter mit in die Jagdberechtigung hinein zu ziehen. Alſo konnte ich mich auf die gefaßten Beſchlüſſe nicht mehr verlaſſen! In dieſen Tagen fingen auch die perſönlichen Verfolgungen an; z. B. forderte die proviſoriſche Regierung von mir, daß ich den Oberſt v. Seyffarth (Kommandant von Rendsburg) verabſchieden ſollte, weil er däniſche Sympathien hege; und der penſionirte Oberſt v. Hoegh ſollte Rendsburg verlaſſen, weil er Spion ſei; ſo auch ſollten von den tüchtigſten Unterofficieren der Artillerie, die ſpäter ſehr hochgeſchätzte Männer waren, als ich ſie zu Officieren ernannte, Jordan, Chriſtianſen und Peters ꝛc., entfernt werden, weil ſie däniſch geſinnt wären! Ja, ſogar Kapitän Donner und die beiden Brüder Chriſtenſen, der Deichinſpektor und der Waſſerbaudirektor, wurden verdächtigt, und von mir verlangt, daß ich ſie nicht anſtelle. Den Oberſt Seyffarth, der ſein ganzes Leben hindurch ein Mantelträger geweſen war, ließ ich mit vollem Gehalt abgehen. Der Oberſt Hoegh ſtand nicht unter mir; alſo überließ ich dies der Feſtungspolizei. Die anderen Männer erklärte ich aber für völlig rein in ihrer Geſinnung, und wies dieſe Beſchuldigung in der Regierungsſitzung ohne weiteres als faule Intrigue zurück. Die beiden Chriſtenſen haben mir ſpäter ihre Verwunderung darüber ausgeſprochen, daß ich ſie nicht in den Militärdienſt wieder aufnahm, ſondern ihnen ſagte, ſie möchten ihre Civilämter fortführen. Der Grund hierzu iſt aber leicht einzuſehen, denn ich wollte ſo anerkannt tüchtige und patriotiſche Leute nicht weiteren Verfolgungen ausſetzen.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich eines entgegengeſetzten Falles erwähnen, der mir ſpäter zum Vorwurfe gemacht ward. Als nämlich im Herbſt 1850 unter dem Kommando des Generals

Willisen der in jeder Beziehung unverantwortliche Angriff auf Friedrichstadt gemacht worden war, der, wie jeder es hätte voraussehen können, mit der Einäscherung der Hälfte der eigenen Stadt, einem bedeutenden Verlust an Todten und Verwundeten und einem totalen Abschlag endete, sollte ich, der seit 2 Jahren zurückgetreten war und seit 6 Monaten ruhig in den Sudeten lebte, dennoch dafür den Sündenbock abgeben, indem es in den öffentlichen Blättern hieß: „der Angriff auf Friedrichstadt ist nur verunglückt durch die umsichtigen Maßregeln, welche der dortige Kommandant Oberst v. Helgesen getroffen hatte, dieser ausgezeichnete Mann, der im Frühjahr 1848 der provisorischen Regierung seine Dienste anbot, vom Prinzen von Noer aber auf eine höhnische oder barsche Weise zurück gewiesen ward u. s. w.“ Diese schönklingende Phrase ward dadurch veranlaßt, daß die älteren Soldaten, welche unter mir gedient hatten, sich im Gespräche dahin äußerten, falls ich sie noch kommandirt hätte, würden solche tolle Sachen nicht vorgekommen sein. Auf dergleichen Aeußerungen mußte sofort ein Dämpfer gedrückt werden, und deßhalb der Zeitungsartikel.'

Die angeblich höhnische oder barsche Zurückweisung Helgesens war folgende: Er war ein geborner Norweger, der den militärischen Dienst verlassen hatte, nachdem er mit der Okkupationsarmee aus Frankreich 1819 zurück gekommen; ich glaube er hatte später in Griechenland oder Algier noch etwas Krieg gesehen und lebte jetzt seit einigen Jahren auf Johannisberg beim Landinspektor Tiedemann, wo er als passionirter Jäger die Jagd exercirte. In der zweiten Woche nach der Erhebung ließ er sich, wie so viele Andere, bei mir mit der Erklärung melden, bereit und willig in Dienst treten zu wollen. Ob er dies aus Interesse für unsere Sache that, oder der Ueberredung Tiedemann's folgend, oder, was mir

wahrſcheinlicher iſt, um ſich der Verdächtigung zu entziehen, kann ich natürlich nicht beſtimmen. Einen nicht einheimiſchen früheren däniſchen Officier aber in einem Augenblicke, wo ſogar die Einheimiſchen verfolgt wurden, anzuſtellen und dieſem ein Bataillon zu geben, indem er Oberſtlieutenant war, und denſelben alſo unſeren Schleswig-Holſteinern vorzuſchieben, das konnte mir im Entfernteſten nicht einfallen. Ich eröffnete daher meinem perſönlichen Adjutanten, Hauptmann v. Berger (deſſen Dienſtverrichtung damals darin beſtand, die meine Thür Beſtürmenden zu empfangen, zu verzeichnen und nach meiner Entſcheidung zu beſcheiden): ſagen Sie dem Oberſtlieutenant v. Helgeſen, „daß ich ihm für ſein Intereſſe für unſere Sache vielmals danken ließe, daß ich mich aber außer Stand fühlte, ihm eine ſeiner Anciennetät entſprechende Anſtellung zu geben.“ Ob dieſe Antwort barſch oder höhniſch war, überlaſſe ich dem Urtheile der Leſer, aber ich bitte zugleich zu bedenken, welch ein Zetergeſchrei die proviſoriſche Regierung erhoben haben würde, wenn ich dieſen ſo zu ſagen däniſchen Officier angeſtellt hätte. Herr Helgeſen ging ſofort nach Kopenhagen und trat daſelbſt in Dienſt gegen uns. Tiefer waren ſeine Sympathien für die ſchleswig-holſteiniſche Sache nicht.

Dieſe Details führe ich hier an, damit der Leſer ſich das Bild der damaligen Zeit verdeutlichen und zugleich ſehen könne, in welche peinliche Lage ich geſtellt war, wie alle Partheien Forderungen und Erwartungen an mich ſtellten, die ich unmöglich befriedigen konnte und durfte; wie die proviſoriſche Regierung hinter meinem Rücken Sachen that, die ſie mir nachher Schuld gab, oder meine Perſon vorſchützte, wo ſie mich überſtimmt oder umgangen hatte. Nachdem die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung von der Ständeverſammlung mit der Fortführung ihrer Wirkſamkeit beauftragt waren, traten ſie jetzt mehr

und mehr in ihrer individuellen Geſtalt auf; dies war beſonders der Fall mit M. T. Schmidt. Wie oben geſagt, war ihm das Finanz- und Poſtfach überwieſen. Er änderte die ganze Rechnungsweiſe der Hebungsbeamten ab, obgleich wir Alles im Intereſſe des Beſtehenden unternommen hatten.

Der ausgezeichnete, anerkannt tüchtige und rechtliche Oberkaſſier an der Hauptkaſſe, Generalkriegskommiſſär Fiſcher, der hiergegen remonſtrirte, ward entlaſſen, gleichfalls unter dem Vorwande, daß er däniſche Sympathien hege. Welche Abſicht und Beweggründe Herrn Schmidt hierbei leiteten, weiß ich nicht, aber gleichzeitig trat er mit einer Propoſition hervor, oder ließ ſie durch Olshauſen oder Beſeler vortragen, die nichts weniger war, als ſein Dampfſchiff „Chriſtian VIII.," welches ſeit 1840 zwiſchen Kiel und Kopenhagen fuhr, dem Lande zu verkaufen, damit es als Kriegsſchiff verwendet werde. Der Vorſchlag war zu lächerlich, um nicht von mir gleich als nutzlos bezeichnet zu werden. Lächerlich, ſage ich, denn Jeder, der von Marine- und Seeweſen auch nur den kleinſten Begriff hat, weiß, daß man Kriegsſchiffe nicht ſo bald herſtellt, und daß man Seeofficiere und Seeleute, die den Dienſt auf dieſen Schiffen zu verrichten im Stande ſind, nicht aus dem Aermel ſchüttelt. Was ſollten wir mit einem Schiff gegen die alte wohlausgerüſtete und bemannte däniſche Flotte thun? und wo war die Zeit und das Material, um mehrere zu bauen und zu renoviren? Wir konnten doch unmöglich beabſichtigen, den unglücklichen Krieg über viele Jahre in die Länge zu ziehen. Dieſe Gründe, welche ich anführte, wurden aber vom Kollegium mit einer Art Stumpfſinn angehört, und darauf unter der Behauptung beſtanden, die Sache ſei nicht abzuweiſen, es könne der Anfang zu einer deutſchen Flotte werden u. ſ. w. Ich ſagte den Herren, daß ich bei meiner Anſicht beharre, aber

um ihnen jede Chance zu geben, wolle ich das Schiff unterſuchen laſſen, in wie weit es überhaupt ſich zum Kriegsdienſte eignete. Den Kapitän Donner beauftragte ich daher, es mit einem erfahrenen Schiffsbaumeiſter zu unterſuchen und das Reſultat zu berichten. Dieſe Unterſuchung ergab denn auch, daß das Schiff a. zu ſchwach gerippt war; b. daß es zu alt ſei, um bedeutende Umänderungen zu erlauben; c. daß es zu viel Ueberbord und nicht genug Tiefgang habe, um die Maſchine einigermaßen vor den feindlichen Kugeln zu decken; d. daß die ganze innere Einrichtung total verändert werden müßte, und daſſelbe folglich als bewaffnetes Schiff gar nicht zu verwenden wäre. Hiermit war dieſer Plan geſcheitert. Dies ereignete ſich vor dem 9. April.

Um dem Leſer eine klare Einſicht in dieſe gemeine Intrigue zu geben, muß ich wieder etwas zurück gehen.

Oben iſt angeführt, wie am 23. März Abends in Kiel zwiſchen Herrn Beſeler und den Demokraten auf dem Rathhauſe eine Vereinigung dahin getroffen wurde, daß ſtatt Advokat Bargum der Kaufmann M. T. Schmidt in die proviſoriſche Regierung treten ſolle. Nachdem alſo dieſelbe ſich auch über ihre Proklamation mit dieſen Leuten verſtändigt hatte und nach dem Hotel Brandt zurück war, um die erforderlichen Briefe und Ordres abzufertigen, kam Herr Schmidt, um ſich uns als College vorzuſtellen. Ueber die Wichtigkeit des Augenblicks, die Größe unſerer Verantwortlichkeit, den Zweck unſerer Beſtrebungen ſagte er keine Silbe, ſondern ſuchte mich allein zu ſprechen und machte mich hier auf die Gefahr aufmerkſam, die aus einem plötzlichen Erſcheinen einer däniſchen Flotte und damit verbundener Landung däniſcher Truppen entſtehen könnte. Ich erwiderte ihm, daß ich daran nicht glaubte, und weniger einen ſolchen Angriff als das Einrücken von der Landſeite her befürchte. Da meinte er,

daß die Aufregung und Aengſtlichkeit vor ſolch' einem See-Angriff viele Menſchen lähmen und Kiel und ſeine Umgegend in einer beſtändigen Unruhe erhalten würde. Er habe mir deshalb den Vorſchlag machen wollen, ſein Dampfſchiff, das jetzt doch nicht nach Kopenhagen fahren könne, in der Höhe zwiſchen Fehmarn und Laaland zu ſtationiren, damit es gleich Nachricht bringen könne, falls ſich eine Flotille zeigen ſollte. Darauf bemerkte ich ihm, daß dies uns ein theurer Spaß werden könne, denn wenn die Dänen das Schiff nehmen ſollten, dann würde er von uns den Werth erſetzt verlangen. „Oh!" ſagte er, „die Dänen haben kein Schiff von derſelben Schnelligkeit und die Koſten der Kohle, welche mir allerdings erſetzt werden müſſen, ſind nicht bedeutend!" Nun erwiderte ich: wenn Sie wirklich davon überzeugt ſind, daß die Gemüthsruhe der Kieler dadurch gefördert werden kann, ſo habe ich für meine Perſon nichts dagegen, daß das Schiff in den erſten Tagen, bis ſich die Sache etwas geordnet hat, ausläuft, um als Aviſo zu dienen, und will auch ſogleich meinen Herren Collegen die Annahme des Vorſchlages proponiren. Ich vollbrachte Letzteres und Graf Reventlow und Beſeler ſtimmten bei. Als ich dies Schmidt eröffnete, bemerkte derſelbe: nun muß ich gleich mit dem Kapitän ſprechen, der nicht der Mann iſt dieſen Auftrag auszuführen (ich glaube, er war ein Däne) und werde dem früheren erſten Steuermann, der ſeit 10 Jahren mit dem Schiffe gefahren iſt, das Kommando geben. Herrn Schmidt ſah man bis zum nächſten Tage nicht wieder. Das Schiff lief in die Oſtſee, aber es kehrte immer nach Kiel zurück, ohne daß ſich däniſche Kriegsſchiffe hatten ſehen laſſen wollen. Nach 4 bis 5 Tagen kam plötzlich die Nachricht nach Rendsburg, der „Chriſtian VIII." ſei auf dem Bülker Riff geſtrandet, als er in der Nacht nach Kiel habe einlaufen wollen.

Es muß wohl bemerkt werden, daß das Schiff seit 10 Jahren wöchentlich zwei Mal im Sommer, und ein Mal im Herbste und Frühjahre seine Fahrten machte, und jedesmal nach Kiel zwischen 4 und 6 Uhr Morgens, also zum Oefteren im Dunkeln eingelaufen war, und daß es jetzt von demselben Mann geführt wurde, der, wie ich bei meinen vielen Reisen auf diesem Schiffe selbst zu sehen Gelegenheit hatte, die Wachen am Morgen stets versehen mußte. Also dieser Mann konnte zu einer Zeit, wo er alle Muße und Ruhe hatte, das Schiff zu führen, solch ein Versehen begehen? Das Wetter war neblicht, welches in jener Jahreszeit bezeichnet, daß der Wind von Osten weht, dem das Bülker Riff ganz exponirt ist, und dann geht dort die See hoch. Der Ostwind wollte aber an diesem Tage nicht stärker werden als nöthig war, um das Wasser aus der Ostsee herzutreiben, und so gelang es dem Dampfboot Löwen bei solch erhöhtem Wasserstande, den „Christian VIII." noch an demselben Tage wieder flott zu machen und unbeschädigt nach Kiel zu bringen.

Die Nachricht, daß sich die dänische Armee auf Alsen und an der nördlichen schleswig'schen Grenze concentrire, machte die ferneren Bemühungen des Herrn Schmidt überflüssig. Er sandte das Schiff nach Lübeck, in welcher Absicht habe ich nicht erfahren; ob es nun als neutrales Schiff auf Schweden oder Petersburg fahren, oder ob es dort verkauft, oder zur Disposition von C. H. Donner, dem die Hypothek darauf zustand, gestellt werden sollte, habe ich damals keine Gelegenheit gehabt zu erforschen.

Nachdem die Ständeversammlung uns bestätigt hatte, tauchte der erwähnte Vorschlag, für das Land das Schiff anzukaufen, wieder auf. Die Antwort des Kapitäns Donner lief ein, während ich mich am 9. und 10. April bei den Truppen befand. Die sehr mißmuthige Stimmung, in welche ich nach dem Rück-

zuge von Bau nach Rendsburg kam, ließ Herrn Schmidt einige Hoffnung gewinnen, mich jetzt bezüglich des Schiffankaufes nachgiebiger, zu finden. Als ich eines Morgens, ich glaube den 17. April, ins Verſammlungszimmer trat, waren bloß Graf Reventlow und Herr Olshauſen dort; erſterer ſagte mir: „Herr Olshauſen wünſcht mit Ihnen etwas zu bereden," und ſetzte ſich, uns den Rücken kehrend, an den Schreibtiſch.

Olshauſen begann mit einer langen Einleitung über die mißliche Zeit für den Handelsſtand u. ſ. w., welches zu pekuniärer Verlegenheit des Herrn M. T. Schmidt geführt habe und ſchloß damit, daß derſelbe bankerott ſei, falls wir ihm nicht das Dampfſchiff abkauften. Dies war mir doch zu überraſchend, und brachte mich zu dem Ausruf: „Was! und dieſer Menſch hat die Frechheit, ſich am 3. April der vereinigten Ständeverſammlung vorzuſtellen, um in der proviſoriſchen Regierung zu bleiben? Jeder Kaufmann weiß doch gewiß 14 Tage voraus, wie ſeine Umſtände ſtehen? Welch' ein Skandal! während fremde Truppen, Generäle und Fürſten bei uns einziehen, ſoll Einer aus der proviſoriſchen Regierung als Bankerotteur bezeichnet werden!" Schlimm genug, ſagte Olshauſen, die Sache iſt aber nun einmal ſo. Was will er denn für den veralteten Kaſten haben, fragte ich? Er giebt an, daß er unter 45,000 Species-Thaler nicht frei kommt. Es kommt hier das Schiff gar nicht in Betracht, wendete ich ein, ſondern die Rede iſt hier, unſer Land und unſere Sache des Skandals zu überheben, und in einem Augenblicke, wo alle Augen Deutſchlands auf uns gerichtet ſind, nicht eine ſolche Blamage zu geſtatten. Ich ſetzte hinzu: „Wir können das alte Wrack vielleicht künftig als Poſtſchiff verwenden, und ich will mich durch die Ueberzeugung beruhigen, daß die große Summe von 67500 Thalern preuß., für die Ehre des Landes verwendet werden

darf." „Nun Gott Lob!" ſagte nach dieſer meiner Erklärung Reventlow, ſich umkehrend. Er war alſo der ganzen Verhandlung mit dem Ohre gefolgt. Beſeler trat gerade auch zur Thüre herein; ihm rief Reventlow entgegen: „Der Prinz hat eingewilligt!" So? dachte ich bei mir ſelbſt, alſo war es gar nicht nöthig zu ſagen, worein ich gewilligt habe? Alſo wird hier in ſolcher Weiſe mit mir Komödie geſpielt und mit dem Gelde und der Ehre des Landes Haus gehalten?

Von dieſem Augenblicke an war jedes Vertrauen in den guten Willen und die rechtliche Ueberzeugung meiner Kollegen ſchwankend geworden, und die ſpätere Erfahrung beſtätigte mein damaliges Urtheil nur allzu ſehr.

In der Woche zwiſchen dem 2. und 9. April fand auch die Sendung des Majors v. Wildenbruch ſtatt. Dieſer ebenſo unbedeutende Geiſt als ungeſchickte Diplomat trat bei einem Beſuche, den er mir machte, ſo merkwürdig auf, daß ich ihn gerade heraus fragte: „wie ſind Sie hier zu betrachten, als Spion, oder als Diplomat?" Hätte Preußen damals einen gewandten Mann geſandt, ſo wäre die ganze Sache wahrſcheinlich in einigen Wochen ohne Blutvergießen beendet worden. Wie widerſinnig Herr v. Wildenbruch ſich dabei benahm, iſt oft genug öffentlich beurtheilt worden, um hier noch wiederholt zu werden.

VII.

Anfang der militäriſchen Operationen.

Die militäriſchen Operationen hatte ich bei der am 4. April ſtattgehabten Recognoscirung verlaſſen; am 5. des gl. M. bekam ich hierüber die Meldung des Generals Krohn, und gleichzeitig die Anzeige, daß die Dänen auf Holnis gelandet ſeien und daſelbſt einen Poſten etablirt hätten, indem die Landenge, welche die Halbinſel mit dem Feſtlande verbindet, durch die Schiffskanonen ſo beherrſcht werde, daß nicht daran zu denken geweſen ſei, deren Feſtſetzung alldort zu verhindern, und eine Möglichkeit ſie zu vertreiben, nicht exiſtire. Ich antwortete dem General Krohn, daß er diesſeits der Landenge eine Truppe poſtiren möge, welche ein unerwartetes und plötzliches Vordringen verhindern oder aufhalten könne. Am 6. April ſchrieb mir der General Krohn wieder, ſeine Stellung würde bedenklicher; die Dänen hätten mehr Truppen gelandet, etwa ein Bataillon! Der Geiſt ſeiner Truppen ſei durch die Einflüſterungen und Intriguen der Flensburger Bürger ſehr zweifelhaft geworden, er glaube nicht, daß er ſich in Flensburg länger halten könne, und dürfe die Verantwortlichkeit für ein längeres Stehenbleiben nicht übernehmen; ſolle die Stellung behauptet werden, ſo müſſe er bitten, daß ich ſelbſt hinkäme. Dieſen Brief brachte mir der Oberſt Fabricius in der Nacht um 2 Uhr, zwiſchen dem 6. und 7. April. Ich antwortete ſofort am Morgen dem General Krohn, daß nebſt anderen Gründen ich hauptſächlich hier den Entſchluß des Königs

von Preußen darüber abwartete, ob die preußischen Truppen nach dem Herzogthum Schleswig marschiren dürften; davon hinge die ganze Führung des Krieges ab, und ich müsse sodann erst mit dem Obersten v. Bonin darüber Rücksprache nehmen, wie die Operationen eingeleitet und ob offensiv oder defensiv verfahren werden sollte; sobald ich hierüber im Klaren sei, würde ich sofort kommen, er erhalte aber hiermit meine völlige Genehmigung, sobald als er sich nicht länger in seiner jetzigen Stellung behaupten könnte, dieselbe zu verlassen und sich bei Schmedeby oder Idstedt aufzustellen.

Hierauf bekam ich am 8. April Morgens, vom 7. Abends datirt, ein Schreiben des Generals Krohn, worin er mir für meine Auseinandersetzung dankte, und erklärte, er sei jetzt vollständig klar über meine Absicht, und werde nach der gegebenen Einwilligung zurückgehen, sobald er es nöthig halte.

Die Gründe, welche mich nebst dem angeführten Hauptgrunde in Rendsburg zurückhielten, waren: daß hinter meinem Rücken die provisorische Regierung Gott weiß was hätte vornehmen, besonders die Reihen der Officiere mit allerhand verlaufenen Subjekten hätte füllen können, wozu sie sich stets bereit fühlte. So lange also keine drohende Gefahr vorhanden war, hielt ich es für meine Pflicht, in Rendsburg zu bleiben und selbst die Ausrüstung und Eintheilung der Truppen zu überwachen. Am 8. April Vormittags erhielt ich noch eine Meldung des Generals Krohn, worin er mir anzeigte, daß die Dänen sich auf Holnis zu verstärken schienen, und er daher nebst dem 1. Jägercorps noch einen Theil des 4. Bataillons dorthin gesandt habe, um Glücksburg zu besetzen. Ich ließ sogleich eine Staffette an ihn abgehen, daß ich, da man in Berlin nicht zu einer Entscheidung kommen zu können schien, den nächsten Vormittag, 9 April, in

Flensburg eintreffen würde, indem ich Abends nach Schleswig gehe und die Stellungen zwiſchen Schleswig und Flensburg auf dem Wege nach letzterem Orte noch beſehen wolle. Nachdem ich daher am Sonnabend den Bahnzug abgewartet hatte, falls eine Entſcheidung aus Berlin kommen ſollte, und die nöthigen Befehle und Anordnungen für meine Abweſenheit im Büreau gegeben hatte, fuhr ich Abends nach Schleswig. Hier beredete ich mit dem Major von Zaſtrow, wie er die Stellung bei Idſtedt zur Aufnahme der Truppen, welche ich aus Flensburg zurückziehen wollte, vorbereiten laſſen ſolle. Den Hauptmann von Jeß vom Ingenieurcorps hatte ich mit einer Abtheilung Pionniere nach Schleswig beordert, um zu dieſem Zwecke zu wirken. In derſelben Nacht erhielt ich wieder vom General Krohn Meldung, daß die Feldwache in Bau von den Dänen angegriffen und geworfen worden ſei; daß aber eine ihr zu Hülfe gekommene Kompagnie die Dänen wieder herausgeworfen habe und dieſe ſich zurückgezogen hätten. — Sonntag Morgen vor Sonnenaufgang war ich mit Zaſtrow und Jeß bei Idſtedt und ordnete die Anlage einer Redoute für die 4—12pfündigen Kanonen, die ich ſofort aus Flensburg zurückſenden würde, an, gab den Befehl, längs der Liſiere des Waldrückens Kommunikationswege auszuhauen und das Defilé von Welspang zur Barrikadirung vorzubereiten. Nach Ausgabe dieſer Vorſchriften eilte ich nach Flensburg, wo ich 9½ Uhr eintraf.

Was war hier während der Zeit geſchehen, und wie ſtanden die Sachen?

General Krohn hatte nach Empfang meines Briefes, der die Einwilligung zum Rückzuge gab, am 8. eine Menge Wagen requirirt, welche während des Tages auf der Flensburger Straße hielten und zu Unfug Anlaß gaben. Dieſe Maßregel konnte

auch nicht den Geiſt der Truppen kräftigen, denn es bewies, daß der Anführer ſich nicht ſicher hielt. Die Anſtalten waren getroffen, um den Rückzug in der Nacht zwiſchen dem 8. und 9. zu bewerkſtelligen. Am Nachmittage des 8. machten die Dänen bei Holnis noch größere Demonſtrationen und unterhielten von der Korvette, welche vor Langballig lag, ein fortwährendes Feuer auf die dort aufgeſtellten Jäger. Dies veranlaßte Krohn, auch das 1. Bataillon nach Glücksburg zu dirigiren. Es blieben alſo in der Stellung vor Flensburg nur bei Kruſau das zweite Jägercorps (von dem die Lauenburger fortgegangen waren), nebſt Studenten und Turnern; ferner zwiſchen Kruſau und Niehuſen, längs der Höhe über den Mühlen-Teich und -Strom zur Verbindung mit dem 2. Bataillon eine Kompagnie des 4. Bataillons, desgleichen in Niehuus und Bau das 2. Bataillon, ſüdweſtlich von Niehuus über Woldmerstorf und Harrislev das dritte Bataillon; daran ſchloß ſich das 1. Freicorps und die Kavallerie bei Schäferhuus. In Flensburg ſelbſt ſtanden das 6. Bataillon und das 2. Freicorps als Reſerve.

Weil die Dänen Sonnabend Nachmittag den 8. doch zu keinem wirklichen Angriff bei Holnis übergingen, der Angriff derſelben aber auf Bau zurückgewieſen worden war und Krohn meine Anzeige, daß ich am 9. nach Flensburg kommen würde, erhielt, gab er den gefaßten Entſchluß, zurückzugehen, auf, und ſetzte ſich dadurch in die unhaltbare Lage a cheval auf der Flensburger Höhe mit 5000 Mann zu ſtehen, während er mit 10,000 Mann von der einen Seite angegriffen wurde.

Eine ſtarke Recognoscirung von Kruſau aus am Sonnabend Nachmittag würde die feindliche Stellung aufgeklärt haben; die Unterlaſſung dieſer Hauptvorſichtsmaßregel hat ſich der General Krohn in der ganzen Zeit trotz meiner Monitos zu Schulden

kommen laſſen. Das Ergebniß dieſer Recognoscirung mußte entſcheiden, ob das Truppencorps die Stellung nördlich von Flensburg einnehmen, oder den Rückzug in der Nacht antreten ſollte. Daß Krohn dies verſäumt hat, kann ihm mit Recht vorgeworfen werden; daß er ſich durch mein Kommen oder Nichtkommen leiten ließ, wenn dies nicht eine ſpäter erdachte Entſchuldigung geweſen iſt, war eine Furcht vor Verantwortlichkeit, die man doch am Ende dem Manne von über 60 Jahren, der ſeit 25 Jahren aus dem aktiven Dienſt getreten war, nicht zu hoch anrechnen darf. Er hatte eine ſehr ſchwierige Stellung; denn mit einer loſe zuſammengeſetzten Truppe, ohne organiſirten Stab oder Adjutantur, war er in Flensburg einmarſchirt, wo dann an ihn eine Maſſe von Requiſitionen jeder Art von den einzelnen Truppenkörpern ergingen, und ihn, da er ein ſehr akkurater Geſchäftsmann mit der Feder war, faſt den ganzen Tag mit Schreibereien hetzten. Ueberdieß ſollte derſelbe die Organiſation hier fortſetzen und zugleich den Dienſt im Felde überwachen. Es wäre unrecht, dem Manne, der ſich ganz dem Dienſte ſeines Vaterlandes aufopferte, in der Geſchichte ſolche Vorwürfe machen zu wollen, wie ſie ihm gemacht worden ſind.

Als ich in Flensburg ankam, fand ich Krohn in ſeinem Quartiere auf- und abgehend in großer Aufregung. Nun! ſagte ich, wie ſteht die Sache? Schlecht! ſagte er; was wollen Sie daß ich thun ſoll mit Leuten, welche mir fortwährend melden: ich werde angegriffen und ziehe mich zurück! Das iſt freilich eine ſchlimme Meldung, erwiderte ich, laſſen Sie doch nun die Karte ſehen, um die Stellung in dieſem Augenblick zu beurtheilen. Wie ich hier geſehen hatte, daß Woldmerstorf in den Händen der Dänen ſei, ſandte ich den Rittmeiſter Grüter, der damals bei mir Adjutantendienſte that, nach Harrisleo, um zu

ſehen, wie weit unſer linker Flügel ſchon umgangen und der Rückzug längs der Chauſſee nach Schleswig bedroht ſei. Da faſt die Hälfte des regulären Militärs bei Glücksburg ſtand, ſo war an kein Bleiben in Flensburg mehr zu denken, und ich gab daher an Krohn den Befehl, ſofort Alles was nördlich von Flensburg ſei, durch die Stadt zu ziehen und nach Glücksburg den Befehl zu dem nach Schleswig anzutretenden Rückzuge zu ſenden, mit dem Bemerken, daß ich, wenn wir hinter Flensburg eine vorläufige Stellung genommen haben würden, um die Bagage und den Train zu decken, die näheren Befehle geben würde, auf welchem Wege der Rückzug anzutreten ſei.

Vor Flensburg ſtreckt ſich nämlich ein großes Torfmoor in ſüdweſtlicher Richtung faſt $^3/_4$ Meilen weit bis gegen Bilſchau hin, wo wieder ein moorigter Bach, der in den Oever See fällt, die linke Flanke deckt; wenn wir folglich erſt aus Flensburg heraus waren, dann konnte ſo leicht keine Flankenumgehung ſtattfinden. Was kam aber aus der Stadt heraus? Das ſechste Bataillon und 2. Freicorps nebſt 12 Geſchützen, darauf folgten einzelne Kompagnien des 2. und 3. Bataillons, theilweiſe in aufgelöstem Zuſtande. Die Kavallerie war verſchwunden, ſie hatte einen mißglückten Angriff auf eine däniſche Batterie nebſt Kavallerie gemacht, und ſich dann empfohlen; erſt nach Wanderup und von dort nach Langſtedt. Das erſte Freicorps war durch dieſen Rückzug allein auf dem offenen Terrain geblieben, und mußte ſich vor dem Andrange der däniſchen Kavallerie in's Hannewitter Holz werfen, von wo es Nachts über Huſum ſich zurückzog.

Hauptmann Michelſen mit dem 2. Jägercorps, den Studenten und Turnern und der 4. Kompagnie des 4. Bataillons fehlten noch. Ich ließ das 6. Bataillon und das 2. Freicorps, welche

unter dem General Krohn die Arrieregarde bilden ſollten, vor Flensburg ſtehen, um den Rückzug Michelſen's zu erwarten, während die Artillerie, der Train und das 2. und 3. Bataillon ſich in Marſch auf der Schleswiger Chauſſee ſetzten. Da ſahen wir wie nördlich vor Flensburg in der Vorſtadt ſich ein heftiges Feuer von Kleingewehr und von den Kanonenböten entſpann, und in kurzer Zeit kam mein entſendeter Adjutant Grüter an und meldete, es ſei der Eingang nach der Stadt von den Dänen beſetzt, und keine Möglichkeit für Michelſen durchzukommen; mit genauer Noth ſei er mit der Kompagnie des gefallenen Kapitän Schmidt durch die Vorſtadt gekommen.

Herr v. Grüter erreichte die Gefechtslinie zwiſchen Harrislev und Flensburg gerade, als der Hauptmann Schmidt durch eine Kugel im Kopf getroffen geblieben war. Wie früher geſagt, war bei jeder Kompagnie nur ein Officier, alſo war das Kommando ſo gut als erloſchen. Ohne ſich zu bedenken gab Grüter ſein Pferd einem Soldaten in die Hand und etablirte längs dem Knick, der zu beiden Seiten des Weges ſich ausbreitete, die Kompagnie in offener Stellung. Es gelang ihm hierdurch, den Fortſchritt der Dänen zu hemmen und das 2. Bataillon ſowie die 4 Geſchütze von Michelſen bekamen Zeit, Flensburg zu erreichen. Grüter ſelbſt hatte 2 Streifkugeln bekommen, deren eine ihm einen Knopf ſeines Dollmans fortriß, die andere ſeine Karte, die er in der Bruſttaſche trug, ſtreifte.

Als die Unmöglichkeit für Michelſen durchzukommen conſtatirt war, ſetzte ſich auch die Arrieregarde in Marſch und wurde nur durch einige feindliche Kanonenkugeln moleſtirt. Die däniſche Kavallerie, die ſüdlich von Schäferhaus ſtand, hätte es ganz in ihrer Gewalt gehabt, uns den Rückzug ſehr ſchwierig zu machen, that es aber nicht, ſondern zog triumphirend in Flensburg ein.

Einem meiner Adjutanten, der ſich über die bedenkliche Lage äußerte, in welcher wir waren, ſagte ich: „Glauben Sie mir, die Dänen ſind ſo froh darüber, Flensburg in ihren Beſitz bekommen zu haben, daß ſie nicht mehr an uns denken.“ Dieſe Vermuthung hat ſich vollkommen beſtätigt, und wir zogen ganz unmoleſtirt nach Schleswig.

Ich muß hier den Rückzug Michelſen's berühren, weil die Gefangennahme der 1000 Mann unter ihm eigentlich das Unglück von Bau ausmachte und zu ganz verkehrten und ungerechten Anſichten und Beſchuldigungen Anlaß gab. Die übrigen Truppentheile hatten nur 29 Mann Todte und Verwundete. Daß Flensburg verloren ging, lag in dem Stärkeverhältniſſe und dem Unterſchied der Ausrüſtung der ſtreitenden Truppen. Ja! als im darauffolgenden Monat Juni General v. Wrangel dieſelbe Stellung bei Bau wählte und ſie durch Feldbefeſtigungen ſehr verſtärkte, glaubte er ſie mit 25,000 Mann kaum beſetzen zu können; wie vermochte ſie daher mit dem zehnten Theil dieſer Stärke gehalten zu werden?

Hauptmann Michelſen hatte das Defilé, welches durch den großen Mühlenſtrom und Mühlenteich bei Kruſau gebildet wird, beſetzt und lehnte ſich mit ſeinem rechten Flügel an den Wald, der vom Flensburger Hafen bis dahin ſich erſtreckt, und deſſen Liſière längs dem Mühlenſtrome läuft. Vor ſeiner Front war eine Hügelreihe, auf welcher ſeine Vedetten ſtanden, die eine weite Ausſicht über das vorliegende Terrain geſtattete. Die Chauſſee geht von Kruſau durch ein Gehölz nach Waſſersleben, wo ſie ungefähr 1000 Schritt am Ufer des Flensburger Hafens hinläuft, dann wieder durch einen tiefen Einſchnitt ſich bis an die Vorſtadt zieht, wo ein ziemlich hoher Damm von 300 Schritt Länge ſie über eine Schlucht führt, ehe ſie die erſten Häuſer

erreicht. Am frühen Morgen marſchirte das ganze däniſche Truppencorps bei den Vorpoſten Michelſen's vorbei, er mußte die Bataillone zählen können, denn die Entfernung war kaum $^1/_4$ Meile. Nichts deutete auf einen Angriff gegen ihn, ſeine ganze Aufmerkſamkeit mußte alſo nach Bau und Niehuus ſich wenden, indem der dazwiſchen hinlaufende Mühlenteich keinen Uebergang zuließ. Er hätte, ſobald das Gefecht ſich bei Niehuus engagirte, mit Zurücklaſſung eines ſtarken Poſtens entweder auf der Chauſſee ſich bis hinter Waſſersleben zurückziehen, oder durch den Wald weſtlich rücken müſſen, um in die Flanke der Dänen eine Diverſion zu machen. Er that von allen Dieſem nichts, ſondern blieb ſtehen, bis das Gefecht über Niehuus heraus war und die Kanonenbote ſich vor der Chauſſeeſtrecke ans Ufer gelegt hatten. Nun beſchloß er den Rückzug, und um dem Schiffsfeuer ſich zu entziehen, marſchirte er durch den unwegſamen Wald, ſtatt die Leute in aufgelöster Ordnung hinter dem Chauſſeedamm gehen zu laſſen. Im Einſchnitt angekommen, hielt er ſich daſelbſt auch noch unentſchloſſen auf, weil er ſich nicht gehörig mit dem hinterliegenden Terrain bekannt gemacht hatte und glaubte, den Schiffskanonen auf der Chauſſee ausgeſetzt zu ſein. Während deſſen drängte das Gefecht immer heftiger nach Flensburg zu; endlich entſchloß er ſich, in aufgelöster Ordnung über das eingekoppelte Feld nördlich der Chauſſee zurück zu marſchiren. Wohl muß hier bemerkt werden, daß er noch gar keinen Feind vor ſich hatte. Hätte er in dieſer Zeit einen raſchen Entſchluß gefaßt und wäre mit ſeiner ganzen Stärke in einer geſchloſſenen Kolonne der Chauſſee gefolgt, ſo würde er vor den Dänen in der Vorſtadt angekommen ſein; ja! falls dieſe ſchon dort geweſen wären, hätte er ſich durchſchlagen können und vermochte weſtlich um die Stadt herum, wenn auch mit einigem Verluſte,

ſo doch mit dem größten Theil ſeines Korps und der Kompagnie des 4. Bataillons zu entkommen.

Es iſt unmöglich, den Oberbefehlshaber für die Fehler der Untergebenen in Anſpruch zu nehmen, ſo lange ihm noch keine Gelegenheit geworden iſt, ſich von ihren praktiſchen Fähigkeiten zu überzeugen. Es iſt aber ebenſowenig dem Oberbefehlshaber möglich, jede einzelne Truppenabtheilung ſelbſt zu leiten; daher kann weder dem General Krohn, noch mir in Bezug auf das Verhalten Michelſen's etwas zur Laſt fallen, denn derſelbe war durch ſeine Bildung und Erfahrung völlig berechtigt, ein Kommando zu führen.

Krohn ſowohl als ich haben das Zetergeſchrei des ganzen Landes über das Gefecht bei Bau über uns ergehen laſſen, wie wir überhaupt ſo viele Beſchuldigungen und Verläumdungen aus dem Grunde mit Geduld ertragen haben, damit keine Spaltung hervorgerufen werde. Die Wahrheit bricht ſich aber doch zuletzt Bahn, und ſo wird der Verfolg dieſer Aufzeichnungen noch zeigen, daß die Bewegung und beſchuldigende Stimmung im Lande mehr ein ungerechtes Geſchrei war, als eine aus wirklicher Ueberzeugung hervorgegangene Volksanſicht.

Nachdem der Leſer das Benehmen Michelſen's hier in dem wahren Lichte geſehen hat, bitte ich ſich zu erinnern, daß die ſpätere ſogenannte Landesverſammlung darüber berieth, *wie* und *wo* ſie dem geſtorbenen Michelſen ein Ehrendenkmal ſetzen ſollte.

Auf dem Rückmarſche nach Schleswig wurde es mir klar, daß mit den Truppen, wie ich ſie hier ſah, im offenen Felde nichts zu thun ſei, bevor ſie eine ſolidere Organiſation bekommen hätten, und dieſe Ueberzeugung machte auf mich einen ſo ſchmerzlichen Eindruck, daß ich ihm faſt erlegen wäre. Ich kann

dreist behaupten, von dieser Stunde an keinen frohen Augenblick genossen zu haben bis zum 28. Juli, wo ich im Gefechte bei Hadersleben sah, daß ich wieder eine Truppe führte, auf deren Ruhe und Muth ich mich verlassen konnte.

Von Flensburg aus hatte ich den Befehl an Zastrow gesandt, bis Ibstedt vorzugehen, um uns in dieser Stellung aufzunehmen. Aber daran konnte bei der Auflösung in der sich das 2. und 3. Bataillon befanden, bei der fehlenden Meldung über das 1. Freicorps und dem unbestimmten Zeitpunkt des Eintreffens des 1. und 4. Bataillons und 1. Jägercorps gar nicht gedacht werden, daher blieb das 5. Bataillon nur als Sicherheitsposten für die nach Schleswig rückenden Ueberbleibsel der nördlich Flensburg gestandenen Truppentheile.

Das Herzogthum Schleswig zu verlassen und die Stadt Schleswig preiszugeben, war für mich eine schwere Sache. In Angeln hatte sich ein großer Enthusiasmus für unsere Sache gezeigt; es ist ein so fruchtbarer Landstrich, daß sich daselbst ein Truppencorps leicht nähren kann. Es sind in demselben 3 regelmäßige Fährverbindungen über die Schlei mit dem Lande Schwansen vorhanden, und es wird von zwei Seiten von der Ostsee, von der dritten durch die Schlei begränzt. Kavallerie kann daselbst gar nicht verwendet werden, Artillerie nur in sehr beschränkter Weise. In Cappeln lag das 3. Freicorps, und die aufzubietende ländliche Bevölkerung würde uns, wenn auch nicht im Gefechte, doch als Observationsposten und Verbindungsmittel leicht manche Dienste geleistet haben. Hätte ich mich mit 5000 Mann nach Angeln werfen und von dort aus Flensburg und die Operationslinie der Dänen bedrohen können, so durften diese nicht weit über Flensburg hinausgehen, und somit wäre der deutsche Theil des Herzogthums geschützt geblieben. Mit dem Major

v. Gerſtorf beſprach ich dieſe Sache und ſchickte ihn ſofort mit der Anfrage zum Oberſt v. Bonin nach Rendsburg, ob derſelbe ſich berechtigt glaube, bis Schleswig vorzugehen, um unſeren Rückzug zu decken, falls die Dänen durch ihre Uebermacht uns dazu drängen würden, und ob er nach einen bejahenden und meinem Geſuche zuſtimmenden Beſchluſſe mir 10 bis 12 Officiere überlaſſen könne, um eine Art Landſturm in Angeln zu organiſiren? Der Major v. Gerſtorf brachte mir am 10. April um 5 Uhr Morgens die Antwort des Oberſt von Bonin, daß er ſich berechtigt hielt, falls unſer Truppencorps ſehr gedrängt würde, bis zur Schlei vorzugehen, um uns aufzunehmen, und daß er mir die gewünſchte Anzahl Officiere über Miſſunde ſenden würde. Nun gab ich nachſtehenden Befehl:

Die Batterie Weinrebe, die 4. Escadron des 2. Dragoner-Regimentes, die Infanterie-Bataillone und die Freicorps ſtellen ſich um 8 Uhr reſpektive auf dem Heſterberge und dem Pferdemarkt auf, um unter meinem Befehl nach Angeln zu marſchiren. Der Major von Leſſer führt die Batterie Lorentzen, die vier 12pfündigen und vier 3pfündigen Geſchütze nebſt Train unter der Deckung der Kavallerie nach Rendsburg.

Als ich um 7 Uhr mich zu Pferde ſetzte, um die einzelnen Truppen-Abtheilungen auf ihren Sammelplätzen zu inſpiciren, ward mir gemeldet, daß die beiden Schwadronen Kavallerie, die am Abend vorher in den Kavallerieſtällen einquartirt geweſen waren, während der Nacht von Oberſtlieutenant Fürſen-Bachmann Befehl bekommen hätten, ſofort aufzubrechen und nach Rendsburg zu marſchiren. Eine ſpätere Erforſchung zeigte, daß die vom Oberſtlieutenant Fürſen ausgeſtellten Vedetten auf dem Wege zwiſchen Langſtedt und Wanderup das nach Huſum in der Dunkelheit ziehende 1. Freicorps für Feinde gehalten hatten,

und daß die Meldung hiervon den Kommandeur zu dieſem übereilten und unüberlegten Schritt gebracht hatte. Ich empfahl dem Major v. Leſſer ſo bald als möglich und ſo ſchnell als es ſich thun ließ, den Marſch nach Rendsburg anzutreten und auszuführen, da ich ihm keine Bedeckung geben konnte.

Ein Kundſchafter, den ich am 9. Abends in weſtlicher Richtung abgeſandt hatte, um das 1. Freicorps zu ſuchen, kam gleichzeitig mit der Meldung zurück, es habe ſich nach Huſum zurückgezogen. Als ich den Heſterberg hinaufritt, um die dort aufgeſtellten Bataillone zu treffen, kamen mir die Bataillons-Kommandeure des 1., 2. und 4. Bataillons mit ſehr bedenklichen Geſichtern entgegen und meldeten, ihre Leute wären ſo demoraliſirt, daß dieſelben ſich gegen den Feind jetzt nicht gleich würden führen laſſen; nur wenn der Marſch nach dem Süden führte, könnten ſie für Gehorſam einſtehen. Auch der Major v. Zaſtrow, der von den Vorpoſten bei Idſtedt zurück kam, ſagte mir, daß ich nicht zu ſehr auf die Kampfluſt der Mannſchaft bauen möge; was er in der Nacht am Bivouakfeuer gehört habe, ſei nicht dahin deutend geweſen. Hier war alſo die Wahl zwiſchen einer gewagten Expedition oder einer allgemeinen Inſubordination, die vielleicht die gänzliche Auflöſung der bisher nur ſehr locker zuſammengeſetzten Truppe zur Folge haben konnte. Das Herzogthum Schleswig wollte ich aber dennoch nicht verlaſſen; ich gab deßhalb den Befehl, durch die Stadt Schleswig nach der Hüttener Harde zu marſchiren, weil auch dort im coupirten Terrain zwiſchen Gehölzen und Seen eine gegen Uebermacht zu haltende Stellung vorhanden war, und ich den linken Flügel an Rendsburg, den rechten an die Schlei oder den Eckernförder Hafen ſtützen konnte.

Mit dem 1., 2., 3. und 4. Bataillon, dem 2. Freicorps und

der 4. Schwadron des 2. Dragoner-Regiments marſchirte ich als Gros voraus, das 5. Bataillon ward vom 6. abgelöst, welches die Arrieregarde übernahm, und daher blieb erſteres eine Stunde hinter uns zurück und ward durch den Wegweiſer des Major von Zaſtrow nach Rendsburg über Breckendorf, ſtatt nach Fleckeby irre geführt. Die Arrieregarde, welche folgte, ließ ſich dadurch auch irre leiten, und ſo geſchah es, daß dieſe beiden Bataillone am Abend in Rendsburg einmarſchirten, während wir ſie bei Wittenſee erwarteten. Nachdem den verſchiedenen Truppentheilen das Kantonnirungsquartier in den Dörfern innerhalb der zu beſetzenden Linie zugetheilt war und ſie von dort aus die Vorpoſtenlinie beſetzen ſollten, ſandte ich meinen Adjutanten v. Berger aus, um die Vorpoſtenkette nachzuſehen. Den rechten Flügel bildete das 3. Bataillon und hatte ſeine Vorpoſten auch gehörig ausgeſtellt, an dieſes ſchloß ſich das 2. Freicorps an. Hier ritt Berger lange hin und her, ehe er einen Poſten fand, zuletzt ward auf ihn gefeuert und die Kugeln pfiffen ihm um den Kopf. Dadurch entdeckte er denn endlich, daß ſich die Poſtenkette bedeutend weiter zurückgezogen hatte, als es vorgeſchrieben war.

Bei dieſem Anlaß muß bemerkt werden, daß von Dänen noch gar keine Spur zu ſehen war.

Abends meldete mir Berger dieſe Verhältniſſe, aber gleichzeitig bekam ich eine Meldung vom Grafen Baudiſſin, Kommandeur des 3. Bataillons, daß das 2. Freicorps, weil es feindliche Schüſſe gehört, ſich in Bewegung geſetzt habe, um über den Kanal zurück zu marſchiren, und daß er jetzt auch nach Seheſtedt marſchire, da er ſeine Leute nicht mehr halten könne. Eine einzige angenehme Meldung bekam ich in der Nacht, nämlich daß das 1. Jägercorps mit den 4 Geſchützen über Miſſunde

gekommen ſei und zwiſchen Hütten und Holm ſtehe. Die Situation, in welcher ich mich befand, kann ſich Jeder leicht denken. Es blieb mir daher nichts übrig, als allen Truppen zu befehlen, ſich am 11. April Morgens bei Seheſtedt zu ſammeln, um daſelbſt die näheren Befehle zu gewärtigen. Aus Rendsburg bekam ich Nachricht, daß der Durchmarſch der Kavallerie dort am Morgen erfolgt wäre und ſie hinter der Eider kantonnire, daß die Artillerie ſowie das 5. und 6. Bataillon daſelbſt glücklich eingerückt ſeien und daß die Preußen den Kanal bis Königsförde beſetzt hätten. In Folge dieſer Mittheilungen traf ich nachſtehende Anordnungen: Die Freicorps bleiben in der Hüttener Harde und dem zweiten däniſch-wohlder Diſtrikt, wo ſie eine Vorpoſtenſtellung zwiſchen dem Wittenſee und dem Eckernförder Hafen nehmen, um ſich ſowohl in dieſem Dienſt als auch überhaupt im Exerciren zu üben. Die Artillerie und reguläre Infanterie geht hinter den Kanal und vollendet ihre Organiſation und Equipirung. Die Kavallerie formirt ſich in eine Brigade unter dem Befehle des Prinzen Woldemar zu Schleswig-Holſtein, der die Ausgleichung der Stärkeverhältniſſe in den Schwadronen und die Beſetzung der Officiersſtellen u. ſ. w. zu regeln hat.

Das 1. Freicorps kam über Friedrichsſtadt ſüdlich von der Eider wieder nach Rendsburg und nach Hütten. Das 3. Freicorps ging bei Cappeln über die Schlei und ſchloß ſich uns ebenfalls an.

Während meiner Abweſenheit waren in Rendsburg aus Deutſchland verſchiedene ausgerüſtete Trupps angelangt, die, in ein 4. Freicorps geſammelt, 600 Mann ſtark bei Seheſtedt ſich einfanden, aber noch keinen Kommandeur hatten.

Ehe ich hier auf andere Sachen übergehe, will ich noch bemerken, daß vom 12. bis 22. April die Bataillone, alle von

ſehr verſchiedener Stärke, durch eingekommene Beurlaubte ziemlich in der Mannſchaftszahl ausgeglichen wurden, daß die Equipirung möglichſt vervollſtändigt ward, daß die Vertheilung der immer noch ankommenden preußiſchen Officiere bei den Kompagnien geſchah, und daß Morgens bis Abends exercirt und nach der Scheibe geſchoſſen ward, ſo daß, als wir am 23. April wieder gen Norden marſchirten, die Truppe in guter Ordnung ſich befand.

Bevor ich zu der Darſtellung der Zeit zwiſchen dem 9. und 23. April übergehe, während welcher ich ſehr bitteren Vorwürfen mich ausgeſetzt ſah, muß ich hier noch einer Perſönlichkeit erwähnen, deren Name ſehr viel Lärm gemacht hat. Ich meine den Herrn v. d. Tann. Als ich den 10. April Abends in Klein-Wittenſee mit den angeführten Meldungen und Befehlertheilungen beſchäftigt war, ließen ſich 5 bairiſche Officiere, deren älteſter der Major v. d. Tann war, bei mir melden. Ich empfing die Herren ſofort und freute mich, daß auch ſie für unſere Landesſache fechten wollten. Man hat mir vorgeworfen, daß ich nicht ſofort dem Major v. d. Tann das Kommando eines Infanterie-Bataillons gegeben, oder ihm eine andere höhere Anſtellung in der Armee angewieſen hätte. Es iſt mir 1854 während meines Aufenthalts in Heidelberg, wo ich einen früheren bairiſchen Officier, der ebenfalls 1848 bei uns diente, traf, von dieſem geſagt worden, daß die Officiere auf Befehl ihres Königs zu uns gekommen wären. Ich habe Herrn v. d. Tann ſelbſt im Jahre 1857 darnach gefragt, ob er eine ſchriftliche Mittheilung hierüber nach Rendsburg gebracht und an wen er dieſe abgegeben habe, allein er wußte mir dieſe Frage nicht zu beantworten. Ich kann beſtimmt ſagen, daß mir nicht die entfernteſte Ahnung hiervon aufgeſtiegen iſt und aufſteigen konnte, erſt-

lich weil Herr v. d. Tann mir einen Königlichen Befehl nicht übergeben, ebenſowenig eine Namensliſte der commandirten Oſficiere mir eingehändigt, und endlich ſich nicht in ſeinem Dienſtanzuge mir vorſtellte. Er erſchien in einem offenſtehenden Uniformrock, einer grauen ſeidenen Civil-Kravatte mit großer Tuchnadel, einer grauſeidenen umgeſchlagenen Weſte und karrirten Civil-Beinkleidern, und auf dieſem phantaſtiſchen Coſtüm trug er eine dreifarbige deutſche Binde über die linke Schulter und eine gleichfarbige Schärpe um den Leib. Ich hatte Herrn v. d. Tann als aufwartenden Adjutanten beim derzeitigen Kronprinzen von Baiern gekannt, wo er mehr den Hofmann als den Krieger machte. Kann es mir Jemand verdenken, daß ich dieſem Manne, der ſich ſolchergeſtalt in einem Augenblicke präſentirte, wo der Zuſtand der Truppe eine ungewöhnliche Dienſtſtrenge und Disciplin erforderte, keine Anſtellung im regulären Militär anbot? Die Bataillone waren damals alle vergeben, daher ſagte ich Herrn v. d. Tann, daß ich ſehr bedaure, ihm keinen ſeiner Charge entſprechenden Platz in der Infanterie geben zu können; wenn er aber das Kommando des 4. jetzt gebildeten Freicorps, wo Kommandeur und Hauptleute noch nicht ernannt ſeien, übernehmen wolle, ſo würde deſſen Uebernahme ſofort am folgenden Tage erfolgen können. Hiermit waren v. d. Tann und ſeine Begleiter ſehr zufrieden, und er ſelbſt hat auch nie ein Wort gegen mich fallen laſſen, welches mich zu vermuthen berechtiget hätte, daß ihm dieſe Verwendung unerwartet oder unangenehm geweſen wäre. Herr v. d. Tann iſt ein Gentleman, er iſt außerordentlich brav im Gefecht, kaltblütig bei jeder Gefahr, ein gebildeter Militär, aber kein praktiſcher Soldat; er hat nie anhaltend den inneren Dienſt getrieben und kennt daher die Erforderniſſe nicht, welche nöthig ſind, um eine Truppe zu dreſſiren

und in Ordnung zu halten. Zwiſchen ihm und mir iſt nie ein unfreundliches Wort gefallen, ich glaube daher mit Recht ſagen zu können und würde v. d. Tann es gewiß bezeugen, daß all das einfältige Gerede, welches über die oben angegebenen Verhältniſſe in Gang geſetzt wurde, reine Erfindung war.

Das 4. Freicorps, das auch den Stamm zu dem ſpäteren v. d. Tann'ſchen Korps abgab, war nicht aus Schleswig-Holſteinern, ſondern aus den in Folge des Clauſen-Esmarch'ſchen Aufrufs aus Deutſchland kommenden ſehr gemiſchten Freiwilligen gebildet. Es waren darunter viele Literaten und halbgebildete Subjekte, die ſich ſelbſt preiſen wollten, indem ſie ihren Kommandeur und ſein Korps lobten, und ſo geſchah es denn auch, daß jeder Sperling, der ihnen in den Weg kam, ein Adler wurde, jede Kugel die ſie pfeifen hörten, ins Hundertfache vermehrt ward. Sie thaten indeß nicht bloß dieſes, ſondern es wurden von ihnen auch gefliſſentlich über die anderen Truppen ungerechte und abgeſchmackte Bemerkungen in ihren Zeitungsartikeln gemacht.

VIII.

Beginn der Intriguen der Prov. Regierung gegen den Verfaſſer. Der Landſturm.

Nachdem ich die vorerwähnten Aenderungen für die Truppen getroffen hatte, ging ich nach Rendsburg, um daſelbſt wieder die Fortſetzung der Rüſtungen zu betreiben und an den Sitzungen der proviſoriſchen Regierung theilzunehmen, ſoweit der Druck der mir ſpeziell obliegenden Geſchäfte es geſtattete. Hier fand ich natürlich eine große Verſtimmung. Der alberne Glaube, daß man die Dänen umblaſen könne, war verſchwunden; das Gegentheil hatte ſich jetzt den Leuten in den Kopf geſetzt, nämlich daß wir ganz unfähig wären, uns zu vertheidigen, und daß alles von der deutſchen Hülfe abhinge. Dieſe Gelegenheit ward von den Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung in jeder Weiſe ausgebeutet, um wo möglich mich los zu werden. Erſt wendeten ſie ſich an den Oberſt v. Bonin (wie derſelbe es mir ſpäter ſelbſt geſagt hat), um von ihm zu erfahren, ob es nicht zweckmäßig ſein würde, mir das Kommando über die Truppen zu nehmen. Dieſer widerrieth ihnen dieſes ganz beſtimmt. Als am 12. April die Anerkennung des deutſchen Bundes eintraf, ſtieg ihnen der Kamm wieder, und nachdem nun alle Schuld des Rückzuges aus Flensburg mir aufgebürdet, ja unter anderem auch geſagt ward, daß es unverantwortlich von mir geweſen ſei, die Studenten und Turner ſo zu exponiren, als ob erſtlich ich ſie in Kruſau aufgeſtellt hätte, und zweitens, als ob

dieſe jungen braven Patrioten ſich deßhalb bewaffnet hätten, um hinter anderen Kämpfern Schutz zu erlangen! — erſchien am 14. April Graf Reventlow in meinem Quartier mit einem ſehr langen kalten Geſichte, um mir, wie er behauptete, einen guten Rath zu geben. Er hob damit an, daß ich gewiß erkannt habe, wie ich das Vertrauen ſowohl des Landes als der Truppen vollſtändig verloren habe, und es daher in meinem eigenen Intereſſe läge, mich zurück zu ziehen. Darauf erwiderte ich ihm, daß ich ihm für dieſen freundlichen Rath ſehr verbunden ſei, aber ihn nicht befolgen würde, und zwar aus folgenden Gründen. Welche Meinung und Stimmung im Lande herrſche, wollte ich dahin geſtellt ſein laſſen, denn ich räume demſelben keine Urtheilsfähigkeit über militäriſche Bewegungen ein; was aber das Urtheil der Truppen beträfe, ſo ſei er ſehr im Irrthum. Es möchten vielleicht einige naſeweiſe Subjekte ſich mit einer Beſchuldigung meiner Perſon zu entſchuldigen ſuchen, die Maſſe der Truppen aber habe ſehr wohl erkannt, daß ſie meinem Entſchluſſe, uns zurückzuziehen, es allein zu verdanken hätten, daß das ganze Truppencorps aus einer verzweifelten Lage geriſſen und daß es nicht gefangen worden ſei. Der Soldat habe allezeit ein richtiges Urtheil über ſeine Anführer. Bei unſeren Truppen ſei durch eine unglückliche Affaire, die uns mit Ausnahme des Michelſen'ſchen Verſehens nur 30 Mann gekoſtet habe, das Vertrauen zu mir nicht geſchwächt worden. In den nächſten Tagen, theilte ich ihm mit, würde ich die einzelnen Bataillone wieder inſpiciren, und fände ich in der Geſinnung der Truppen gegen mich eine Aenderung, dann würde ich ihn davon in Kenntniß ſetzen. Nun wendete er ein: „ich hätte eine beſtändige Unentſchloſſenheit gezeigt, erſt hätte ich nach Angeln, dann nach den Hüttener Bergen gehen wollen, und gleich-

zeitig sei wunderbarer Weise ein Theil der Truppen nach Rendsburg ohne weitere Befehle gekommen." „Nun," erwiderte ich, „wer anders trägt daran die Schuld, daß die gehörige Disciplin nicht in den Truppen herrscht, daß das Kommando nicht förmlich geregelt ist u. s. w. als die provisorische Regierung, welche sie ohne vorhergegangene Erlangung der nöthigen Organisation einer Feldarmee sofort nach dem Norden der Herzogthümer ausrücken lassen wollte? Kann man mich verantwortlich dafür machen, daß nicht mehr Officiere in den Kompagnien sind? Ich vermag sie nicht aus den Aermeln zu schütteln! Bin ich daran Schuld, daß General Krohn seine Stärke theilte, anstatt wie ich in dem obenerwähnten Briefe vom 7. April gerathen hatte, zurückzugehen, und die von mir bezeichnete Aufstellung zu nehmen? Kann ich nach Angeln marschiren, wenn die Bataillonskommandeurs mir feierlich versichern, daß ihre Leute nicht gehen wollen? Sollte ich es auf eine Emeute ankommen lassen? Kann ich verantwortlich sein für die falsche Führung eines Wegweisers und die fehlerhaft überbrachte Ordre einer von General Krohn ausgesandten Ordonnanz, welcher er nur einen mündlichen statt schriftlichen Befehl gegeben hatte?" Hierauf hatte Graf Reventlow selbstverständlich nicht viel zu antworten und zog unverrichteter Sache ab.

Als ich in die Sitzung der provisorischen Regierung kam, ward ich von meinen Kollegen mit einer merklichen Kälte aufgenommen. Es sollte mir vermuthlich auf diese Weise das Bleiben verleidet werden. Da ich aber das Truppencorps in einer Ausdehnung von 5 Meilen liegen hatte, war selbstverständlich nicht viel Zeit für mich übrig, die langen Gesichter der Herren der provisorischen Regierung zu betrachten. In diesen Tagen fiel auch die oben erwähnte Dampfbootgeschichte vor. Eine

Hoffnung blieb ihnen noch, mich über Bord werfen zu können, welche ſie in der zu treffenden Beſtimmung des Oberbefehlshabers zu dem jetzt ernſtlich beginnenden Kriege ſuchten und gefunden zu haben glaubten. Es ward nämlich ſowohl nach Berlin, als nach Frankfurt geſchrieben, daß mir das Oberkommando nicht anvertraut werden könne und ein höherer General ernannt werden müſſe. Es ward auf General Halkett reflektirt. Dieſen General kannte ich perſönlich, jedoch nur als einen braven, tüchtigen Haudegen; deßhalb erklärte ich, daß allerdings, inſofern das 10. Bundesarmeecorps in Betracht komme, er das Kommando übernehmen könne; aber da die ſchleswig'ſchen Truppen mit dieſem Armeecorps nichts zu thun hätten, würde ich mich nicht unter ſeinen Befehl ſtellen. Der Oberſt v. Bonin und ich hatten während der Zeit ſchon einen Plan entworfen, wie wir die däniſche Stellung bei Schleswig und hinter der Schlei angreifen wollten; über die Angelegenheit des Oberkommandos waren wir miteinander im Reinen. Das beſtändige Intriguiren der proviſoriſchen Regierung ließ uns keine Ruhe, und durch die continuirlichen Anträge in Berlin kam ein General nach dem andern, ſo daß wirklich hier das alte Sprüchwort zur Wahrheit ward: „Viele Köche verderben den Brei!" Denn obgleich der von Bonin und mir entworfene Plan bei den Berathungen über die Art und Weiſe der künftigen Kriegführung zum Grunde gelegt blieb, ſo ward er doch ſo verpfuſcht, daß nicht das Reſultat erfolgte, welches ohne Zweifel ſich herausgeſtellt haben würde, wenn man uns die Ausführung des unſrigen allein überlaſſen hätte.

Nach der am 9. April erfolgten Beſetzung Flensburgs durch die Dänen dachten dieſelben, von Jubel ergriffen, nicht weiter an unſere Verfolgung. Am 11. rückten ſie erſt vorſichtig in

die Stadt Schleswig ein, am 12. erſchienen däniſche Kriegsſchiffe im Eckernförder Hafen und landeten daſelbſt Truppen, die theils über Miſſunde, theils über Fleckebye mit der in Schleswig ſtehenden Armee ſich in Verbindung ſetzten, ſo daß nun die däniſchen Vorpoſten ſüdlich von der Schlei aufgeſtellt wurden. Die Waffenruhe, die von Oberſt v. Bonin dem däniſchen Oberbefehlshaber während eines Depeſchenwechſels angetragen und vom Letzteren genehmiget worden war, ging am 16. zu Ende. Am 18. ward eine däniſche Feldwache von einer Patrouille der Freicorps unter der Anführung des Hauptmanns Aldoſſer überfallen und ihr 16 Gefangene abgenommen. Die Freicorps hatten jetzt ſchon mehr Haltung gewonnen und größere Streifereien unternommen, wodurch der däniſche Oberbefehlshaber veranlaßt ward, ſeine Vorpoſtenſtellung ſo abzuändern, daß dieſe vom Selker Noer oder Haddebyer Damm weſtlich dem Dannewerker Wall bis nach Kurburg folgte und öſtlich von Miſſunde über Coſel bis Eckernförde ſich ausdehnte. Die Strecke zwiſchen Coſel und Haddebye, ſüdlich der Schlei, blieb unbeſetzt.

Der von Bonin und mir verabredete Angriffsplan ging dahin, daß ich mit den regulären ſchleswig-holſteiniſchen Truppen nnd dem Kaiſer-Alexander-Regiment auf der Chauſſee von Rendsburg nach Schleswig als Avantgarde vorrücken und bei Milberg Halt machen, Bonin aber mit dem Kaiſer-Franz-Regiment, dem 12. und 20. Infanterie-Regiment, den übrigen preußiſchen Bataillonen, Kavallerie und Artillerie bis Groß-Reide gehen uud daſelbſt Halt machen ſollte. Das 5. Bataillon Schleswig-Holſtein und eine Kompagnie vom 1. Jägercorps (v. d. Heyde) und die 4 Freicorps (2500 Mann) vier 3pfündige Geſchütze und 30 Dragoner, folglich im Ganzen ungefähr 4000 Mann

unter dem Befehl des Majors v. Zastrow, sollten die Schlei passiren und sich des Defilés bei Welspang bemächtigen, welches sie dann gegen Schleswig zu verhauen und unpraktikabel zu machen hatten.

Gleich nach Mitternacht sollte Bonin aufbrechen, um über Ellingstedt die nördliche Husum-Schleswiger Landstraße zu gewinnen, und mit Tagesanbruch, wenn ich den Angriff bei Busdorf machte, die Dänen in ihrer rechten Flanke nehmen und die Chaussee nach Flensburg abschneiden. Sie würden hierdurch genöthigt worden sein, den Rückzug durch Angeln zu nehmen, und hätten daselbst den Uebergang bei Welspang von Zastrow versperrt gefunden. In dieser Weise hätten wir die ganze dänische Armee gefangen genommen; denn es war unmöglich, hier zu entkommen, weil der Langsee und die Füsinger-Aue, sowie der Tolkersee das Terrain vollständig umkreisen. Daß dieser Plan durch die Dazwischenkunft der höheren preußischen Generale vereitelt wurde, wird die Folge zeigen. Wenn das preußische 2. Küraſſier-Regiment 3 Tage früher angekommen wäre, hätten wir die Sache ausgeführt. Bonin wollte aber trotz meiner Aufforderung nicht angreifen, bevor er dieses Regiment heran habe. Er hatte allerdings darin Recht, nachdem er den schmählichen Rückzug unserer Kavallerie gesehen hatte; aber ich wußte dagegen, daß der Prinz Woldemar durch sein Organisationstalent und seinen praktischen Diensteifer der jetzigen Kavallerie-Brigade eine andere Haltung gegeben hatte, die mir erlaubte, von ihr zu erwarten, daß sie ihre Schuldigkeit thun werde.

Bevor ich den Verlauf der militärischen Begebenheiten wieder aufnehme, muß ich noch einige allgemeine Verhältnisse berühren.

Zu den Verirrungen der damaligen Zeit gehörte auch das Gewicht, welches man auf Volksbewaffnung legte, über welche ich zwar nie zweifelhaft gewesen bin, allein ich konnte unmöglich Alles der allgemeinen Ansicht abschlagen, und daher genehmigte ich eine Proklamation, die den Landsturm in's Leben rief und einige allgemeine Anweisungen für seine Wirksamkeit enthielt. Dies konnte ja nicht schaden, wenn es auch nach meiner innersten Ueberzeugung gar nichts nützte. Bekanntermaßen mag der schleswig-holsteinische Landmann von seinem Haus und Hofe, seinen Kühen und Pferden, seinem guten Mittagstisch und reichlichem Abendbrod sich niemals gern trennen, am allerwenigsten auf das Risico hin, einen Arm oder ein Bein dabei zu verlieren. Obendrein traf diese Angelegenheit gerade in die Saatzeit, während welcher in unserem unbeständigen Klima jede Stunde benutzt werden muß und jede Hand einen dreifachen Werth hat. Außerdem hatten wir schon die ganze dienstpflichtige Mannschaft unter Waffen, so daß einer ruhigen Beobachtung nicht entgehen konnte, wie die bewaffnete Theilnahme eines Landsturmes an diesem Kriege in das Bereich der Phantasiegebilde gehörte. Einzelne Wichtigmacher schwatzten der provisorischen Regierung jedoch so viel davon vor und blieben bei ihrer Behauptung, daß es nur an Waffen fehle, um die ganze Bevölkerung auf die Beine zu bringen, so fest stehen, daß mir von ersterer der Auftrag ward, aus dem Arsenal Gewehre an die darum bittenden Distrikte verabfolgen zu lassen. Ich habe oben gesagt, daß 13,000 Musketen und Büchsen im Arsenal vorhanden waren, als ich Rendsburg am 24. März in Besitz nahm. Reichlich 2000 Stück waren zur Bewaffnung der Freicorps verwendet; nach dem 10. April wurden zur Kompletirung der Armatur des regulären Militairs circa 1000 Stück ausgelie-

fert, und trotzdem, daß ich faſt immer nur die Hälfte oder den dritten Theil der erbetenen Flinten verabfolgen ließ, waren 4000 Gewehre in den Landdiſtrikten, und zwar größtentheils im Herzogthum Schleswig verſchleudert. Natürlich nahmen die Dänen dieſe in dem von ihnen beſetzten Theil des Herzogthums den Leuten wieder ab, und, wenn ich nicht irre, gaben ſie die Zahl ſolcher genommenen Flinten auf 2500 Stück an, die fuderweiſe nach Alſen gebracht wurden. Als ich am 22. April einer Sitzung der proviſoriſchen Regierung noch vor dem Ausmarſche nach Norden beiwohnte, legte ich es ihr dringend an's Herz, nicht mehr Gewehre zu verlangen, da wir nur noch 6000 Stück übrig hätten, und deren ja täglich für den Abgang im Kriege gebrauchen mußten.

Als ich am 3. Juni wieder nach Rendsburg kam, hatte trotz aller Gegenvorſtellungen des Generals Krohn, auf Befehl der proviſoriſchen Regierung das Arſenal 5400 Stück ausliefern müſſen, ſo daß der Beſtand jetzt auf 600 Stück reducirt war, und dieſes erfolgte zu einer Zeit, wo wir ſiegreich die Herzogthümer von den Dänen geſäubert hatten und ſie mit 40,000 Mann regulärer Truppen beſetzt hielten.

Die Landleute verlangten jetzt die Flinten, um ſie zur Jagd, die man ihnen freigegeben hatte, zu benutzen; aber wahrlich nicht, um zu kriegeriſchen Zwecken ſie zu verwenden. Damit meine über den Landſturm und deſſen Wirkſamkeit ausgeſprochene Meinung nicht als unbillig und als eine vereinzelte, ſubjective Anſicht erſcheine, will ich hier dieſen nicht unwichtigen Gegenſtand etwas näher beleuchten.

Als im Jahre 1808 die franzöſiſche Armee in Spanien die in der Eile aufgebrachten ſpaniſchen regulären Truppen, welche entweder von ganz veralteten oder von jungen unerfah-

renen Generälen commandirt wurden, wie Staub auseinander geblaſen hatte, erließ die Generaljunta aus Sevilla eine Aufforderung zur allgemeinen Bewaffnung an das ſpaniſche Volk. Will man dieſer Aufforderung und ihrer Ausführung einigen glücklichen Erfolg nicht abſprechen, ſo muß hierbei wohl in Conſideration gezogen werden, daß der ſpaniſche Landmann ſich oft mit Räubereien abgibt, daß er vermöge Klima und Bodenverhältniſſe nicht ſo an die tägliche Arbeit gebunden iſt, als der Nordländer, daß er in dem gebirgigen Theil des Landes, welches damals jeder Art von gebahnten Landſtraßen entbehrte, Engpäſſe und Schlupfwinkel findet, wo er in kleiner Zahl dem Feinde großen Schaden beibringen und auch wieder ſich ſchnell der Verfolgung entziehen kann, falls ſein Widerſtand überwunden wird.

Die Vertheidigung Saragoſſa's und die Gefangennehmung des Dupont'ſchen Korps bei Baylen in Andaluſien gaben den ſogenannten Guerillas einen großen Eclat. Doch hierbei ſind die nähern Umſtände und Ereigniſſe in's Auge zu faſſen: Saragoſſa vertheidigte ſich zwar muſterhaft, aber das Triumvirat, welches in der Stadt die Herrſchaft führte, hatte eine Anzahl Galgen auf dem Markte errichten laſſen, und wer im Mindeſten Muthloſigkeit zeigte, ward ohne Weiteres aufgeknüpft. Als endlich die Stadt den Franzoſen ganz in die Hände fiel, hatten die Belagerten 40,000 Menſchenleben verloren.

In der Schlacht von Baylen hatten allerdings Guerilla's mitgewirkt, aber der ſpaniſche Befehlshaber Caſtanos beſaß dabei einen großen Theil regulärer Truppen und nicht wenige engliſche Officiere. Im ſpäteren Verlaufe des Halbinſelkrieges iſt es nie vorgekommen, daß die Guerillas regulären Truppen gegenüber in einem geordneten Gefechte auch nur eine Stunde

Stand gehalten haben. Durch sie ist den Franzosen unendlicher Schaden dadurch zugefügt worden, daß sie die Kommunikation zwischen den verschiedenen Armeecorps abschnitten, Fourageure zurücktrieben, Kouriere auffingen, Rekrutenabtheilungen und Krankentransporte aufhoben und den Engländern Nachricht über die Bewegungen der Franzosen brachten; aber von einem geordneten Widerstande war nicht die Rede. Der Widerstand von Saragossa und die Affaire bei Baylen erregten aber in Deutschland im Jahre 1809 eine ungemein große Sensation. In allen franzosenfeindlichen Blättern und Schriften wurde diese Anschauung von dem sich damals unter der Leitung der Herren v. Stein und v. Gneisenau bildenden vaterländischen Bunde benutzt, um eine allgemeine Erhebung gegen den Urfeind, Napoleon, vorzubereiten. Ich erinnere mich noch vollkommen, daß man in den Jahren 1811, 12 und 13 sehr wenig von den Siegen der Engländer unter Wellington sprach, aber die Befreiung Spaniens der Volkserhebung zuschrieb.

Der in Deutschland 1813 aufgebotene Landsturm hat wohl seinen Nutzen gehabt, indem er eine allgemeine Anregung der öffentlichen Stimmung hervorrief und erhielt, aber von seinem erfolgreichen Widerstand gegen die Franzosen ist nichts in der Kriegsgeschichte zu finden.

Bei dem Kriege der Sonderbündler in der Schweiz war eine vom General Dufour eingenommene Stellung hinreichend, um den Feldzug zu beendigen. Ich glaube daher, meine geringe Meinung von einer Volksbewaffnung regelmäßigem Militär gegenüber völlig rechtfertigen zu können.

Bereits habe ich gesagt, daß die Bewaffnung des imaginären Landsturms im Herzogthum Schleswig nur dazu diente, den Dänen einen Theil unseres Arsenalbepots in die Hände zu lie-

fern, und ſoweit mir bekannt iſt, kam es nur ein einziges Mal vor, daß ſich etwas von dem Landſturm blicken ließ. Dies geſchah am 25. April, als der Major v. Zaſtrow mit ſeinem oben erwähnten Korps durch Angeln gegen Flensburg marſchirte.

Bei Satrup hatte er die Nacht angehalten, und als er es am Morgen verließ, meldete ſich eine Abtheilung Landſturm aus Angeln bei ihm, um Theil an der Vertreibung der Dänen zu nehmen. Zaſtrow in ſeiner liebenswürdigen, und doch launigen Art, mit der er ſo vortrefflich unter ſolchen Verhältniſſen die Leute zu behandeln weiß, nahm dies patriotiſche Anerbieten an, und übergab die Brücke und den Engpaß bei Kollerup, eine halbe Meile nördlich von Satrup, dem Landſturme zur Bewachung, falls ihn ein überlegener Feind zum Rückzuge nöthigen ſollte. Als Mittags das Truppencorps Halt gemacht hatte, kam ein reitender Bote vom Anführer des Landſturms nachgeeilt, der ſich die Befehle des Majors v. Zaſtrow ausbat, weil ſein Kommando nicht länger ſtehen bleiben könnte. — „Warum können Sie denn nicht länger ſtehen?“ fragte Zaſtrow. — „Se ſyn all duhn!“ war die beſcheidene Antwort. — „Nun denn, das iſt ein annehmbarer Grund, und ſo bitte ich den Befehlshaber, ſie nach Hauſe fahren zu laſſen, da doch kein Rückzug für mich wahrſcheinlich iſt.“

Schon vor dem 9. April hatte ich mich an den preußiſchen Kriegsminiſter mit der Bitte gewendet, mir 2 Officiere vom Generalſtabe zu ſenden; einen, um ihn an die Spitze meines Stabes zu ſtellen, und den andern, um ihm die Leitung des Militär-Adminiſtrationsbureau's zu übergeben. Beide Poſten waren durchaus unentbehrlich; denn Oberſt Fabricius war nicht geeignet, als Chef des Stabes bleibend zu fungiren. Es man-

gelte ihm die Gabe, eine Ordre kurz und bestimmt mit der Feder abzufassen, und er betrug sich übermäßig derb gegen Alle, die sich bei ihm wegen Empfang von Instruktionen oder Befehlen meldeten. Auch ich muß bekennen, nicht allzu höflich in solchen Fällen gewesen zu sein, daher gab es oft unangenehme Auftritte, welche bei der schwierigen Stellung, in welcher ich mich den fremden Truppen gegenüber befand, leicht nachtheilige Folgen hervorrufen konnten. Vom Kriegsminister ward mir ein Officier vom Generalstabe als Chef meines Stabes zugesagt, aber für die andere Verwendung konnte man mir keinen abkommandiren.

Ein höherer Officier war für die oberste Leitung des Kriegsbüreau's durchaus nothwendig, sobald ich mit dem jetzt besser organisirten Truppencorps ins Feld rückte. Der General Krohn hatte das Vertrauen der Truppen ziemlich verloren. Für sein Alter, für seine Geschäftsfähigkeit und seinen unermüdlichen Fleiß fand ich keinen besseren Posten, als den, ihn dem Kriegsdepartement als meinen Stellvertreter vorzusetzen. Ich darf wohl behaupten, daß er meine Wahl vollkommen rechtfertigte; denn trotz aller späteren Anfeindungen, Chikanen und Plackereien ist Krohn stets der treue, umsichtige und durchaus ehrenhaft redliche, aktive Kriegsminister geblieben. Ehre sei dem Andenken dieses wahren Patrioten.

Dem Oberst Fabricius gab ich das Kommando der ersten Brigade, welche ich ihm aber bald wieder zu nehmen mich veranlaßt fand, weil alle Unterbefehlshaber sich über ihn beklagten, er auch der Sache in taktischer Beziehung nicht gewachsen war.

An die Spitze meines Stabes trat der Major Leo aus dem preußischen Generalstabe, wodurch ich von einer unaufhörlichen Plackerei mit Kleinigkeiten, Fragen, die sich von selbst beant-

worteten und Scherereien aller Art befreit ward. Die Geſchäfte im Kommandobüreau bekamen einen regelmäßigen Gang, und das ſich häufende Archiv ward in eine vorzügliche Ordnung gebracht. Major Leo hatte keine robuſte Geſundheit und war deßhalb öfters verdrießlich, aber von Herzen ein vortrefflicher Menſch; gerecht gegen Jedermann, dienſteifrig und genau in ſeinem Geſchäfte, ſcheute er ſich nicht, gegen mich eine abweichende Meinung zu vertheidigen, erfüllte aber demunerachtet pünktlich meine Befehle, wenn ſie von ſeiner Anſicht auch abwichen. Ich gewann deßhalb den Mann ſehr lieb und fühle mich ihm dafür tief verbunden, daß er die ſchwere Arbeit, die durch fortwährende Chikanen der proviſoriſchen Regierung und durch ungerechte Angriffe und Beſchuldigungen in der Preſſe mir noch ſaurer gemacht wurde, unverdroſſen bis zuletzt vollführen half.

Wohl nicht ohne Grund mag geſagt werden, daß den Soldaten immer ſehr reichliche Löhnung während des Feldzuges ausgezahlt ward, indem ſie zu der reglementsmäßigen zwar nur kleinen Löhnung erſt die Cantonnementszulage von $1^1/_4$ ß. und dann noch die Feldzulage von 2 ß. täglich bekamen. Ich glaube aber, daß ſich dieſes vollkommen dadurch rechtfertiget, daß es an vielen Sachen fehlte, welche ſie zu einem beſtimmten billigen Preiſe beanſpruchen konnten, z. B. an Hemden, Strümpfen, Schuhen, Halsbinden ꝛc. Die Leute mußten viel von ihrem eigenen Zeuge tragen und ſich gut nähren, weil die Bekleidung ſie nicht genug gegen das rauhe Klima ſchützen konnte. Dazu kam aber noch, daß die Freicorps ganz aus eigener Taſche ſich equipirten und großentheils ſehr zerriſſene Kleidung trugen.

Sobald ich am Ende des Monats Auguſt die neue Einkleidung der Armee bewerkſtelligt hatte, gab ich den Befehl,

daß mit dem 1. Oktober dieſe Soldzulage wegfallen ſollte, aber nach meinem Rücktritt dachte Niemand daran, dieſes durchzuführen. Der übermäßige Sold wurde daher fortwährend wie im erſten Jahre verabreicht, obgleich es ein großer Fehler iſt, dem Soldaten mehr, als er nöthig hat, zu geben. Der Glaube, daß ſich die Zuneigung und die Unverdroſſenheit des Soldaten durch höhere Löhnung und andere Freigebigkeiten erwerben und erhalten läßt, iſt eine Täuſchung, in die nur Generale oder Kriegsherren verfallen, welche das Leben und Denken des Soldaten nicht aus der Praxis kennen. Der Soldat verlangt ſtrenge, aber gerechte Ueberwachung der Disciplin, möglichſt gute und rechtzeitige Verpflegung, keine unnöthige Fatiguen, welche durch fehlerhafte, unbeſtimmte oder widerſprechende Befehle veranlaßt werden, und keine Bevorzugung, weder einzelner Korps, noch der Officiere vor der untergeordneten Mannſchaft. Der Officier, der mit ſeinen Leuten die Gefahr, wie die Strapazen, die Lebensmittel, wie die Nachtlager theilt, kann ſicher ſein, daß die Leute ihm immer das Beſte und Bequemſte bei allen Gelegenheiten ausſuchen und anbieten. Wenn der Soldat gehörig equipirt und verpflegt iſt, was ſoll er dann mit der überflüſſigen Löhnung anfangen, als ſie vertrinken oder vertröbeln!? Beides untergräbt die Disciplin und führt gerade zum Gegentheil des beabſichtigten Zweckes. Ein ſprechendes Beiſpiel bot die franzöſiſche Armee nach ihrer Rückkehr aus der Krim dar, wo die Sauferei unglaublich überhand genommen hatte. Ich möchte eben deßhalb auch den künftigen Nutzen des Lagers bei Chalons ſehr in Zweifel ziehen, wenn nicht mit den Feſten und Beluſtigungen, welche dort den Soldaten gegeben werden, eine Aenderung eintritt. Im Herbſt 1850 war das Saufen und Spielen in der ſchleswig-holſteiniſchen Armee ſo eingeriſſen, daß

es zum allgemeinen Scandal ward. Einigen der alten Soldaten, die unter mir gedient hatten, ſagte ich damals, „wie doch ſolcher Unfug bei den Truppen ſtattfinden könne?“ und bekam zur Antwort: „Ja wih ſent dat wol in, awers wih könnt uns man nich enig warn, ſönſt wören wi all lang davon gaaen!“ Dergeſtalt alſo war die Disciplin gelockert, daß die Leute etwas Arges zu begehen nicht glaubten, wenn Jeder in ſeine Heimath ſich begab.

IX.

Zweiter Ausmarsch gen Norden.

Es war mir gelungen, zwischen dem 11. und 22. April die Bataillone in ihrer Stärke ziemlich auszugleichen und bis auf 700 Mann durchschnittlich zu bringen, sie taktisch auszubilden und deutsches Kommando einzuführen, und dennoch blieb Vieles sehr mangelhaft. Dazu trug besonders bei, theils daß die erste Ausrüstung und Einkleidung zu übereilt betrieben worden war, theils daß die meisten Kompagnien neue Kommandeurs bekommen hatten, indem an die Stelle der fortgegangenen gebornen Dänen die preußischen Officiere getreten waren. Niemand hatte durch eine förmliche Ablieferung und Annahme die Kompagnie erhalten, die meisten Kompagnien waren im Felde stehend übernommen worden nach Kopfzahl der Einrangirten und der Löhnungsliste des Feldwebels. Die neu errichteten Bataillone (5. und 6.) hatten von den Montirungsböden und Armaturkammern das für sie Brauchbare genommen, und Keiner fühlte eine Verantwortlichkeit, die sich weiter erstreckte, als auf den Bestand im Felde; folglich konnte hier nicht erwartet und gefordert werden, daß nicht Manches noch zu wünschen übrig blieb. In 11 Tagen hatte ich dennoch, trotz des sehr niederschlagenden Rückzugs von Flensburg,

6 Bataillone Infanterie, . . .	4200	Mann,
Das erste Jägercorps, ...	1000	"
	5200	Mann.

	Uebertrag 5200	Mann.
Die Kavallerie-Brigade, 9 Schwadronen,	1300	"
3—6pfündige Batterien und 1 Brückentrain	400	"
1 Kompagnie Pontoniere 1 „ Ingenieure	200	"
Das Braklow'sche Jägercorps . .	100	"
Die 4 Freicorps	2400	"
	9600	Mann,

wieder so weit organisirt und ausgerüstet, daß ich ohne Scheu den Dänen entgegengehen konnte.

Während der Zeit war der Fürst Radziwill als preußischer Divisionär in Rendsburg eingetroffen und die Zahl der preußischen Regimenter hatte sich so vermehrt, daß sie in 2 Brigaden getheilt wurden, von denen die erste oder Gardebrigade dem Generalmajor v. Möllendorf, die zweite dem jetzt zum Generalmajor ernannten Oberst v. Bonin zugetheilt ward.

Mit dem Fürsten Radziwill hatte Bonin den von uns entworfenen Plan besprochen; er hatte ihn ebenfalls angenommen, und der 23. April ward zur Ausführung festgesetzt.

Als ich am 21. Morgens mich zu Pferde setzte, um die verschiedenen Truppenabtheilungen in die ihnen bestimmte Direktion und Bewegung zu setzen, hörte ich den Donner der Kanonen in der Richtung nach Eckernförde, und als ich mein Hauptquartier Georgenthal erreichte, war daselbst schon die Meldung von dem Gefecht bei Altenhof und Hoffnungsthal eingetroffen, wo das 4. Freicorps unter v. d. Tann und das 2. und 3. Korps mit den Dänen ein ernstes Gefecht siegreich bestanden hatten.

Ich muß hier abermals etwas zurückgehen, um die Lage der Verhältnisse klar zu machen.

Wie ich ſchon bemerkt habe, war am 24. März in Neumünſter der Advokat Koch mit circa 50 Freiwilligen aus der Umgegend von Segeberg zu uns geſtoßen, um bei der Einnahme von Rendsburg mitzuwirken. Koch hatte als Unteroffizier früher gedient und ſich ſtets als einen entſchloſſenen Mann bethätigt. Es ward nach Errichtung der Freicorps und des projektirten Landſturms nothwendig, daß ein Anführer ernannt werde, der dieſe ganze undisciplinirte Bewaffnung in Einklang bringen konnte. Officiere waren keine vorhanden, und würden ſich auch nicht gerne zu letzterem hergegeben haben, ſo lange im regulären Militär man ihrer noch bedurfte. Der Oberſt Fabricius ſowohl, als der Advokat Sammer ſchlugen mir daher den Advokaten Koch als das durchaus dazu brauchbarſte Individuum vor; und als ich Bedenken trug, ihn zu wählen, betheuerten ſie, mit Allem dafür haften zu wollen, daß kein beſſeres Subjekt zu finden ſei. Dennoch ſchien mir deſſen Wahl nicht zweckdienlich, und ich trug deßhalb die Sache in der proviſoriſchen Regierung vor, weil ich die Verantwortlichkeit für einen mir Unbekannten nicht übernehmen wollte. Die proviſoriſche Regierung fand, daß Koch wohl einer ſolchen Anſtellung entſprechen könnte, und ſomit ward er zum Befehlshaber über alle irreguläre Bewaffnung ernannt. Aber ſchon vor dem 9. April bewies er in Flensburg, daß er dieſem Poſten nicht gewachſen war, und da überdieß damals der General Krohn bitterlich über ihn klagte, gab ich nach dem Rückzuge aus Flensburg dem Hauptmann v. Gerſtorff die Oberleitung der 4 Freicorps.

Mit dem Oberſtlieutenant v. Zaſtrow und dem Hauptmann v. Gerſtorff hatte ich am 19. April den Zug nach Angeln beſprochen und ihnen die Inſtruktion wegen des Ueberganges über die Schlei, die Beſetzung von Welspang, oder den even-

tuellen Marſch nach Satrup und den Flankenangriff auf die zurückgehenden Dänen gegeben.

Durch einen geheimen Boten hatte ich die Cappeler und Arniſſer Schiffer und Fiſcher auffordern laſſen, ſich mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Booten in der Gegend zwiſchen Stübbe und Bünsdorf, am ſüdlichen Ufer der Schlei, in Verſteck zu legen; und dieſe braven, vaterlandsliebenden Leute waren in der Nacht zwiſchen dem 21. und 22. ſchon alle an Ort und Stelle eingetroffen. Ohne von den Dänen auffallenderweiſe bemerkt zu werden, lagen ſie dort bis zum 23., wo ſie vollkommen den Zweck, zu welchem ich ſie beſtimmt hatte, erfüllten.

Nach dem Gefechte bei Altenhof ſammelten ſich in Folge meines am 19. ertheilten Befehls das 5. Infanterie-Bataillon, eine Kompagnie des 1. Jägercorps, die 4 Freicorps, vier 3pfündige Kanonen und ein Kommando Dragoner unter dem Lieutenant v. Bouteville in Habye. Dem Oberſtlieutenant v. Zaſtrow übergab ich den Befehl über dieſes aus reichlich 4000 Mann beſtehende Korps mit der Inſtruktion, die Dänen über die Schlei zurückzuwerfen, dann ſelbſt vermittelſt der oben erwähnten Bootflottille den Uebergang über die Schlei zu effektuiren und am 24. Welspang beſetzt zu haben, um den eventuell zurückgehenden Dänen den Weg zu verlegen; falls dieſe aber die Chauſſee von Schleswig nach Flensburg behaupten würden, ſolle er am Abend des 24. nördlich nach Satrup aufbrechen und von dort aus eine Diverſion gegen die linke Flanke der Dänen unternehmen.

Zaſtrow marſchirte ab und führte mit großer Umſicht und vollſtändigem Erfolge ſeinen Auftrag aus. Daß dieſer auf das Schickſal der däniſchen Armee und des ganzen Krieges keinen Einfluß übte, war weder ſeine noch meine Schuld, ſondern,

wie in Nachfolgendem gezeigt wird, die Folge der von General v. Wrangel bewiesenen hartnäckigen Zurückweisung meiner Vorstellungen gegen die von ihm ohne gehörige Kenntniß des Terrains abgeänderte Marschbestimmung für den Vormarsch gegen Schleswig.

Nachdem ich am 21. von Georgenthal aus den Befehl erlassen hatte, daß das 1., 2., 3. und 6. Infanterie-Bataillon, die 3 Kompagnien des 1. Jägercorps, das Braklow'sche Scharfschützencorps, die Pontonier- und die Pionnier-Kompagnien, die drei 6pfündigen Feldbatterien und die Kavalleriebrigade am 22. aufbrechen, die Infanterie sich zwischen Bünge und Stentener Mühle sammeln, die Kavallerie vor Rendsburg bivouakiren sollten, sowie daß das 4. Bataillon mit seinen 3 Kompagnien Kiel, Eckernförde und Umgegend besetzt halten sollte, ritt ich am 22. Morgens nach Rendsburg, um noch an diesem Tage die Geschäfte meines Departements dem General Krohn zu übergeben und einer Sitzung der provisorischen Regierung beizuwohnen.

Man denke sich mein Erstaunen, als ich sofort nach meiner Ankunft zu General v. Bonin ging und hier erfuhr, daß jetzt der General v. Wrangel angekommen sei, um als Oberbefehlshaber des deutschen Bundes den Befehl über sämmtliche Truppen zu übernehmen. Dabei sagte mir aber Bonin, daß unser Plan dennoch würde befolgt werden.

Es ward jetzt nöthig, daß ich erst mit der provisorischen Regierung Rücksprache wegen der Stellung unsers Korps nahm, weil die schleswig'schen Truppen keine Bundestruppen waren. Meine Bedenklichkeiten wurden größtentheils dadurch gehoben, daß von den preußischen Truppen der Feldzug zu unserer Hülfe geführt ward und daß Wrangeln als einem alten Gene-

rale ſchon ſeiner Anciennetät halber der Oberbefehl bei gemeinſchaftlichen Operationen zukommen mußte. Die proviſoriſche Regierung war nur zu froh, daß ich jetzt unter den Befehl eines Mannes kam, bei dem ſie hoffte, mich gehörig anſchwärzen zu können. Indeſſen erklärte ich hier dieſen Herren ausdrücklich, daß ich mich beim General Wrangel nur mit der ganzen Stärke, welche in's Feld rückte, melden würde, daß aber die Feſtung Rendsburg mit ihrem Arſenal und all unſerem ſonſtigen Material nicht unter dem Bundesgeneral ſtände, und wir, um unſere Selbſtſtändigkeit zu behaupten, dieſes der eigenen Dispoſition vorbehalten müßten.

Graf Reventlow war an eben dieſem Tage ſehr gefliſſentlich beim General Wrangel. Was dieſem über mich und über die Verhältniſſe der Dinge bei uns geſagt wurde, kann ich ſelbſtverſtändlich nicht wiſſen, aber die Folge wird die Richtigkeit meiner Vermuthung zeigen, daß der General Wrangel gebeten worden iſt, gar nicht auf meine Anſichten zu achten und mit allem unſerem Material und Perſonal zu verfahren, als ob es unbedingt zu ſeiner Verfügung ſtände.

Am 22. April um 11 Uhr kam Wrangel in Rendsburg an, und vor 2 Uhr war der Befehl zum Vormarſch für den andern Tag ſchon in anderer Weiſe als ich ihn mit Bonin entworfen hatte angeordnet. Bereits darin liegt eine Beſtätigung der obigen Vermuthung; denn was wäre wohl natürlicher geweſen, als mit mir, der ich jeden Weg und Steg in den Herzogthümern kenne, dieſe auf eine ſogenannte Recognoscirung des Fürſten Radziwill ſich gründende Aenderung erſt zu beſprechen? Damit aber nicht genug, ſondern, als ich gegen Wrangel äußerte, daß die jetzt vorgeſchriebene Marſchdirektion der preußiſchen Gardebrigade ſchon am 23. zum Gefechte führen

müßte, weil ſie wegen des zwiſchen Breckendorf und Milberg liegenden Torfmoores unmittelbar an den däniſchen Vorpoſten vorbei müſſe, um das Bivouak bei Reide erreichen zu können: antwortete dieſer, es wäre nun einmal befohlen und ſollte dabei bleiben. Nun bemerkte ich, daß dann der ganze Zug Zaſtrow's umſonſt ſei, da er unmöglich vor dem 24. in Welspang einzutreffen vermöge. Auch dieſer Einwand war dem Bundesoberbefehlshaber einerlei. Ob der Geiſt des alten Blücher ſich ſeiner bemächtigt hatte, daß es ihm nur darauf ankam, vorwärts zu gehen, oder ob er aus der zögernden Kriegsführung des Fürſten Schwarzenberg ein warnendes Beiſpiel genommen hatte, weiß ich nicht; nur ſo viel iſt mir bekannt, daß er nicht einmal ſeinen Gneiſenau erwartete, um mit ihm den Plan zur Kriegführung zu entwerfen oder zu beſprechen, denn der General Stockhauſen kam erſt am Tage nach der Schlacht von Schleswig an.

In mein Quartier zurückgekommen, ging ich nochmals die Ordre für den am nächſten Tage zu beginnenden Vormarſch durch, und konnte mich über die Widerſinnigkeit derſelben nicht beruhigen.

Die Gardebrigade ſollte, wie geſagt, über Breckendorf, alſo 1 Meile öſtlich der Chauſſee, marſchiren. General Bonin ſollte die Chauſſee mit ſeiner Brigade bei Kropp verlaſſen und bei Reide ins Bivouak rücken. Das preußiſche Küraſſierregiment und die ſchleswig-holſteiniſchen zwei Dragonerregimenter ſollten auf der Chauſſee vorgehen, durch Torfmoore nach beiden Seiten von der Verbindung mit den Infanterie-Brigaden abgeſchnitten, und ich ſollte mit den 4 Infanterie-Bataillonen und den Jägern die Reſerve bilden; dabei war mir aber vorgeſchrieben, von Stenten über Duvenſtedt und Sorgbrück zu marſchiren, ſtatt auf dem geraden Weg, der für Infanterie vollkommen gut war, von

Stenten nach Kropp über Oſchlag, wodurch 1½ Meilen wenigſtens erſpart wurden. Die Reſerve ſollte erſt Stenten verlaſſen, wenn die Garde dieſes paſſirt hätte; allein ſo würde bei angeſtrengtem Marſche die Reſerve erſt haben ankommen können, 3—4 Stunden nachdem das Gefecht begonnen hatte. Dies war nun freilich auch einerlei, denn von der Chauſſee aus konnte der Gardebrigade doch keine Unterſtützung über das grundloſe Moor gebracht werden, aber ein Frontangriff hätte doch immer eine große Diverſion und Erleichterung hervorbringen können.

Dieſer völlig veränderte Angriffsplan, bei dem alle Terrainkenntniß und jede Berechnung der erforderlichen Zeit zur Marſchvollziehung fehlte, konnte durchaus nicht in meinen Kopf hinein. Ich entſchloß mich deßhalb noch um 3 Uhr einmal zu Wrangel zu gehen und auf der Karte ihm wiederholt dieſes alles genau zu demonſtriren. Er blieb aber dabei, keine Raiſon anzunehmen, und ich mußte wieder unverrichteter Sache meinen Aerger in mein Quartier tragen.

Nachmittags kam mir aus Bunge die Meldung, daß die ſchleswig-holſteiniſche Infanterie vorſchriftsmäßig concentrirt ſei, und zum morgenden Aufbruch um 6 Uhr bei Stenten ſtehen würde. Ehe ich die Ordonnanz, welche dieſe Meldung brachte, zurück ſandte, ſchickte ich nochmals den Major Leo zum General Wrangel, um ihn zu bitten, ob er nicht erlauben wollte, daß meine Infanterie den kürzeſten Weg über Oſchlag nach Kropperbuſch marſchiren dürfe. — Nein! war wieder die Antwort, es ſolle alles bei dem erſten Befehle bleiben.

Das ganze Benehmen des General Wrangel vom 22. April bis zum 12. Auguſt iſt ein unbegreifliches und unerklärliches für einen Jeden, der den Mann nicht während der Zeit genauer beobachtet hat, und es hat daher auch nicht an Vorwürfen und

Kritiken über den Feldzug des Jahres 1848 gefehlt. Ich bin mit mir über Wrangel immer im Klaren geweſen und will daher hier meine Anſicht unverholen ausſprechen:

General von Wrangel iſt ein braver und von Herzen guter Mann, der im Sattel groß geworden und darin fortgelebt hat, dem Riemen, Schnallen, Putzen und Poliren über alles geht. Man kann ſich keinen beſſeren Inſpekteur der Kavallerie wünſchen. Sonſtige militäriſche Bildung beſitzt er nicht im Uebermaße, noch weniger hat er Kenntniß und Wiſſen von dem, was zur Führung eines Oberkommando's im Kriege gehört; denn von Politik und all den mannigfaltigen Verhältniſſen nicht militäriſcher Natur, die dem Heerführer ſo unentbehrlich ſind, nimmt er keine Notiz. Er ſorgt für ſeine Untergebenen und hat eine große Gabe den Soldaten anzureden und für ſich zu gewinnen. Sein politiſches Glaubensbekenntniß iſt die unumſchränkte königliche Gewalt. Durch die Ereigniſſe in Berlin war dieſes noch mehr verſtärkt worden, und ſo blieb die Erſcheinung bei ſeiner wie der meiſten preußiſchen Officiere völligen Unkunde der Verhältniſſe der Herzogthümer nicht auffallend, daß er eigentlich unſere Sache für eine inſurrektionelle Bewegung hielt und ſie nur dazu benutzen wollte, den preußiſchen Truppen eine Genugthuung für den ſchmählichen Rückzug aus Berlin zu verſchaffen. Mit dem Großkreuz des Dannebrog-Ordens von Chriſtian VIII. im Herbſt 1846, bei der Inſpektion des holſteiniſchen Bundeskontingents decorirt, und in jeder Weiſe fetirt, wollte er den Dänen nicht mehr Uebels anthun, als eben zur Erreichung obigen Zweckes erforderlich war.

Nach und nach im Verlaufe des Krieges änderten ſich dieſe Anſichten und dieſe Gefühle, aber nur die oben ausgeſprochene Anſicht und Wahrheit kann dafür die Erklärung abgeben, daß

am 22. April der Anmarſch des 10. Bundescorps nicht erwartet wurde, obgleich es nur einen Tagemarſch noch entfernt war; daß die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen einen ſolchen Umweg nehmen mußten, nachdem ſie erſt die Preußen hatten vorbei marſchiren laſſen, und endlich, daß der Vormarſch in ſolcher Weiſe angeordnet wurde, daß es ſchon am 23. zum Gefecht kommen mußte.

Sehr glücklich traf es ſich noch für die Ausführung, daß, nachdem die Dänen ſeit drei Tagen den Angriff erwartet hatten, ſie jetzt wegen des auf dieſen Tag fallenden Oſterſonntags glaubten, daß an demſelben nichts vorgenommen werden würde, und daß daher ein großer Theil der däniſchen Armee zur Kirchenparade kommandirt war und bloß die Vorpoſten unter Gewehr ſich befanden. Wäre dieſer Umſtand nicht geweſen, ſo würde die Ausführung des Planes auf die größten Schwierigkeiten geſtoßen ſein mit dieſer ganz auseinander geriſſenen Armee, bei welcher kein Befehl zum gleichzeitigen Angriff vorlag, im Gegentheil der planmäßige Angriff erſt am folgenden Tage ausgeführt werden ſollte, die feſte Stellung der Dänen vor Schleswig zu nehmen.

Wie ich es vorhergeſagt hatte, traf um 11 Uhr der Vortrab der Gardebrigade auf die erſten däniſchen Vedetten. Der Oberſt v. Walderſee (ſpäter Kriegsminiſter), Kommandeur des Kaiſer-Alexander-Regiments, marſchirte mit dem Vortrabe und bemerkte, daß das Dannewerk nicht beſetzt war. Trotz der Bedenklichkeit des Fürſten Radziwill und des Generalmajors v. Möllendorf beſtand Walderſee auf ein raſches Vorgehen, und führte eines ſeiner Bataillone auf den Wall. Hierdurch kam die Hauptpoſition in Beſitz der Preußen. Das beginnende Gefecht ward nun zu einem Dorfgefecht, in welchem es ſich um die Vertrei-

bung der Dänen aus dem Dorfe Busdorf und der Vorstadt Schleswigs, dem Friedrichsberge, handelte. Nur auf der westlichen Seite der Chaussee kamen die Dänen noch früh genug, um das Dannewerk (Dänenwall) zu besetzen, wurden aber durch einen wiederholten Angriff des Bataillons vom 31. preußischen Regiment herunter geworfen. Sie ergriffen sodann eiligst die Flucht, warfen Tornister und Gewehre weg und zogen sich hinter den Mühlenteich und nach dem Pulverholze zurück. Dieser Theil des schon um $2^1/_2$ Uhr beendeten Gefechts nebst der Vertreibung der Dänen aus allem südlich der Schlei und dem Schloßteiche liegenden Terrain ist oft genug beschrieben worden, daß ich eine weitere Erzählung desselben für unnöthig erachte und sie hier nicht wiederhole.

Die Gefechtsregel steht fest, daß man einem in Unordnung sich zurückziehenden Feinde nicht die Zeit lassen soll, sich wieder zu ordnen, namentlich wenn ihm Terrainabschnitte hierzu eine günstige Gelegenheit bieten. Diese Regel galt aber nicht beim General v. Wrangel. Die preußischen Truppen hatten ja schon gefochten, mit vielem Spirit die verschiedenen Angriffe ausgeführt, und der Erfolg war ein bedeutender, indem die so vielbesprochene Position des Dannewerks genommen war.

Was that Wrangel? Er ließ Appel blasen und befahl eine Stunde Ruhe, indem er jetzt zu Mittag essen wollte, „und ich will in Ruhe essen!" waren seine eigenen Worte.

In dieser Ruhe fand ich die Sache bei Schleswig, als ich um 3 Uhr mit meiner Infanterie ankam. Sie war 5 Meilen marschirt und bedurfte allerdings der Ruhe, die ich ihr daher auch am Dannewerk gab.

Kaum war ich dort angekommen, so erschien ein Adjutant des General v. Bonin, um mich um Absendung von Hülfstruppen

behufs der Einnahme der Dörfer Groß- und Klein-Dannewerk zu bitten, wo die Dänen eine starke Macht concentrirt hätten. Ich ließ daher sogleich 2 Bataillone und 4 Geschütze auf Dannewerk marschiren, wodurch die Dänen in der linken Flanke bedroht als meine Truppen sich zeigten zum sofortigen Rückzug bewogen wurden.

Nachdem Wrangel in Ruhe gegessen hatte und als ihm die Lust ankam, die Dänen wieder zu beunruhigen, sendete er einen seiner Adjutanten zu mir mit den Worten: „nun könne ich auch daran kommen" und möge daher über den Husumerbaum (eine Vorstadt) nach dem Pulver-Holz vorrücken. Eine Feldbatterie hatte er mir schon früher wegholen lassen, eine halbe Batterie hatte ich mit den beiden Bataillonen Bonin zur Hülfe gesendet; also setzte ich die 3 Jägerkompagnien, 2 Bataillone und 12 Geschütze in Marsch und ritt selbst voraus zum General v. Wrangel, der sich auf der ersten Höhe des Pulverholzes (ein von Holz entblößtes Terrain, das nur noch den Namen behalten hatte) befand. Hier angekommen beglückwünschte ich den Oberbefehlshaber zum bisherigen Erfolge und bat um seine Befehle.

Die Situation war augenblicklich folgende: Die Dänen hielten das Schloß Gottorf, mit den beiden über die Schlei führenden Dämmen besetzt; die Höhen des Waldes Thiergarten, das Pöler Gehege und das Terrain zwischen diesen beiden Holzungen, so wie die Dörfer Husbye und Schubye befanden sich in ihren Händen, folglich hatten sie noch eine sehr vortheilhafte Stellung, vermöge welcher sie, wenn ihre Truppen zweckgemäß vertheilt wurden, einen langen Widerstand leisten konnten. Augenblicklich war aber ihre Hauptmacht in und um Gottorf versammelt, weil sich dahin die ganze Besatzung der Stellung südlich von Schleswig zurückgezogen hatte.

Wrangel nahm eine lange Besichtigung mit seinem Fernrohr vor und sagte mir dann: „Ich denke wir hören für heute auf!!“ Wozu mich alsdann vorrufen? Es war 4½ Uhr Nachmittags. „Excellenz,“ erwiderte ich, „werden es mir verzeihen, daß ich hiergegen remonstrire, und zwar weil wir morgen früh dann gerade dasselbe zu wiederholen haben werden, welches wir soeben glücklich ausführten. Die Stellung des Feindes ist, so lange er im Besitze des Schlosses Gottorf und der Hauptlandstraße bleibt, völlig so stark als die von ihm verlassene. Jetzt ist sie nicht gehörig besetzt und er durch das heutige Gefecht erschüttert, wo hingegen unsere Truppen in gehobener Stimmung sind. Wenn Sie mir erlauben, die drüben aufgestellte Batterie zu vertreiben und den Thiergarten zu besetzen, dann muß das Schloß geräumt werden und wir haben morgen leichte Arbeit. (Prinz Friedrich Carl von Preußen war bei dieser Unterredung gegenwärtig). „Nein!“ sagte Wrangel wieder, „ich will für heute aufhören.“

Während dieses Gesprächs war die Tete meiner Kolonne schon debouchirt, und die beiden dem General Bonin gesandten Bataillone stießen, von Dannewerk kommend, auch von der anderen Seite zu uns. Die Jäger fielen sofort in einer Plänkerkette aus, gingen im Lauf auf die dänische Stellung auf dem Kleiberg los, um den darunter liegenden Busch zu besetzen und sich dann rechts nach dem Walde zu wenden. Als Wrangel dies sah, sagte er nochmals: „Ich sage Ihnen, wir wollen aufhören, verstehen Sie mir!“

Ich schwang mich auf mein Pferd und jagte den entsendeten Bataillonen zu, gab im Fortreiten den Befehl an meine Artillerie, aufzufahren und abzuprotzen, und ging nun mit der ganzen Infanterie vor, um meine Jäger zu unterstützen. Es dauerte auch nicht lange, so protzte die dänische Batterie auf, und die

beiden Bataillone, welche die Stellung hielten, gingen gleichzeitig zurück.

Der Oberst Fabricius mit dem 1. Bataillon drang in das Pöler Gehege, welches er ganz vom Feinde säuberte, während die 3 Kompagnien Jäger und das Bracklower Korps den Thiergarten und die Wiese zwischen demselben und dem Schlosse, unter beständigem Tirailliren vollständig in Besitz nahmen.

Hierbei blieb der brave bairische Hauptmann Waldmann, welcher die 1. Kompagnie Jäger commandirte, und der Kommandeur des Bracklow'schen Korps, Hauptmann Hellmundt, verlor den einen Arm.

Als das Gefecht auf die Höhe der sogenannten Ziegelei kam, ritt ich nach einem Punkte, von dem man das Schloß sehen kann, und sah nun wie im wilden Getümmel dasselbe von der dänischen Armee geräumt und die dänische Flagge von demselben herunter genommen ward.

Gerade in diesem Augenblicke kam Wrangel angeritten. Ich ritt mit den Worten zu ihm: „Excellenz werden gütigst meinen Ungehorsam entschuldigen, ich wollte aber gerne meine Truppen im Feuer versuchen, und jetzt habe ich die Ehre Ihnen zu melden, daß das Schloß Gottorf mit der Hauptkommunikationsstraße in unseren Händen ist.“ Da lachte der alte Herr und meinte: „es müsse wohl so gut sein.“

Das Gefecht ging während der Zeit in aufgelöster Ordnung immer vorwärts, bis wir die nördlich der beiden Holzungen liegende offene Gegend erreichten. Hier sahen wir die dänische Arrieregarde vollständig geordnet in einer sehr guten Stellung bei Taterkrug auf dem Höhenrücken aufgestellt und wurden von ihr sogleich aus einer Batterie beschossen.

Als meine Plänkerkette Halt machte, während ich die Ba-

Wrangel nahm eine lange Besichtigung mit seinem Fernrohr vor und sagte mir dann: „ich denke wir hören für heute auf!!“ Wozu mich alsdann vorrufen? Es war 4½ Uhr Nachmittags. „Excellenz,“ erwiderte ich, „werden es mir verzeihen, daß ich hiergegen remonstrire, und zwar weil wir morgen früh dann gerade dasselbe zu widerholen haben werden, welches wir soeben glücklich ausführten. Die Stellung des Feindes ist, so lange er im Besitze des Schlosses Gottorf und der Hauptlandstraße bleibt, völlig so stark als die von ihm verlassene. Jetzt ist sie nicht gehörig besetzt und er durch das heutige Gefecht erschüttert, wo hingegen unsere Truppen in gehobener Stimmung sind. Wenn Sie mir erlauben, die drüben aufgestellte Batterie zu vertreiben und den Thiergarten zu besetzen, dann muß das Schloß geräumt werden und wir haben morgen leichte Arbeit. (Prinz Friedrich Carl von Preußen war bei dieser Unterredung gegenwärtig). „Nein!“ sagte Wrangel wieder, „ich will für heute aufhören.“

Während dieses Gesprächs war die Tete meiner Kolonne schon debouchirt, und die beiden dem General Bonin gesandten Bataillone stießen, von Dannewerk kommend, auch von der anderen Seite zu uns. Die Jäger fielen sofort in einer Plänkerkette aus, gingen im Lauf auf die dänische Stellung auf dem Kleiberg los, um den darunter liegenden Busch zu besetzen und sich dann rechts nach dem Walde zu wenden. Als Wrangel dies sah, sagte er nochmals: „Ich sage Ihnen, wir wollen aufhören, verstehen Sie mir!“

Ich schwang mich auf mein Pferd und jagte den entsendeten Bataillonen zu, gab im Fortreiten den Befehl an meine Artillerie, aufzufahren und abzuprotzen, und ging nun mit der ganzen Infanterie vor, um meine Jäger zu unterstützen. Es dauerte auch nicht lange, so protzte die dänische Batterie auf, und die

beiden Bataillone, welche die Stellung hielten, gingen gleichzeitig zurück.

Der Oberſt Fabricius mit dem 1. Bataillon drang in das Pöler Gehege, welches er ganz vom Feinde ſäuberte, während die 3 Kompagnien Jäger und das Bracklower Korps den Thiergarten und die Wieſe zwiſchen demſelben und dem Schloſſe, unter beſtändigem Tirailliren vollſtändig in Beſitz nahmen.

Hierbei blieb der brave bairiſche Hauptmann Waldmann, welcher die 1. Kompagnie Jäger commandirte, und der Kommandeur des Bracklow'ſchen Korps, Hauptmann Hellmundt, verlor den einen Arm.

Als das Gefecht auf die Höhe der ſogenannten Ziegelei kam, ritt ich nach einem Punkte, von dem man das Schloß ſehen kann, und ſah nun wie im wilden Getümmel daſſelbe von der däniſchen Armee geräumt und die däniſche Flagge von demſelben herunter genommen ward.

Gerade in dieſem Augenblicke kam Wrangel angeritten. Ich ritt mit den Worten zu ihm: „Excellenz werden gütigſt meinen Ungehorſam entſchuldigen, ich wollte aber gerne meine Truppen im Feuer verſuchen, und jetzt habe ich die Ehre Ihnen zu melden, daß das Schloß Gottorf mit der Hauptkommunikationsſtraße in unſeren Händen iſt.“ Da lachte der alte Herr und meinte: „es müſſe wohl ſo gut ſein.“

Das Gefecht ging während der Zeit in aufgelöster Ordnung immer vorwärts, bis wir die nördlich der beiden Holzungen liegende offene Gegend erreichten. Hier ſahen wir die däniſche Arrieregarde vollſtändig geordnet in einer ſehr guten Stellung bei Taterkrug auf dem Höhenrücken aufgeſtellt und wurden von ihr ſogleich aus einer Batterie beſchoſſen.

Als meine Plänkerkette Halt machte, während ich die Ba-

taillone herankommen ließ und Befehl gab, die 12 Geſchütze vorzubringen, kam wieder der Oberbefehlshaber und ſagte mir, „ich habe Ihrer Artillerie befohlen, dort hinten Halt zu machen, weil ſie daſelbſt ein gutes Unterkommen findet.“ Befehlen Exzellenz denn, daß ich gleich mit dem Bajonnett darauf gehe?“ „Nein!“ ſagte er, „hier hören Sie auf!“ Es dauerte nun freilich auch nicht lange, ſo zogen die Dänen ab und wir ſtellten die Vorpoſtenkette aus.

Ich muß hier bemerken, daß die Berichte der preußiſchen Offiziere, namentlich der des Majors Frankenſtein, den ganzen Erfolg der Schlacht bei Schleswig für die preußiſchen Truppen in Anſpruch nehmen, auch ihnen die Einnahme des Thiergartens zuſchreiben. Dies iſt aber völlig unrichtig, denn es iſt kein preußiſcher Soldat bei dem Gefecht im Thiergarten betheiligt geweſen. Die ganze Gardebrigade hat Nachmittags nicht gefochten; nur das Bataillon vom 31. Regiment und die Bonin'ſche Brigade ſind nach dem Halte um $2^1/_2$ Uhr im Feuer geweſen, und die Vertreibung der Dänen aus dem Schloß Gottorf iſt einzig und allein durch das eben beſchriebene Gefecht der ſchleswig-holſteiniſchen Truppen bewerkſtelligt worden. Ja, der Major Frankenſtein ging ſogar ſo weit, daß die ſeinem Berichte beigegebene Karte nicht weiter als bis Annettenhöhe das Terrain aufgenommen hatte, und daher von der Gegend und den Plätzen unſerer Affaire auf derſelben nichts aufgenommen war und gezeichnet werden konnte.

General v. Bonin hatte inzwiſchen, nachdem die Dänen aus den Dörfern Dannewerk gewichen waren, ſie fechtend nach Husbye gedrängt, woſelbſt der kühne Angriff eines däniſchen Dragoner-Zuges mit deſſen Niederlage und Gefangennahme endete. Von Husbye meldete Bonin dem General Wrangel, daß er bis

Schubye vorgedrungen ſei, und daſelbſt ſeine Vorpoſten ausgeſtellt habe.

Es war ſchon nach Sonnenuntergang, als Wrangel mir befahl, das Gefecht abzubrechen und meine Vorpoſten bis nach Schubye auszudehnen, um die Verbindung mit Bonin zu ſuchen. Vergeblich war aber alles Suchen nach dieſer Richtung, denn in Schubye war kein Soldat zu finden. Ob ſich eine Verwechſelung der Namen eingeſchlichen hatte, oder ob man geglaubt hatte, Schubye zu erreichen, bevor die Meldung ankam, iſt mir nicht bekannt geworden. Die Folge hiervon war, daß wir eine ganz vorgeſchobene Spitze bildeten, die bei einem unternehmenden Feinde zu den ſchlimmſten Folgen hätte Veranlaſſung geben können.

In Folge der Abweichung vom erſten Angriffsplane konnte der Verpflegungstransport der ſchleswig-holſteiniſchen Truppen, der nach Reide dirigirt war, bei ſchon eingebrochener Nacht die Seitenwege, welche nach Königswille führten, nicht auffinden; weßhalb wir auf den Brodbeutel bis zum nächſten Morgen 4½ Uhr angewieſen waren, wo endlich die Proviantwagen ankamen. In demſelben Augenblick ward aber von den Vorpoſten gemeldet, daß eine däniſche Kolonne ſich nahe. Alles trat unter Gewehr und die Wagen wurden etwas zurückgeſandt. Dadurch bemächtigte ſich der Fuhrleute (Bauern) die Angſt, und ſie fuhren deßhalb unſer ſehnlichſt erwartetes Proviant wieder ſo weit zurück, daß dasſelbe erſt nach 3 Stunden herangebracht werden konnte. Der Allarm zeigte ſich als voreilig und die ermüdeten und hungrigen Soldaten konnten ſich der Ruhe wieder hingeben.

Der erſte Befehl des Oberfeldherrn für den 24. April lautete, daß die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen und die Brigade Bonin

um 6 Uhr marſchfertig nördlich von Schubye ſtehen ſollten. — Morgens 5 Uhr kam ein neuer Befehl, daß wir um 9 Uhr erſt aufbrechen ſollten, damit das 10. Armeekorps heranzukommen vermöge; dann bekamen wir wieder Befehl, um 11 Uhr in die Marſchſtellung zu rücken, und unſeren Vormarſch über Silverſtedt und Treya nach Wanderup zu richten, jedoch nicht eher abzumarſchiren, als bis der ſpezielle Befehl dazu einträfe. Erſt nach 12 Uhr kam dieſer an. Ich hatte nun dem General Bonin geſagt, daß ich dieſen 2 Meilen langen Umweg nicht nehmen wollte, ſondern einen Richtweg marſchiren würde. Darin ſtimmte er mir bei, und ſo marſchirten wir über Eggebeck geradezu nach Wanderup, welches wir demungeachtet erſt bei einbrechender Nacht mit ganz erſchöpften Kräften erreichten.

Auch hier war der Verpflegungstransport nicht rechtzeitig eingetroffen, und die Truppen anderntheils auch zu ermüdet, um noch abkochen zu können. Demungeachtet kam um 2 Uhr in der Nacht vom Hauptquartier der Befehl, um 5 Uhr wieder aufzubrechen und weſtlich von Flensburg nach Bau zu marſchiren. Ich weckte Bonin, um ihn zu fragen, ob er den Truppen bei dem ermüdeten Zuſtande dieſen frühen Aufbruch zumuthen wollte, da es nicht unmöglich ſei, daß wir in Bau noch zum Gefecht kommen könnten; ich für meinen Theil refüſire durchaus, eher aufzubrechen, als bis meine Leute abgekocht hätten. Er ſtimmte mir bei, und wir ſandten daher den Hauptmann von Delius mit dem gemeinſchaftlichen Auftrage, die Lage der Sache vorzuſtellen und die Meldung zu machen, daß wir um 9 Uhr abmarſchiren würden. Dies geſchah, und wir erreichten Bau Nachmittags 4 Uhr, um dort Bivouak zu beziehen. Schon waren wir hiermit beſchäftigt, als der Befehl kam, ſofort nach Flensburg zu marſchiren, wo den Truppen am folgenden Tage ein

Rasttag gegeben werden solle. Wozu denn am Abend vorher diese gewaltige Eile?

Ich muß auf das detaschirte Corps des Oberstlieutenants von Zastrow nochmals zurückkommen.

Am 21. von Habye ausmarschirt trieb er die dänische Postenkette, die von Eckernförde bis Fleckebye stand, am 22. nach Missunde zurück. Während der Oberstlieutenant v. Zastrow mit dem 5. Bataillon, der Compagnie Jäger und 4 Geschützen sich Missunde gegenüber aufstellte und eine lebhafte Kanonade sowohl, als Gewehrfeuer über die 200 Schritt breite Schlei unterhielt und Anstalt zu einem Uebergange traf, ging der Major v. Gerstorff mit den 2500 Mann der Freicorps nach Büsdorf und effektuirte daselbst vermittelst der schon erwähnten Fischerflottille seinen Uebergang, unbemerkt von den Dänen.

Der von ihm gefaßte Plan, die Stellung dieser plötzlich im Rücken anzugreifen und die Besatzung von Missunde gefangen zu nehmen, ward nur dadurch vereitelt, daß ein als Avantgarde vorgeschickter Theil des 4. Freicorps (v. d. Tann), unter Hauptmann Aldosser, seine Plünderungssucht nicht bändigen konnte, und über die von den Dänen zurückgesandten Bagagewagen herfiel. Hierbei kam es zu einigen Schüssen mit der Bedeckung, welches dann Allarm gab und das dänische Commando veranlaßte, in der Furcht vor Umgehung eiligst zurückzugehen, ehe die Hauptstärke herankommen konnte. Nachmittags den 23. stand Oberstlieutenant v. Zastrow, meiner Vorschrift gemäß, mit seiner ganzen Stärke bei Welspang. Hätte also Wrangel meiner Vorstellung am 22. Gehör gegeben, so wäre am 24. April der Rückzug durch Angeln den Dänen vollkommen gesperrt gewesen.

Von dem Gefecht bei Schleswig unterrichtet, ging Zastrow auf dem Wege nach Flensburg vor, und traf am 24., Nach-

mittags, bei Husbye auf dänische Dragoner-Detaschements, die sich eiligst zurückzogen. In der Nacht zwischen dem 24. und 25. April gingen einige Detaschements der Freicorps bis in die Vorstadt Flensburg's hinein; dieß verursachte den panischen Schrecken, der sich der schon durch die Gefechte bei Schleswig und Oversee demoralisirten dänischen Armee bemächtigte und diese veranlaßte, in der wildesten Unordnung Flensburg Morgens 3 Uhr zu räumen. Um 6 Uhr stellte der Oberlieutenant v. Bouteville, vom Zastrow'schen Corps, ein Dragoner-Piket nördlich von Flensburg auf.

Alles dieses wird in dem Berichte des Oberbefehlshabers nicht erwähnt; im Gegentheile, es erging von ihm ein strenger Befehl an Major von Gerstorff, daß kein Mann von seinem vorgeschobenen Posten nach Flensburg hinein gehen dürfe, ehe der Oberbefehlshaber seinen Einzug gehalten habe.

So unbedeutend dieser Umstand auch Manchem erscheinen mag, so deutet er doch auf die Bestätigung meiner Behauptung, daß Wrangel's Hauptaugenmerk war, den preußischen Truppen ein Relief zu geben. Wer dieses noch bezweifelt, der bedenke nur, daß er in Flensburg vollständige Kunde von der gänzlichen Auflösung der feindlichen Armee bekam, wie sie am Morgen des Tages seines Einmarsches, theils bekleidet, theils unter Zurücklassung von Hauptkleidungsstücken, ohne Waffen, sich an die einzelnen, davonjagenden Geschütze festklammernd, oder auf die abgehenden Dampfböte springend, die Stadt verlassen hatte. Hier war doch wohl keine Zeit zu verliern, alle Cavallerie und reitende Artillerie nebst der leichten Infanterie hinterher zu senden. Wäre dies geschehen, so würde auch dann noch die sämmtliche Artillerie der Dänen, sowie ein großer Theil ihrer Infanterie in unsere Hände gefallen sein; denn der Commandant

von Alſen, ein Oberſt Riegels, hatte in der Angſt ſeines Herzens, als er die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Schleswig hörte, die Schiffbrücke, welche bei Sonderburg geſchlagen war, abbrechen laſſen, und die Paſſage war daher auf einzelne Böte und die beiden Zugfähren beſchränkt. Statt deſſen ließ der Oberbefehlshaber ſowohl Bonin als mich am 25., Abends, eine Meile rückwärts nach Flensburg marſchiren, und befahl für die ganze Armee am 26. einen Raſttag. Er behauptete, die Spur des Feindes verloren zu haben. Warum hatte er den Freicorps verboten, vorzugehen? Dieſe, mit dem intelligenten Bouteville an der Spitze, würden bald die Rückzugslinie der Dänen entdeckt haben. Drei Tage dauerte es bei Sonderburg, bevor alle Theile der däniſchen Armee (die Cavallerie war dennoch nach Norden marſchirt) Alſen erreichten; dieß beſtätigt gewiß hinreichend meine obige Behauptung; denn eine leichte Truppe Infanterie kann von Flensburg aus Sonderburg ſehr leicht in 16 bis 20 Stunden erreichen, und die Cavallerie hätte dieß in 8 Stunden vollführt. Auf ſolche Weiſe entgingen die Dänen zwei Mal der totalen Niederlage und Gefangennahme! Hatte nicht Cäſar Recht, wenn er ſchon ſagte, was Napoleon und Wellington wiederholten: der Ausfall des Krieges iſt das Reſultat von Zufälligkeiten und Fehlgriffen.

Statt dem Feinde auf dem Fuß zu folgen, galoppirte der preußiſche Diviſionär Fürſt Radziwill mit einer reitenden Batterie ſüdlich vom Flensburger Meerbuſen nach Holnis, um die däniſchen Schiffe, welche ſich früh Morgens von Flensburg entfernt hatten, alſo längſt aus Geſicht waren, zu kanoniren. Welcher Unſinn! Mit Sechspfündern auf Kriegsſchiffe zu feuern, iſt ſo viel, als mit Pfeifenſtielen aus Flitzbögen nach Hirſchen zu ſchießen. Dazu kommt noch der Umſtand, daß der Meer-

buſen alldort eine halbe Meile breit ſich zeigt und die Schiffe nur nach der anderen Küſte zu gehen brauchen, um nicht einmal erreicht zu werden. Aber ſolche Ideen hatten die preußiſchen Generäle von den Schiffen. Einestheils fürchteten ſie ſie ſelbſt auf dem Lande, wo doch kein Schiff etwas zu bedeuten hat; anderentheils glaubten ſie, daß man ſie wie einen Luftballon beſchädigen könne. Hätte ich es nicht mit eigenen Ohren gehört, würde ich es niemals geglaubt haben, daß Wrangel dem General Halkett ſagte: „Um der Corvette, welche vor dem Sonderburger Hafen lag, zu ſchaden, ſolle er in der Nacht die Jäger ſich am Ufer eingraben laſſen, und dann, wenn es Tag würde, aus dieſer Deckung mit ihren Büchſen auf das Schiff feuern laſſen!“

X.

Remonſtration des Verfaſſers gegen die Ueberſchreitung der däniſchen Gränze.

Am 26., Morgens, ging ich zum Oberbefehlshaber und ſtellte ihm vor, wie wichtig es ſei, ſich der Inſel Alſen zu bemächtigen, und erbot mich, da ich ja alle Wege und Stege der dortigen Gegend und gleichfalls faſt jeden Einwohner daſelbſt kenne, wenn er mir 1 oder 2 Regimenter Preußen mitgeben wolle, die Einnahme dieſer Inſel zu bewerkſtelligen. Ich bemerkte auch dabei, daß beſonders die Freicorps hiezu ſehr gut verwendet werden könnten. „Nein!“ war die Antwort, „Sie werden den linken Flügel der Armee bilden“; das hieß: wir ſollten den Haideruücken zur Marſchroute haben, während die Preußen die fette Gegend überzogen.

Ich erlaubte mir dagegen Folgendes zu äußern: „Nun, wenn ich keinen Feind vor mir habe, dann erlauben Excellenz wohl, daß ich die Freicorps von hier aus entlaſſe, denn erſtlich ſind ſie nicht leicht in Ordnung zu halten; zweitens ſind wir dem Feinde ſo überlegen, daß wir ihrer nicht mehr bedürfen; drittens ſind ſie in der Heimath nöthiger, als hier, weil die meiſten der Leute eine Anſtellung oder ein Gewerbe haben; viertens ſind ſie bisher in eigener Bekleidung gegangen; jetzt wird ihr Zeug ſo zerriſſen ſein, daß ich ſie auf Staatskoſten neu einkleiden laſſen muß, und dieſes iſt ſehr koſtſpielig und dann auch nur zu erreichen, wenn ich den regulären Truppen dieſen zu ver-

wendenden Betrag entziehe, weil theils nicht ſo viel Stoff, theils nicht ſo viele Arbeitskräfte geſchafft werden können. „Nein!“ ſagte der Oberbefehlshaber, „ich will die Corps noch nicht entbehren!“ Nun, dachte ich, der gute Mann nimmt keine Raiſon an, alſo muß er künftig unbeachtet bleiben.

Am 27. April marſchirten wir aus Flensburg. Am 29. hielten wir Raſttag in der Gegend von Apenrade, wo der Oberbefehlshaber uns zu einem Kriegsrath verſammelte. Die Anweſenden waren: General Halkett, ich, der preußiſche Diviſionär Fürſt Radziwill, der Chef des Armeeſtabes General v. Stockhauſen nebſt den Stabschefs der Armeecorps und der Prinz Friedrich Carl von Preußen, der als Ordonnanz-Officier Wrangeln begleitete. Nachdem ein Armeebefehl über die erreichten Reſultate und die ferneren Dispoſitionen uns vorgeleſen worden war, wendete Wrangel ſich an den Prinzen Friedrich Carl (damals Lieutenant im erſten Garderegiment und etwa 20 Jahre alt): „Nun, mein Prinz, was ſagen Sie dazu?“ Der Prinz ward natürlich ebenſo überraſcht durch dieſe Anrede, als wir alten Generale, deren Anſicht nicht verlangt ward. Jener aber antwortete gar nichts. Damit hob der Oberbefehlshaber die Sitzung auf. Weil in der Dispoſition eine Hindeutung auf einen Einmarſch in Jütland gemacht war, ſtellte ich die Frage an Wrangel, ob er wirklich beabſichtige, die däniſche Grenze zu überſchreiten? Dieß würde die ganze Sache verändern, weil die Herzogthümer keineswegs einen Angriff auf Dänemark beabſichtigten, ſondern nur ihre Verhältniſſe und ihr Gebiet frei von däniſchen Uebergriffen und Angriffen zu halten gedächten. Mit einer hohe Weisheit affektirenden Miene, die er bei ſolchen Gelegenheiten anzunehmen ſtrebte, antwortete der Generaliſſimus: „Ja! wir müſſen etwas in der Hand haben,

womit man den Frieden erzwingen kann; ich werde aber noch einen Kriegsrath in Chriſtiansfelde halten."

Zwei Marſchtage brachten uns in unmittelbare Nähe der nördlichſten Grenze von Schleswig, und am Nachmittage des 1. Mai ward der Kriegsrath in Chriſtiansfelde abgehalten. Derſelbe ward dießmal damit eröffnet, daß der Major Kirchfeld aus einer alten Topographie uns vorlas, wie der ſchwediſche General Wrangel Friedericia eingenommen habe; darauf folgte die Dispoſition zum nächſten Tage, an welchem der Einmarſch in Jütland ſtattfinden ſollte, und da es der 2. Mai war, ſo ſollte die Parole Görſchen ſein.

Ob die Wiederholung der in der Topographie beſchriebenen Erfolge des damaligen Wrangel den jetzigen lockte, oder ob der Jahrestag der Schlacht von Lützen gefeiert werden ſollte? darüber ſprach ſich der Oberbefehlshaber nicht aus; nahe liegt aber dieſe Vermuthung; denn ſonſt würde er doch angeſtanden haben, den ganzen politiſchen Standpunkt der ſchwebenden Frage zu verrücken, zumal da ihm vollkommen bekannt war, daß wir nicht einen einzigen feindlichen Soldaten vor uns hatten.

Ich nahm jetzt wieder das Wort und ſtellte vor, wie ganz anders die Sache ſich geſtaltete, ſobald wir in däniſches Gebiet eindrängen; daß die Schleswig-Holſteiner keine Feindſchaft gegen die Dänen hegten, ſondern nur ihre eigenen Rechte vertheidigten; daß durch einen Angriff auf Dänemark die Nationalanimoſität zum Haſſe geſteigert werden dürfte und daß dem künftigen Zuſammenbleiben dadurch große Hinderniſſe in den Weg gelegt werden würden, und ſchloß mit dem Geſuche, daß, falls der Oberbefehlshaber von ſeiner Abſicht nicht abſtehen wollte, er wenigſtens mir mit den ſchleswig-holſteiniſchen Truppen geſtatten möge, die Grenze Schleswigs nicht zu überſchreiten.

Die Antwort, welche ich bekam, war: „Sie werden morgen früh 6 Uhr über die Grenze marſchiren!“ Dann fügte er gleichſam erläuternd hinzu: „Die Herren Kommiſſäre behaupten, daß wir im Schleswig'ſchen nicht genug Subſiſtenzmittel für die Armee fänden.“ Dieſe Kommiſſion beſtand aus dem Landmeſſer Thiedemann, Dr. Ahlmann und Hardesvoigt Jakobſen.

Alſo auf den Rath und das Zureden dieſer Männer hörte der Feldherr bei der Entwerfung ſeines Operationsplanes!? Daß von mangelnden Subſiſtenzmitteln nicht die Rede ſein konnte, das mußte der Augenſchein ihm zeigen; denn die Fruchtbarkeit und der Wohlſtand der ganzen Gegend, die er durchzogen hatte, zeugten zu ſehr dafür, daß eine Armee von 24,000 Mann dort auf lange Zeit zu ſubſiſtiren im Stande war. Ein Befehl für ihn irgend welcher Art, die däniſche Grenze zu überſchreiten, exiſtirte nicht, wie daraus hervorgeht, daß mir am 4. Mai ein königlicher Feldjäger einen eigenhändigen Brief Seiner Majeſtät des Königs von Preußen brachte, worin dieſer ſchrieb: „Sie gehen doch auf keinen Fall über die däniſche Grenze.“ Hierauf antwortete ich: „Das unten geſchriebene Datum wird Ew. Majeſtät beweiſen, daß wir bereits auf däniſchem Gebiete ſtehen. Ich habe allerdings dagegen proteſtirt, aber der Herr General v. Wrangel hat auf meine Vorſtellungen keine Rückſicht genommen.“

Wir waren alſo am 2. Mai in Jütland eingerückt und nahmen am 4. Mai folgende Armeeſtellung ein: Es ſtanden bei Veile und Umgegend die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen, in Friedericia und Umgegend die Bonin'ſche Brigade, in Colding die Gardebrigade, auf Sundewitt zwiſchen Flensburg und Apenrade und das 10. Armeecorps zur Deckung gegen Alſen.

Wir hielten folglich von Jütland ungefähr vier Quadrat-

meilen besetzt, gerade genug, um Rußland den Prätext zu geben, sich des angegriffenen Dänemarks anzunehmen, ohne daß wir selbst einen Vortheil davon ziehen konnten. Zwar ließ Wrangel durch seine Husaren einige Razzien nach mehreren hundert Pferden halten und Lieferungen von Proviant eintreiben, obgleich er eine Proklamation erlassen hatte, in welcher er sich als den Freund der Jütländer darstellte. Dieses konnte natürlich gar keinen Einfluß auf die Ansichten jenseits der Belte äußern.

Einmal durfte der Oberbefehlshaber nicht ohne Instruktion das fremde Gebiet betreten; denn er war nur zum defensiven Schutze der Herzogthümer, und nicht zur Bekriegung Dänemarks gesandt; hatte er aber demungeachtet einmal die Grenze Dänemarks überschritten, so mußte er auch ganz Jütland besetzen, um dadurch den größten Theil des dänischen Königreichs in seine Gewalt zu bekommen und unfehlbar ein sehr baldiges Ende des Krieges und Streits herbeizuführen. Daß er dieß ohne alle militärische Bedenklichkeit thun konnte, ist leicht zu begreifen.

Die dänische Armee bestand damals aus 16,000 Mann, war gänzlich demoralisirt und zu keiner kühnen Unternehmung zu verwenden. Dagegen hatte der General Wrangel unter seinem Befehle 14,000 Mann Preußen, 10,000 Schleswig-Holsteiner und das 10. Bundesarmeecorps, derzeit zwischen 10- und 12,000 Mann stark, welches sich durch tägliche Zuzüge verstärkte. Diesem Korps konnte er mit aller Sicherheit die Deckung der Operationslinie überlassen; denn wenn der General Halkett sein Hauptquartier in Flensburg nahm, 4000 Mann in Sundewitt, Alsen gegenüber aufstellte, und seine übrige Stärke nach Flensburg, Apenrade und Umgegend verlegte, dann

konnte er in dem dortigen Terrain jeden Angriff der Dänen abweisen und im schlimmsten Falle so lange aufhalten, bis von Colding aus ihm Unterstützung zukam. Wrangel hatte folglich 24,000 Mann, mit denen er in Jütland zu operiren vermochte; davon mußten 4000 Mann zur Beobachtung des Uebergangspunkts von Fyen in Fridericia und dessen Umgegend stationirt bleiben, und mit den andern 20,000 Mann war man im Stande, den Zug nach dem Norden zu unternehmen. Jütland ist so reich und fruchtbar, daß diese Armee Jahr und Tag ohne alle Schwierigkeit dort ihre Verpflegung finden konnte. Ammunition hatten wir reichlich und vermochten stets uns dieselbe nachkommen zu lassen, da eine längere als eventuell einige Tage dauernde Unterbrechung der Kommunikation mit Rendsburg nicht möglich war. Die Städte Horsens, Aarhuus, Randers, Wiburg und Aalborg hätten durch ausgeschriebene Kontributionen sämmtliche Ausgaben und Kriegskosten gedeckt, während die reichen ländlichen Distrikte Proviant und Fourage lieferten. Dänemark dagegen hätte den Ausfall in seinen Staatseinnahmen und der Konscribirtenzahl für seine Armee in keiner Weise ersetzen können und würde innerhalb 3 Monaten den Forderungen der Herzogthümer (Anerkennung ihres alten Rechtes auf gemeinschaftliche Verwaltung und Gesetzgebung) gerecht geworden sein.

Ob Wrangel die Absicht hatte, in dieser Weise zu verfahren, weiß ich nicht, ob er durch höhere Befehle in seinem Vorhaben gehemmt ward, ist mir auch nicht bekannt; aber in seiner Aeußerung in Christiansfelde, daß wir um zu subsistiren nach Jütland gehen müßten, lag nicht die Absicht einer Okkupation des ganzen Landes. Hätte er mit gründlicher Ueberlegung gehandelt, so würde er selbst ohne meine Einwendungen an der Grenze einige Tage stehen geblieben sein, und zwar

erſtlich, weil keine Verfolgung eines retirirenden Feindes das Einrücken in Dänemark herbeiführte, zweitens weil, wie aus dem Schreiben des Königs von Preußen an mich hervorgeht, er keine Ordre dazu hatte, und endlich weil er erwarten konnte daß von däniſcher Seite Unterhandlungen verſucht werden würden, um den Einmarſch abzuwehren. Dieß wäre auch wirklich geſchehen; denn kaum hatten die verbündeten Truppen die Grenze überſchritten, ſo kam der ſchwediſche Legationsſekretär aus Kopenhagen als Kourier dem General Wrangel mit Waffenſtillſtandsvorſchlägen entgegen. Dieſem ward, glaube ich, geantwortet: „Man wollte ſich nun erſt einmal Fridericias bemächtigen, und dann die Sache höheren Orts referiren.“

Trauriges Beiſpiel, wie durch Mißgriffe und Zufälligkeiten die Schickſale der Länder und Völker ihre Löſung finden, aber nothwendiges Uebel, um die menſchliche Freiheit mit der göttlichen Leitung vereinigen zu können. Wir finden, daß dieſelben Sachen in der Kriegsgeſchichte ſtets ſich wiederholen. Wo ein Regent oder eine Perſönlichkeit, welche den Regenten leitet, nicht ſelbſt die Armee befehligt, kommen immer Verſtöße gegen die diplomatiſchen Rückſichten vor. Der Grund dieſer Erfahrungsſache liegt am häufigſten darin, daß der commandirende General entweder ſelbſt nicht Einſicht genug in ſeine Stellung hat und ſich nicht genau genug von allen Verhältniſſen inſtruiren läßt, oder daß man ihm deren Kenntniß vorenthält und ihn blos auf die militäriſche Leitung hinweiſt. Alexander, Cäſar, Friedrich der Große und Napoleon hätten nie ihre Siege ſo benutzen können, wenn ſie nicht zugleich ihrer Politik dabei Rechnung getragen hätten. Selbſt Wellington in ſeinem denkwürdigen Feldzuge von 1809 bis 1814 in Spanien hätte niemals ſo Großes erreicht, falls damals Dampfſchiffe und Telegraphen-

brähte eine ſchnelle Verbindung mit England geſtattet hätten. Er hatte eine allgemeine Inſtruktion, und darnach richtete er auf eigene Verantwortung theils ſeine kriegeriſchen Operationen, theils ſeine politiſchen Verhandlungen mit der Cadixer ſowohl, als auch mit der portugieſiſchen Regierung. Auf der andern Seite wurde das Feldherrntalent des Erzherzogs Carl gänzlich gehemmt durch ſeine Abhängigkeit von den ihm aus Wien nachgeſendeten Inſtruktionen und Vorſchriften.

Wie iſt es möglich, daß ein Feldherr einen Feldzugsplan den örtlichen und augenblicklichen Verhältniſſen entſprechend ausführen kann, wenn ihm nicht freie Hand gelaſſen wird, die Wetterverhältniſſe mit ihrem Einfluß auf das Terrain und den Geiſt der Truppen, die Stimmung ſeiner Armee, welche durch Erfolg gehoben oder durch Widerwärtigkeit gedrückt ſein kann, die augenblicklichen gleichen Verhältniſſe bei dem Feinde u. ſ. w. ſo zu benutzen, als ſeine Ueberzeugung es ihm vorſchreibt? Wer will behaupten, in der Reſidenzſtadt an einem grünen Tiſche ſitzend, mit der Karte vor ſich, nachdem er ruhig geſchlafen, Toilette gemacht, gut gefrühſtückt hat, vielleicht gerade den Küchenzettel für ſein Diner beſtimmt und den Theaterzettel für den Abend durchgeſehen hat, mit mehr Einſicht und Umſicht die Bewegungen der an der Grenze ſtehenden Armee dirigiren zu können, als der bei derſelben befindliche commandirende General mit ſeinem Stabe! Hiergegen wenden die Staatsmänner ein: „Die Bewegungen der Armee werden aber durch politiſche Conjunkturen influirt.“ Ganz recht; aber gerade deshalb ſoll einem Feldherrn über die politiſchen Verhältniſſe eine völlig klare und offen mitgetheilte Anſicht gegeben werden, und bevor er ins Feld zieht, ihm die ganze Lage, in welcher ſich die Sache, um die der Krieg geführt wird, befindet, vollkommen

klar gemacht werden. Wenn er der Mann iſt, dem man das Schickſal der Armee in die Hände geben kann, ſo dürfen ihm auch gewiß ohne alles Bedenken die politiſchen Aufſchlüſſe ertheilt werden. Vermag man aber nicht, ihm Alles anzuvertrauen, ſo darf ihm am allerwenigſten die Macht des Landes und das Leben von Tauſenden der Blüthe der Bevölkerung in die Hand gegeben werden.

Es kommt leider nur zu oft vor, daß die Eitelkeit oder der angewöhnte blinde Gehorſam bei der Uebernahme eines ſelbſtſtändigen größeren Kommando's den Kommandirenden blendet und daß, indem er ſich mit der militäriſchen Anordnung allein beſchäftigt, er ſich auch mit der beliebten Phraſe: „Das Uebrige wird ſich Alles ſchon finden!“ abſpeiſen läßt. Wenn dann ſpäter die Ausführung erfolgen ſoll, dann fehlt bald die eine, bald die andere unumgänglich nothwendige Inſtruktion, und die Operationen bleiben halbe oder verfehlte Maßregeln, welche Zeit und Blut koſten, ohne ein Reſultat zu liefern.

In dieſer Weiſe war es, wie ich allen Grund habe zu vermuthen, dem General v. Wrangel auch ergangen. Man hatte ihm nichts Weiteres als Befehle geſandt, ſofort den Oberbefehl des verbündeten Heeres in den Herzogthümern zu übernehmen. Im Felde hatte er nie ein höheres Kommando geführt, und bei Friedensmanövern kommt keine Diplomatie anders vor, als wenn einmal ein reitluſtiger Diplomat vom Pferde fällt, weil eine Kanone zu nahe bei ihm abgefeuert wird. Alſo war es Wrangel nicht in den Sinn gekommen, erſt eine gründliche Inſtruktion zu verlangen, ſondern er kam über Hals und Kopf, wie ein **deus ex machina** nach Rendsburg, wie oben ausführlich angegeben iſt.

Verſchiedene derartige Gründe waren wahrſcheinlich die Ur-

ſache, weshalb die verbündete Armee die däniſche Grenze überſchritt, weshalb Wrangel den däniſchen Unterhändler abwies, und weshalb wir unthätig vier Meilen von der Grenze drei Wochen ſtehen blieben.

Dieſe Zeit benutzte ich freilich, um die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen tüchtig exerciren zu laſſen und eine gründliche Organiſation der Armee einzuleiten. Doch um dies näher zu beſchreiben, muß ich erſt wieder zum 22. April zurückkehren.

XI.

Störungen in der militäriſchen Entwickelung, durch die proviſoriſche Regierung veranlaßt.

Als ich am Abend des 22. April der Sitzung der proviſoriſchen Regierung beiwohnte und von meinen Herren Kollegen Abſchied nahm, forderte ich den Präſidenten Beſeler auf, mich von der Wirkſamkeit des Kollegiums durch kurze briefliche Mittheilungen in Kenntniß zu ſetzen, welches dieſer mir auch verſprach, aber nie mit einer einzigen Zeile vollbracht hat. Statt deſſen ſchrieb mir Graf Reventlow einige Privatbriefe, in welchen auch einige Mittheilungen über Geſchäftsſachen enthalten waren. Gewöhnt an einen ordentlichen Geſchäftsgang konnte ich mich natürlich hierauf nicht einlaſſen, und beantwortete dieſe brieflichen Eröffnungen als eine Privatkorreſpondenz, ſchrieb aber einen Geſchäftsbrief an die proviſoriſche Regierung als eine Antwort auf die Geſchäftsſachen unter Beilegung eines Briefes an Herrn Beſeler, in welchem ich ihm erklärte, daß ich keine Privatkorreſpondenz mit Graf Reventlow wünſche und ihn daher erſuche, Geſchäftsbriefe an mich ausfertigen zu laſſen. Dies nahm Graf Reventlow, wie ich ſpäter erfahren habe, mir ſehr übel; aber in der That hatte ich zu viel zu arbeiten, um einen Briefwechſel über Stadtgerede und Perſonalangelegenheiten führen zu können. Trotz meiner wiederholten Anmahnung wurde auch nicht ein Wort mehr an mich als eines ihrer Mitglieder von der proviſoriſchen

Regierung geſchrieben, ſondern mit mir nur, als dem commandirenden General der ſchleswig-holſteiniſchen Truppen auf Geſchäftswegen verhandelt. Man kann mir vielleicht mit Recht vorwerfen, es ſei meine Schuld, daß ich dies duldete und nicht ernſtlich, unter Androhung einer diesfälligen Eingabe an die Ständeverſammlung, darauf beſtand, eine Abſchrift der Sitzungsprotokolle zu bekommen. Doch gebe ich zu bedenken, daß dieſes zu keinem andern Reſultate in den Beſchlüſſen geführt haben würde; denn in meiner Abweſenheit thaten die Herren doch Alles, was ihnen durch den Kopf ging, und ſo hatte ich vor meinem eigenen Gewiſſen die Genugthuung, daß all der Unſinn ohne mein Wiſſen und Zuthun geſchähe.

So albern die Verſtimmung nach dem Rückzuge von Flensburg ſich ausgeſprochen hatte, ſo thöricht machte ſich die Freude über den Sieg bei Schleswig Luft. Jetzt war alle Bedenklichkeit über die Lage der Herzogthümer verſchwunden, ein großer Theil des Patriotismus ging damit auch über Bord und alle die verſchiedenartig bei der proviſoriſchen Regierung und den unter ihr ſtehenden Behörden Angeſtellten dachten hauptſächlich daran, wie der Staat Schleswig-Holſtein zu organiſiren ſei, und welche Anſtellung ein Jeder darin bekommen würde. So hatten die Herren der proviſoriſchen Regierung ſelbſt die Anſicht, die Herzogthümer müßten eine ſelbſtſtändige, ganz von Dänemark getrennte Regierung bekommen und Prinz Ferdinand derſelben als Statthalter vorgeſetzt werden; die Herren Beſeler, Reventlow, Olshauſen, M. T. Schmidt und Bremer aber ſollten als die fünf Miniſter bleiben. Meine Wenigkeit wurde natürlich bei dieſer Gelegenheit ſehr angebrachter Maßen über Bord geworfen. Im Gegenſatze hiezu wurde mir von anderer Seite der Vorſchlag gemacht, ich ſolle jetzt die proviſoriſche Regierung

davonjagen und ſelbſt die Regierung der Herzogthümer bis auf Weiteres übernehmen.

Meine Antwort war ganz einfach: „Ein ſolches Verfahren würde ein revolutionäres ſein; denn die proviſoriſche Regierung iſt von dem deutſchen Bunde anerkannt und von der vereinigten Ständeverſammlung beſtätigt; ich meines Theils wolle, daß durchaus kein revolutionäres Princip ſich in unſerer Sache finden laſſe."

Es waren jetzt viele Freunde und Begünſtigte von Beſeler und Olshauſen zu befriedigen, und daher mußte mancher alte tüchtige Beamte unter allerhand nichtswürdigem Vorgeben ſeinen Abſchied bekommen. Olshauſen beſonders benutzte dieſe Zeit, um durch politiſche Vorſchriften wo möglich alles Beſtehende zu removiren, und wenn nicht glücklicherweiſe im Herbſte die gemeinſame Regierung wieder Ordnung in all dieſen Unfug gebracht hätte, ſo wäre gar nicht abzuſehen geweſen, wohin unſer ruhiges und geſetzliches Land gebracht worden ſein würde. Die Spannung, die zwiſchen mir und den andern Herren der proviſoriſchen Regierung ſeit dem Tage, als ich ihr nur den Wirkungskreis der Immediat-Kollegien zuweiſen wollte, ferner ſeit der Zeit des Einſchleichens der Erbpächter in die Jagdfreiheit, ſeit der Periode der Dampfboot-Ankaufsgeſchichte und ſeit der Remonſtration gegen die Privatcorreſpondenz mit Reventlow ſich entſponnen hatte, entwickelte ſich mehr und mehr und trat mir immer hemmender in allen Geſchäftsſachen entgegen.

In Veile, wo der Dienſt regelmäßig eingetheilt ſeinen unveränderten Fortgang nahm, hatte ich wieder Zeit, mich mit der Organiſation der Armee zu beſchäftigen, und ging daher von Grund aus an's Werk. Ich legte dabei die auch für Holſtein gültigen Beſtimmungen der deutſchen Militärverfaſſung

zu Grunde, wonach 2 Prozent der Bevölkerung unter die Waffen treten ſollten. Die beiden Herzogthümer hatten circa 800,000 Einwohner, alſo konnten wir 16,000 Mann ſtellen. Unſer bisheriges Konſkriptionsſyſtem war nur auf die ländliche Bevölkerung ausgedehnt, von der übrigens die Beſitzer adeliger Güter, die Kinder der Prediger und Beamten, ſowie die immatrikulirten Studenten und die Seminariſten ausgenommen waren. Der Eintritt in den Militärdienſt geſchah nach vollendetem 22ſten Lebensjahre. Die Anzahl dieſer Altersklaſſe betrug circa 3000 Mann, von denen nach Abzug der Exempten, der Dienſtunfähigen und der das geſetzliche Maaß Entbehrenden ꝛc., jährlich im Durchſchnitt 2300 Mann ausgehoben wurden. Von dieſen ging ein Theil zu den beiden Garden (ein Bataillon Fußgarde und zwei Eskadronen Garde zu Pferde) und zum 13. Infanterie-Bataillon nach Dänemark; folglich konnte der Beſtand der 6jährigen in den Herzogthümern vorhandenen Dienſtpflichtigen nicht höher als auf 12,000 Mann angeſchlagen werden. Davon gingen jedoch noch die Geſtorbenen, die Verkrüppelten und die im Laufe der Dienſtzeit Befreiten ab. Augenblicklich fehlten auch 1000 Gefangene, ſo daß nicht mehr als 10,000 Dienſtpflichtige zur Armee gehörig gerechnet werden konnten, und ſelbſt dieſe waren noch nicht alle unter den Waffen. Um die Armee auf 16,000 Mann zu bringen, ſchlug ich der proviſoriſchen Regierung vor, zuvörderſt die allgemeine Dienſtpflicht einzuführen, wozu der jetzige Augenblick ſich gewiß beſonders eignete, dann aber den Eintritt in den Dienſt vom 22ſten auf das 20ſte Jahr feſtzuſetzen. Auf die Weiſe, führte ich zur Erläuterung an, würden wir unmittelbar zwei Jahrgänge, alſo 4600 Mann von den bisherigen Konſkriptionsdiſtrikten gewinnen, durch die bisherigen befreiten Klaſſen, per Jahr auf 500 berechnet, für drei

Jahrgänge, den 20er, 21er und 22er, 1500 Mann bekommen, und ſomit eine Armee von 16,000 Mann erhalten.

Gewiß wird Jedermann einräumen müſſen, daß dieſer Vorſchlag den augenblicklichen Verhältniſſen vollkommen angepaßt erſcheinen mußte und nichts Unbilliges enthielt. Aber die proviſoriſche Regierung wollte darauf nicht eingehen, ſie wollte den Ständen einen Geſetzentwurf für allgemeine Militärpflicht nicht vorlegen, und verlangte von mir erſt einen vollſtändigen Organiſationsplan. Hierauf erwiderte ich, es läge in der Natur der Sache, daß die Organiſation einer Armee nicht Gegenſtand einer kurzen Zeit ſei, ſondern Jahre lang dauern könnte und müßte; daß es ferner hier nicht darauf ankomme nach einem beſtimmten Syſteme die Armee zu ſchaffen, ſondern das Erreichbare ſobald als möglich herzuſtellen, und alle gebotene Gelegenheiten zur Erreichung dieſes Zweckes zu benutzen, und endlich, daß ein feſtgeſtellter Plan derzeit mehr hindern als nützen würde. Bei der Unſicherheit der politiſchen Verhältniſſe beider Herzogthümer ſei auch inſofern die Fertigung eines derartigen Organiſationsplanes nicht möglich, weil erſtlich das Herzogthum Holſtein von der deutſchen Bundes-Militärverfaſſung abhängig, und ſolches auch vom Herzogthum Schleswig der Fall ſein würde, falls es in den deutſchen Bund treten ſollte; weil zweitens beide Herzogthümer zur Stellung eines Contingentes zu der däniſchen Armee bis jetzt verpflichtet wären. Ich forderte Aufſchluß von der proviſoriſchen Regierung, auf welche dieſer verſchiedenartigſten Grundlagen ſie den verlangten Plan geſtützt zu haben wünſche? Hierauf bekam ich keine Antwort, wohl aber ward nach einiger Zeit das Verlangen erneuert, jedoch von mir wiederum abgewieſen.

Sollte ich mit einer ganz überflüſſigen Arbeit die koſtbare

Zeit vertrödeln, um diesen Philistern, die ja nicht mehr von Armee und Militär verstanden als die Kameele der Wüste, Gelegenheit zu geben, alberne Bemerkungen und unnütze Fragen zu stellen? Nach allem, was mir im Verlaufe dieser Zeit bemerkbar ward, haben die Herren der provisorischen Regierung irgend einen preußischen Officier, vielleicht einen von Schleswig als verwundet Zurückgebliebenen in Rendsburg gehabt, der sich entweder den Spaß machte, sie am Narrenseile zu führen, oder selbst ein Narr war, und sich durch allerhand Theorien bei ihnen Ansehen und Wichtigkeit zu erwerben suchte. Kurz sie däuchten sich zuletzt selbst große Feldherrn und Kriegsminister! Man vermochte sich des Lachens kaum zu enthalten, wenn man in das Konseilzimmer der provisorischen Regierung trat, wo drei Advokaten, ein Landrichter (Probst Graf Reventlow) und ein Kaufmann saßen, und wenn man da mitten auf der Diele einen Tisch mit aus Pappe verfertigten Helmen und Tschako's, und in allen Ecken des Zimmers Modellwaffen, Tornister ꝛc. herumstehen und hängen sah. Ich glaube die Herren bekleideten sich, wenn sie allein waren, mit diesen Spielsachen und glaubten solchergestalt Cäsar, Hannibal, Miltiades oder Epaminondas vorstellen zu können. Ich habe es wenigstens erlebt, daß M. T. Schmidt, während wir über den einen oder den anderen Gegenstand verhandelten, sich mit einer Muskete amüsirte, die er bald schulterte, bald in Anschlag nahm, bald zum Sturmschritt fällte. Die traurigste Folge dieser Kindereien und Unwissenheit war aber die beständige Verzögerung aller nothwendigen Maßregeln.

Nicht besser ging es mit der Bekleidung der Armee. Selbstverständlich durften die schleswig-holsteinischen Truppen nicht mit den bisherigen rothen Montirungen der dänischen Armee ins Feld rücken. Statt dessen trugen sie auch unter Gewehr die bisherigen

hellblauen Dienſtjaken mit rothem Kragen. Sobald der Ausmarſch aus Rendsburg am 28. März begonnen hatte, ließ ich daher von den Tuchfabrikanten in Neumünſter dieſe Stoffe ankaufen und verſah interimiſtiſch die Bataillone hiermit. Nach dem Rückmarſche von Flensburg und vor dem Ausmarſche am 22. April hatte ich indeſſen für das 5. Bataillon blaue Waffenröcke anfertigen laſſen, welche als Probe für die künftige Bekleidung dienen ſollten. Während wir in Veile lagen, wurde dieſer höchſt nothwendige Gegenſtand der Armeebekleidung in Conſideration gezogen und zur Ausführung zu bringen geſucht. Den Tuchfabrikanten in Neumünſter, deren Hauptabſatz nach Dänemark jetzt gehemmt war, beabſichtigte ich dabei eine volle Beſchäftigung zu verſchaffen. Durch den General Krohn ward die Sache ſo eingeleitet, daß ſich die Fabrikanten verpflichteten, zu vereinbarten Preiſen den verſchiedenartigen Stoff zum Bedarf der Armee nach angefertigter Probe innerhalb einer beſtimmten Zeit zu liefern, und einer dazu ernannten Kommiſſion, welche die Uebereinſtimmung der Waare mit der Probe und ihrer Güte zu beurtheilen und anzunehmen hatte, abzuliefern. Mit Rückſicht auf den Koſtenpunkt bedurfte es der Genehmigung der proviſoriſchen Regierung. Wie erſtaunte ich, als dieſe hiergegen Einſprache that. Aber bald ward mir die Sache klar, denn der General Krohn meldete mir, daß Herr M. T. Schmidt vorgeſchlagen habe, dieſe Stoffe viel billiger auf der Leipziger Meſſe ankaufen laſſen zu wollen, und daß er wirklich einige ſeiner Kommis dorthin geſandt habe, um Erkundigungen einzuziehen. Alſo wieder eine andere Art Dampfſchiffshandel! All mein Remonſtriren gegen den Unſinn einer ſolchen Entrepriſe half nichts; ich war weit vom Sitze der Regierung entfernt, und Krohn hatte nicht Autorität genug den Herren gegenüber aufzutreten.

Den Nachtheil aber mußten die Truppen ertragen, indem die Bekleidung der Armee hierdurch wenigſtens um 4—5 Wochen verzögert wurde. Für drei Bataillone kaufte wirklich M. T. Schmidt das Tuch in Leipzig an. Bald aber zeigte ſich, daß unſere vaterländiſchen Fabriken beſſer und billiger arbeiteten. Die Lieferung ward alsdann, wie von mir vorgeſchlagen, auf die oben angegebene Weiſe dieſen letzteren übertragen. Als die mit dem Leipziger Tuch bekleideten Bataillone zum erſten Male im Regenwetter ſich bewegten und am nächſten Morgen wieder ausrücken ſollten, waren deren Montirungen ſo zuſammengeſchrumpft, daß die Aermel nur bis zur Mitte des Unterarmes reichten. So viel über die Lieferungen des Herrn M. T. Schmidt.

Es ging aber nicht blos bei der Bekleidung, ſondern bei allen anderen Equipirungsſtücken ebenſo. Wenn ich über Kopfbedeckung, Torniſter, Lederzeug ꝛc. beſtimmte, ſo kamen immer abweichende Anſichten und alberne Bemerkungen von der proviſoriſchen Regierung, die ein längeres Hin- und Herſchieben veranlaßten und das Koſtbarſte von Allem, die Zeit, verlieren ließen. Ob dies in der beſtändigen Oppoſition der proviſoriſchen Regierung gegen alles was von mir ausging, ſeinen Grund hatte, oder, wie oben bemerkt, ihr durch irgend einen Experimentenmacher oder Theoretiker eingeblaſen ward, oder ob andere Urſachen dahinter ſtacken, iſt mir immer dunkel geblieben; es war aber zum Verzweifeln, und forderte eine Geduld und Ergebenheit an die vaterländiſche Sache, die beſtändig die Verwunderung meines Stabes erregte.

Man wird vielleicht darüber ſtaunen, daß ich immer der proviſoriſchen Regierung dieſe Sachen vortragen ließ, und es nicht über den Kopf nahm alles ohne Weiteres zu befehlen. Dagegen muß ich bemerken, daß ich in meinem ganzen Leben

und während meiner langen Dienſtzeit ſtets dem Grundſatze gefolgt bin, den Weg des Geſetzes und des vorgeſchriebenen Geſchäftsganges zu befolgen. Ueber die Art der Ausrüſtung der Armee hat der Regent das Recht, ſeinen Geſchmack geltend zu machen; allein über die dadurch veranlaßten Koſten muß der Finanzminiſter nothwendig gehört werden. So lange ich Mitglied der proviſoriſchen Regierung war und den Befehl über die Truppen führte, habe ich deßhalb, ſo ſchmachvoll es mir oftmals auch ſchien, niemals gegen ein mir zuſtehendes Recht eigenmächtig verfahren; ſondern bin immer der Proklamation, mit welcher wir die Regierung antraten, eingedenk geweſen, „um die Ordnung zu erhalten.“

Damit der neuen Uniformirung ein gefälliges Anſehen verſchafft werde, hatte ich mich an das preußiſche Kriegsminiſterium gewendet, und gebeten, daß man uns einen Regiments-Zuſchneider für die Infanterie und einen für die Cavallerie ſenden möge, damit der Zuſchnitt ſowohl bequem, als zierlich werden möge; aber nach langem Warten kamen dieſe mir zugeſagten Leute dennoch nicht, und ſo mußte in anderer Weiſe für die Anfertigung geſorgt werden. Dieß verurſachte aber wiederum Aufenthalt, und in Folge davon konnte die Armee erſt in den letzten Tagen des Auguſt-Monats vollſtändig eingekleidet und equipirt werden, mit Ausnahme eines der neuen Jäger- und zweier Infanterie-Bataillone, welche die volle Anzahl Torniſter noch nicht bekommen hatten, als ich am 9. September mein Commando niederlegte. Alle ſpäteren Angaben von mangelhafter Equipirung ſind reine Unwahrheiten, die ausgeſprengt wurden, theils um mich zu ſchmähen, theils um für Bonin das Verdienſt zu beanſpruchen. Die Bekleidung iſt ſo geworden und geblieben, wie ich ſie von Beile aus vorgeſchrieben hatte, und die

Bewaffnung, wie sie von mir im Monate Juni festgestellt worden war. Mit Beziehung auf die Bewaffnung bemerke ich noch, daß, wie schon gesagt, die provisorische Regierung den ganzen Vorrath an Gewehren im Rendsburger Arsenal an die Landbevölkerung verschleudert hatte. Vom preußischen Kriegsministerium erwirkte ich, daß uns 8000 Stück Musketen, für den Fabrikpreis von 11 Thlr. 4 Sgr. Preußisch per Stück, überlassen wurden. Man denke sich mein Erstaunen, als General Krohn mir meldet, die provisorische Regierung (natürlich M. T. Schmidt) habe eine Bestellung in Lüttich gemacht auf 8000 Musketen, für 16 Thlr. Pr. das Stück, ohne mir auch nur eine Silbe davon zu sagen. Glücklich konnte dieß noch widerrufen werden, und so ward dem Lande allein in dieser Sache eine Ausgabe von 40,000 Thlrn. erspart.

In solcher Weise hatte ich fortwährend mit Chicanen und Fehlgriffen zu kämpfen, und kann mit Recht behaupten, daß der härteste Widerstand, den ich zu bekämpfen hatte, nicht der Feind, nicht die Intriguen der Dänen, sondern die eigene Regierung war.

Daß ich einen Plan zur Organisirung der Armee entworfen hatte, ist wohl selbstverständlich; aber hätte ich ihn schriftlich mitgetheilt, so würde eine solche Masse von unsinnigen Bemerkungen dazu gemacht worden sein, daß er in einer verstümmelten Gestalt, vielleicht mit ferneren Bemerkungen der Ständeversammlung, und der Himmel mag wissen, welcher anderen Behörden und Personen in der Welt als ein höchst mangelhaftes Product erschienen wäre. Ich hätte dann, wie bei dem 1842 gefertigten Plane für die Uniformirung der dänischen Armee, die Schuld zu tragen gehabt.

Eine der Hauptsachen bei der Organisation einer Armee bleibt immer das Rekrutirungssystem, und da die Regierung sich

nicht darauf einlaſſen wollte, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, ſo konnte vorläufig auch weiter nichts geſchehen, als die unter Gewehr ſtehende Mannſchaft auszubilden. Die Begebenheiten der letzten Tage des Monats Mai kamen mir aber zu Hülfe. Als Wrangel den Rückzug aus Jütland, unter dem Vorwande, ſich nicht ſtark genug gegen die vereinigte däniſche und ſchwediſche Armee zu fühlen, antrat, und Beſeler hierüber ihm Vorwürfe machte, antwortete er dieſem: „Warum ſtellen Sie nicht mehr Truppen zu meiner Dispoſition? ich verlange noch 6000 Mann von Ihnen.“

Obgleich Wrangel ſehr gut wußte, daß man nicht 6000 Mann in 4 Wochen aus den Aermeln ſchütteln kann, ließ ſich doch Beſeler hierdurch in's Bockshorn jagen. Ich benutzte dieß, reiste mit Wrangels Erlaubniß auf einige Tage nach Rendsburg und wußte es in der Sitzung der proviſoriſchen Regierung vollſtändig durchzuſetzen, daß die Mitglieder ſich entſchloſſen, die allgemeine Wehrpflicht proviſoriſch bis zur Genehmigung der vereinigten Ständeverſammlung anzuordnen, und die Dienſtzeit mit dem zwanzigſten Lebensjahre anfangen zu laſſen. Nun hatte ich alſo 6000 Rekruten, um 6 neue Bataillone zu bilden. Die proviſoriſche Regierung wollte demnächſt, um mir wiederum Schwierigkeiten in den Weg zu legen und ſich einen Einfluß in der Armee zu öffnen, über die Anſtellung der Officiere ein Recht ſich aneignen, wahrſcheinlich, um die Armee mit ſolchen Abenteurern, wie ſie Herr Olshauſen wiederholt vorgeſchlagen hatte, zu füllen. Dieß ſchlug ich kurz ab, indem ich die Verpflichtung übernahm, aus der preußiſchen Armee die nöthige Anzahl Offiziere und eventualiter auch einen Theil Unteroffiziere zu ſchaffen.

Es war am 3. Juli, als dieſe Beſchlüſſe in Rendsburg ge-

faßt wurden. Am 4. kehrte ich zur Armee zurück, um am 5., Morgens 5 Uhr, mit den Truppen nach Sundewitt zu marſchiren, wo das Gefecht von Düppel ſtattfand. Am 6. ſtanden wir im Bivouak bei Ulderup, welche Gelegenheit ich benutzte, mit Wrangel und General v. Stockhauſen über die von Preußen requirirten Offiziere zu reden, und ich machte mit Erſterem ab, daß ich meine dießfällige Eingabe an das preußiſche Kriegsminiſterium ihm zur Ueberſendung und Empfehlung geben ſollte. Am 7. verließen wir das Bivouak, marſchirten in's Cantonnement zwiſchen Apenrade und Flensburg, und am 8. Juni überreichte ich Wrangel die erwähnte Eingabe an das Kriegsminiſterium.

Gewiß ward keine Minute hiebei verſäumt, denn dem General Wrangel mußte ich die Sache doch erſt, ehe ich ſie ihm zur Beförderung an ſeine Behörde überreichte, darum vorſtellen, weil es eine das Dienſtverhältniß berührende Sache betraf. Im Bivouak und auf dem Marſche laſſen ſich aber ſolche Eingaben, die zierlich gefaßt und geſchrieben ſein müſſen, nicht expediren; alſo konnte die Eingabe, wenn auch Hals und Kragen darauf geſtanden hätten, nicht vor dem 8. abgefertigt werden.

Am 10. Juni erſchien Beſeler im Hauptquartier, um mit Wrangel zu verhandeln, aber eigentlich, um den General v. Bonin zu bewegen, das Commando der ſchleswig-holſteiniſchen Armee zu übernehmen, wie dieſer mir 4 Wochen ſpäter ſelbſt mitgetheilt hat. Als Bonin ſich hiermit nicht befaſſen wollte, bat Beſeler General v. Wrangel, er möge ihm einen General für die ſchleswig-holſteiniſche Armee verſchaffen, welches auch dieſer mir ſpäter eröffnet hat. So erbittert war die proviſoriſche Regierung gegen mich und meinen conſervativen Widerſtand gegen all die unſinnigen Neuerungen, welche in ihren unpraktiſchen Köpfen herumgingen.

Von Flensburg aus kam Beſeler Abends in mein Quartier nach Bommerlund, um ſich darnach zu erkundigen, wie es mit der Officiersangelegenheit ginge, und machte ſchon einige Bemerkungen darüber, daß der Antrag erſt am 8. Juni eingegeben ſei, welche natürlich ſehr leicht mit den oben angeführten Gründen widerlegt wurden. Zu meiner nicht geringen Ueberraſchung erhielt ich aber 3 Tage ſpäter ein Schreiben von der proviſoriſchen Regierung, worin ſie mir erklärte, daß, da die wichtige Angelegenheit nicht ſchnell genug betrieben werden könne, ſie ſelbige jetzt ſelbſt in die Hand genommen und ſich direkte an den Kriegsminiſter gewendet habe. „Nun!“ ſagte ich dem Major Leo, als ich ihm dieß Schreiben gab, „ich bin neugierig zu wiſſen, was aus der Sache werden wird.“ „In der That“, erwiederte dieſer hierauf, wie bei ſo manchen anderen Verhandlungen mit der proviſoriſchen Regierung, „ich weiß wirklich nicht, wo Euer Durchlaucht die Geduld hernehmen, mit dieſen Leuten zu verhandeln“. „In meinem Gewiſſen“, war die Antwort, „ich habe gehandelt und werde handeln, wie ich es meinem Vaterlande ſchuldig bin, und werde mich nicht um die Chikanen dieſer von mir ſehr gering geſchätzten Menſchen bekümmern. Wenn ſie mich in allen Dingen ſtören, ſo iſt dies eine Sache, die ich nicht zu verantworten habe; aber ich arbeite treu fort, nach meiner Ueberzeugung.“

Das Lächerliche des Vorwandes, daß ich dieſe Angelegenheit nicht genug beſchleunigt habe, liegt offen zu Tage; denn es mußten erſt die neuen Aushebungsliſten gemacht werden, dann die Dienſtpflichtigen nach den beſtehenden Geſetzen, auf Seſſionen vereinigt, viſitirt und enrollirt werden; dieſes war eine Sache, die unter 5 bis 6 Wochen nicht vollendet werden konnte, und bevor die Rekruten ſich einſtellten, vermochte man die Officiere

nicht zu verwenden. Es geſchah dieſes blos, um mich mürbe zu machen und es dahin zu treiben, daß ich meinerſeits ſagen ſollte: wenn Ihr mir immer in den Weg tretet, ſo will ich den Henker nichts mehr mit der ganzen Geſchichte zu thun haben; und andererſeits, daß die Anſtellung der Officiere in die Hände der proviſoriſchen Regierung geſpielt würde. Ich durchſchaute dieſen Plan ſofort und ward um ſo zäher und kaltblütiger.

Welches Reſultat folgte dieſer Anhandnahme der Officiersangelegenheit? Daß gar keine Antwort vom Kriegsminiſterium kam. Als die Zeit darüber hinging und das Ende des Monats Juni ſich näherte, ward mir doch die Sache bedenklich, und ich ſandte den Major Leo nach Berlin, um mit dem Kriegsminiſter die Sache mündlich zu beſprechen. Dieſem ſagte daſelbſt der Miniſter (General v. Schreckenſtein): „Ei, wenn der Prinz die Sache ſelbſt treibt und die Officiere anſtellt, dann ſoll er gleich die gewünſchte Anzahl bekommen; aber unmittelbar nach ſeinem Schreiben ging ein Schreiben von der proviſoriſchen Regierung hier ein, in welchem dieſelbe über die Verwendung preußiſcher Offiziere ſich ausließ; und das begreifen ſie leicht, daß ich mich nicht darauf einlaſſen darf, ſolchen Civiliſten dergleichen einzuräumen. Da hatten wir die Beſcheerung. Es waren aber jetzt wieder durch die Maßregeln der proviſoriſchen Regierung 3 Wochen Zeit verſchleudert! In allen Stücken ward auf ſolche Weiſe die Zeit, das Geld und die Thätigkeit der wirklich arbeitenden Leute vergeudet, und, wie ſpäter gezeigt wird, ward dabei mir die Schuld gegeben, als hätte ich meine Pflicht nicht gethan.

XII.

Episoden aus dem Monat Mai.

Ich kehre jetzt wieder zu den militärischen Ereignissen in Jütland zurück. Kaum hatten wir unsere Stellung bei Veile eingenommen, als auch der Oberstlieutenant v. Zastrow zu uns stieß, nachdem er mit seinem Bataillon und den 4 Freicorps über Tondern und Ripen auf Befehl des Oberfeldherrn einen Zug durch die Wüste gemacht hatte. Dieses nutzlose Herummarschiren hatte natürlich bei den Freiwilligen nicht den Dienstеifer gehoben, und allgemein trat der Wunsch hervor, daß jetzt, wo sie nicht mehr nöthig wären, man sie lieber nach ihrer Heimath entlassen möge, damit sie ihren Geschäften nachgehen könnten. Zufälligerweise hatten einige Leute des 4. Corps (Nicht-Holsteiner) mit der Mannschaft des Kaiser Franz-Grenadierregiments in Colding Streit gehabt, worüber der General v. Wrangel ungehalten wurde. Er fürchtete Wiederholungen solcher Scenen und willigte daher jetzt darein, daß ich die Freicorps nach Rendsburg zurücksenden und entlassen dürfte. Damit dieß in ordentlicher Weise von Statten gehen könne, ward eine Etappen-Marschroute für sie gemacht, in solcher Gestalt, daß während 4 Tagen jeden Tag ein Corps abmarschirte und daher immer des nächstfolgenden Abends die Quartiere bezog, wo Morgens ein anderes ausmarschirt war. Das 4. Corps machte den Anfang, dann kamen das 3., 2. und 1. Als nun am 12. Mai General v. Wrangel von einer Inspektionstour aus Sundewitt retournirte, war gerade

an dem Tage der Jägermeiſter v. Krogh von einigen däniſchen Soldaten, die von Fyen nach dem Stenderuper Gehege an der Schleswigſchen Küſte in Booten übergeſetzt waren, fortgeſchleppt worden, und dieß hatte die Bewohner Hadersleben's in ſolchen Schrecken verſetzt, daß ſie den General v. Wrangel flehentlich baten, er möge ihnen doch eine Garniſon ſenden. Weil Wrangel keine Truppen aus Jütland zurückziehen wollte, befahl er dem 1. Freicorps, das gerade an dem Tage in Hadersleben übernachtete, bis auf weitere Ordre dort zu bleiben und die Küſte zwiſchen Stenderup und Apenrade zu bewachen, und ſandte den anderen 3 Corps die Ordre nach, auf ihren Etappen Halt zu machen. Der Commandeur des 1. Corps, Major v. Krogh, war krankheitshalber nicht anweſend, ſonſt würde er gegen dieſen vollkommen unbefugten Befehl remonſtrirt haben; der p. t. Befehlshaber aber, ein Wichtigmacher und Menſch, der immer ſeinen Schnitt zu machen gewußt hatte, befolgte die Vorſchrift, obgleich infolge Armeebefehls und der von mir den Freicorps ertheilten Entlaſſungs-Patente dieſe Truppen gar nicht mehr zur Feldſtärke gehörten. Als mir dieſe Maßregel des Oberbefehlshabers gemeldet ward, ſchrieb ich ſofort an das Oberkommando, daß infolge Armeebefehls ich die Freicorps entlaſſen, der proviſoriſchen Regierung dieß mitgetheilt und dem Kriegsdepartement aufgegeben habe, die Löhnung und Verpflegung, übereinſtimmend mit der aufgegebenen Marſchbeſtimmung auszuzahlen und zu berechnen; wenn folglich der Oberbefehlshaber demohngeachtet über dieſe Truppen verfügen wolle, ſo müſſe ich denſelben erſuchen, das ſpecielle Commando über ſie ſelbſt zu führen und die Löhnung und Verpflegung bei der Landesbehörde zu requiriren, da ich mit den Freicorps nichts mehr zu thun habe. Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, erlaubte ich mir, die über die

Freicorps aus den verſchiedenen Diſtrikten, wo ſie durchmarſchirt waren, eingegangenen Beſchwerden dem Obercommando zu überſenden, welches dieſe Sachen wohl unterſuchen und abmachen laſſen würde. Dieſe Beſchwerden beliefen ſich auf mehr als 30 Stück, und ſetzten den General v. Wrangel in nicht geringe Verlegenheit. Er gab daher ſofort dem 2., 3. und 4. Corps Befehl, ihren Marſch nach Rendsburg fortzuſetzen; nur das 1. Corps blieb noch einige Zeit im nördlichen Schleswig, wo es ſich nach und nach verlief und nur circa 60 Mann ſtark bis Ende des Feldzuges exiſtirte.

Um noch einige Beiſpiele zu citiren, wie der Oberbefehlshaber gegen mich verfuhr, will ich hier anführen, daß einige däniſche Kanonenboote ſich amüſiren wollten, die von den Preußen auf der Flaggenſtange der Feſtung Friedericia aufgezogene deutſche Flagge herunter zu ſchießen. Der General Bonin ließ dieß Feuer von ſeiner Feldbatterie tüchtig erwiedern, und nachdem auch mit Shrapnells auf die offenen Kanonenböte gefeuert worden war, zog die Flotille ſich zurück. Der Commandeur der preußiſchen Artillerie, Oberſt Fiedler, beſuchte mich ein paar Tage darauf in Veile, und äußerte, daß, falls ſie nur etwas ſchweres Geſchütz gehabt hätten, die Schiffe nicht ſo leicht davon gekommen wären. Hierauf erwiederte ich, daß, falls er es wünſche, ich aus Rendsburg ſchweres Geſchütz kommen laſſen könne. Dieß nahm er mit Freuden an und glaubte, dann Friedericia gegen ſolche Angriffe ſicher ſtellen zu können. Natürlich dürfte ich annehmen, daß der Commandeur der Artillerie keine Indiskretion beginge, wenn er für die Sicherheit der beſetzten Feſtung ſorgte, und ſandte, im Glauben ihrer beſonderen Nützlichkeit für Friedericia, den Befehl nach Rendsburg, 4 Stück Bombenkanonen dorthin zu befördern; erhielt auch die Meldung, daß die Ge-

ſchütze gleich abgeſandt worden wären. Mein Vertrauen und meine Meinung, daß dieſe Geſchütze in Fridericia placirt wären, wurde indeß vollſtändig getäuſcht, denn nach einigen Tagen als ich ins Hauptquartier kam, ſagte der Oberbefehlshaber ſo ganz **en passant**: „Sie haben ſchweres Geſchütz aus Rendsburg kommen laſſen, ich habe es aber wieder nach Flensburg zurückgeſchickt.“ „Ich hatte den Wunſch des Oberſt Fiebler erfüllt,“ war meine Antwort.

Die Stellung als Oberbefehlshaber hatte dem General v. Wrangel keineswegs die Dispoſition über unſer Arſenal gegeben, ich hatte mich daher ausdrücklich nur mit den im Felde ſtehenden Truppen bei ihm gemeldet, und weiter nichts. Ein ſolcher alter dienſterfahrner General als Wrangel würde daher keine ſolche Verſtöße machen, wenn nicht, wie ich es oben angedeutet, die proviſoriſche Regierung hinter meinem Rücken ihm Alles zur Verfügung geſtellt hätte, wodurch ſie wieder dem Lande unendliche Summen aufgebürdet hat.

Gleich nach dieſem Vorfall meldete mir General Krohn, daß Wrangel einen neuen Kommandanten für Rendsburg in der Perſon des preußiſchen Major v. Schmidt ernannt hätte. Dies war mir doch etwas zu arg, und ich ſandte daher den Chef meines Stabes, Major Leo, ins Hauptquartier, um erſtlich zu fragen, was denn der von mir eingeſetzte Kommandant Major v. Abercron gethan habe, daß man ihn abſetze? Und ob man überhaupt abſichtlich, oder aus Unkenntniß der Verhältniſſe gegen mich alle herkömmlichen Rückſichten verletze? Dieſe Sendung hatte nun die Folge, daß künftig wenigſtens mehr die Außenſeite beobachtet wurde, was zuletzt ſich zu einem äußerſt angenehmen Verhältniß zwiſchen Wrangel nebſt ſeinem ganzen Hauptquartiere und mir geſtaltete.

Bald nach unſerem Einmarſch in Jütland erhielt ich von einem Profeſſor einer norddeutſchen Univerſität einen Brief, in welchem derſelbe mir mittheilte, daß er das Geheimniß entdeckt habe, wie man Kriegsſchiffe erobern könne, ohne ſelbſt welche zu beſitzen, und daß nach ſeiner Angabe wir uns der ganzen däniſchen Flotte bemächtigen könnten. Dies Geheimniß war in einem verſiegelten Brief enthalten, der als Einlage dem andern folgte, und für die Erbrechung deſſelben forderte der Ueberſender 2000 Rthlr. pr. Crt., oder auch verlangte er den Brief unbeſchädigt und uneröffnet zurück. Ich nahm ſelbſtverſtändlich an, daß der Briefſteller entweder ein Geiſtesſchwacher oder ein Schwindler ſei, da aber die proviſoriſche Regierung mir immer vorwarf, daß ich dies und jenes unterließ, von dem man in ihrer Nähe oder im Publikum ſich große Dinge verſpreche, ſo wollte ich doch nicht ohne weiteres dieſen Brief dem Briefſteller zurück ſchicken, ſondern ſchrieb der proviſoriſchen Regierung, indem ich ihr denſelben zuſandte, daß ich die Sache für reinen Unſinn halte, aber doch nicht ohne ihr Wiſſen den Brief zurückweiſen wollte; ich erſuchte ſie deßhalb, dem Briefſteller das uneröffnete Geheimniß zu überſenden, falls ſie meine Anſicht, daß auf dergleichen Dinge nicht einzugehen ſei, theile. Die Neugierde trieb die Herren dazu, den Brief zu erbrechen, der ihnen ja doch nichts koſten würde, denn die Landeskaſſe müſſe ja ſolche Sachen bezahlen. Was ſie darin gefunden haben, weiß ich nicht, aber die Folge der Enthüllungen war der Plan, die Korvette Galathea, welche den Kieler Hafen blockirte, zu nehmen. Zur Ausführung dieſer Idee bot ſich außerdem noch eine paſſende Gelegenheit.

Es war gerade zu dieſer Zeit in den deutſchen Blättern viel davon die Rede, daß die Frankfurter Nationalverſammlung eine Parlamentsgarde von 10,000 Mann zu ihrer Dispoſition haben müſſe ꝛc.

Das große Geſchrei, welches von allen Literaten, die im 4. Freicorps dienten, über das Gefecht bei Altenhof, den Uebergang über die Schlei ꝛc. gemacht worden war, hatte den Namen des Kommandeurs dieſes Korps, Herrn v. d. Tann, in ganz Deutſchland ſehr populär gemacht. Als die Freicorps Anfangs Mai aus Jütland entlaſſen wurden, war Herr v. d. Tann darum in ſehr unangenehmer Stimmung, weil er gerne noch einige eklatante Sachen ausgeführt hätte. Ob jetzt auf dem Rückmarſche oder früher der Gedanke in ihm rege ward, der Befehlshaber der Frankfurter Parlamentsgarde zu werden, kann ich natürlich nicht wiſſen, aber dazu mußte ſein Name noch mehr vor das Publikum gebracht werden.

Allbekannt war das ſchlechte Verhältniß, welches zwiſchen der proviſoriſchen Regierung und mir herrſchte, und ſo proponirte Herr v. d. Tann derſelben ohne mein Wiſſen, daß ſie ihn damit beauftragen ſolle, ein ſogenanntes Freibataillon von 800 Mann aus den entlaſſenen Freicorps zu bilden, welches ſie zur ſelbſtändigen Dispoſition behalten könne. Die proviſoriſche Regierung ſchloß einen förmlichen Kontrakt mit v. d. Tann, wonach dieſe Truppe wie alle übrigen bekleidet und armirt werden und in jeder ſonſtigen Beziehung den regulären Truppen gleich ſtehen ſolle. In dies Bataillon traten die anderen bairiſchen Officiere auch ein, und der Hauptmann Aldoſſer, der auf einem der bairiſchen Landſeen mit einem Kahn herumgeſegelt hatte, glaubte ein bedeutender Nautiker zu ſein, und ergriff mit großem Eifer die Idee der Eroberung der Korvette Galathea. Auch der ſonſt ſo beſonnene v. d. Tann ſah in dieſem Abenteuer ein vorzügliches Mittel, um ſeinen Namen mit Entzücken durch alle deutſche Blätter verkündigt zu ſehen. Die Anſtalten zu dem Unternehmen wurden daher eifrigſt betrieben.

Aus Cappeln holte man einen alten Trunkenbold, den Piratencapitän Hanſen herbei, um mit ihm die Sache zu bereden; dann ward in Hamburg ein Werbebüreau errichtet, wo 250 Matroſen für die Enterung der Galathea mit 5 Rthlr. Courant Handgeld, freier Reiſe nach und von Kiel und Löhnung während ihres Aufenthalts daſelbſt, nebſt Zuſage von 10 Rthlr. Priſengeld im Fall des glücklichen Ausfalls, angeworben wurden.

Man denke ſich dieſen Unſinn! in Hamburg, welches voller däniſcher Spione ſteckte, ſolche öffentliche Bekanntmachung zu erlaſſen, wodurch ja ſofort, wenn das Geheimniß etwas werth geweſen wäre, den Dänen daſſelbe als in Ausführung begriffen bekannt werden mußte.

Hauptmann Aldoſſer ſuchte aus dem Freibataillon eine Schaar heraus, die den Sturm auf das Schiff mitmachen ſollte, und ward mit dieſen Argonauten nach Kiel verlegt, um dort im Hafen an einem dazu auserwählten Schiffe, das Entern zu üben. Dieſe Uebung ward mit gewöhnlichen Hafenböten vorgenommen, welche mit hölzernen Leitern verſehen wurden, die ans Schiff angelegt werden mußten, wie der Gärtner ſeine Leiter an die Spaliermauer ſtellt, und nun ward zwiſchen der Schiffsbeſatzung und der Bootbemannung gerangelt, wobei natürlich öfters einer ins Waſſer fiel. Fama behauptet ſogar, daß, als die Matroſen aus Hamburg gekommen waren und eine letzte Hauptprobe ſtattfand, dieſe drei der Freiſchärler ſo auf den Kopf geſchlagen, daß ſie ſich nicht mehr erhoben; doch iſt mir hierüber keine Gewißheit geworden. Die Ausführung ſtand nun vor der Thüre, der Pirat Hanſen hatte als Fiſcher verkleidet einen Beſuch auf der Korvette gemacht, eine ganze Bootflottille war bei Holtenau zuſammen gebracht; die 250 Matroſen waren

mit vielem Gesang und Triumphgeschrei auf der Eisenbahn nach Kiel gebracht, der Tag zur Ausführung war bestimmt und alle Boote waren bemannt, als man nur noch das Zeichen des Befehlshabers Hansen Abends erwartete, um, die Dunkelheit benutzend, sich dem Kriegsschiffe zu nähern und beim ersten Schimmer des Morgenlichts die Galathea zu bewältigen. Aber der Kapitän Hansen gab nicht das Signal, denn leider lag er betrunken in tiefem Schlaf und war unfähig, das Gleichgewicht vor nächstem Morgen zu gewinnen; dann ging es aber vor Sonnenaufgang los, und bei ganz stillem Wetter war einige Aussicht das Schiff wenigstens zu erreichen. Doch ward der Lärm dieser lockeren Gesellschaft bald von den Dänen gehört, es sprang bei Sonnenaufgang eine ziemliche Brise auf, welche den Booten es nicht erlaubte, sich weit in die offene See zu wagen. Die Aufmerksamkeit der Schiffsbesatzung ward aber ohnedies noch dadurch geweckt, daß sich das hohe Ufer des dänischen Wohld mit einer großen Anzahl von Kieler Neugierigen füllte, welche dieser Heldenthat zusehen wollten. Die Galathea lichtete daher die Anker und stach in See.

Damit war diese Posse zu Ende, und die schleswig-holsteinische Landeskasse um 5000 Rthlr. gebracht. Das Lächerliche, welches eine solche Unternehmung auf das Freibataillon warf, mußte auf jeden Fall durch eine kühne That verwischt werden, und dies trieb v. d. Tann zu dem Wagestück, welches glückte und seinem Namen einen großen Klang gab. Hierauf komme ich aber später zurück.

XIII.

Zweiter Rückmarſch nach Süden.

Wir lagen 3 Wochen in Jütland, wo die preußiſchen Truppen ſich nicht aus ihren Kantonnements bewegten, die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen dagegen einen ſehr angreifenden Dienſt hatten, weil ſie einestheils die Avantgarde bildeten, und zwar eine weit vorgeſchobene, anderentheils aber vom Oberbefehlshaber bald auf Recognoscirungen, bald auf Requiſitionen ausgeſendet wurden. Zu erſteren gehört der Zug des Oberſtlieutenants v. Zaſtrow nach Aarhuus, zu letzteren deſſelben Ausmarſch nach Horſens. Durch dergleichen Expeditionen wurde mein Armeecorps in ſo regem Dienſt erhalten, daß z. B. als Zaſtrow von Aarhuus zurückmarſchirte, er mir eine Meldung von einer angeblichen Landung der Dänen zwiſchen Horſens und Veiler Fiord ſandte, und mich bat, ihm Truppen entgegenzuſenden, um ihn aufzunehmen. Es waren aber, mit Ausnahme der abgelösten und auf Vorpoſten befindlichen Truppen, nur 2 Jägercompagnien verwendbar, weil alles Uebrige mit Zaſtrow auf dem Marſche ſich befand, und die Kavallerie zu weit entfernt auf dem linken Flügel der Stellung cantonnirte, um ſie ſofort herbei zu bringen. Daß es blinder Lärm war, konnte man von Anfang an wiſſen, denn die Dänen reorganiſirten ihre Armee auf Alſen und würden nicht gewagt haben, mit unbedeutender Macht ſich uns zu nähern.

Am 22. Mai erhielt ich aus dem Hauptquartier ein enorm

dickes Packet mit drei verſchiedenen Dispoſitionen. Falls wir hier oder dort angegriffen würden, ſo ſollte ſo und ſo ꝛc. manövrirt werden. Mir lief ein Schauer über, als ich alle dieſe Details durcharbeiten mußte; denn daß es alles Suppoſitionen ſeien, denen jede Wahrſcheinlichkeit der Ausführung fehlte, war mir klar. Die Schweden ſollten mit den Dänen ſich vereinigt haben, und eine ganze Flotte ſollte in See ſein ꝛc. Wir wußten, daß dies nicht der Fall war, aber Wrangel fingirte es, um den ihm befohlenen Rückzug aus Jütland damit zu entſchuldigen. Nachdem alle Befehle und Inſtruktionen an die verſchiedenen Truppenabtheilungen ausgearbeitet waren, kam plötzlich am 24. Abends die Ordre, am 26. d. M. den Rückmarſch nach dem Herzogthume Schleswig und für die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen nach der Weſtküſte des Herzogthums anzutreten.

Ziemlich niedergeſchlagen ward der Marſch begonnen, denn Jedem blickte die Wahrſcheinlichkeit durch, daß es die Vorboten des Umſchwungs in der Politik Preußens ſeien, das in Folge der Drohungen Rußlands ſich herbeiließ, die Sache der Herzogthümer fallen zu laſſen.

In demſelben Maße, als Preußen eingeſchüchtert ward, wurde den Dänen der Muth durch die ruſſiſche Zuſage gehoben, und daher machten ſie von Alſen aus am 29. Mai einen Angriff auf die ganz ſorgloſen Vorpoſten des General Halkett, der ihnen vollkommen glückte. Wrangel eilte von Apenrade, wo er an dem Tage ſein Hauptquartier hatte, dem Kanonendonner nach, und fand in Sundewitt Alles ziemlich en deroute; auch glaubte er bei einigen Truppen des 10. Armeecorps keinen beſonderen Geiſt wahrzunehmen, was ihn ſehr kränkte.

Am 30. Mai, bei Tagesanbruch, machte ich mich bereit, mein Quartier, welches ich in der Nacht nicht weit von Toft-

lund auf Marburg bewahrte, zu verlassen, um im Defilé von Lügumkloster mein Truppencorps auf dem Marsche nach Tondern zu vereinigen. In gerader Richtung betrug die Entfernung von Sundewitt zwischen 6 und 7 Meilen, und den Wegen nach, die bei den vielen großen, sumpfigen Bächen und Torfmooren in sehr winklicher Richtung sich in der Gegend herumziehen, circa 9 Meilen von diesem Kampfplatze. Vor meinem Abmarsche kamen plötzlich 2 Ordonnanzen mit dem Befehle des Oberbefehlshabers: „Angesichts dieses marschiren Sie sofort mit sämmtlichen Truppen unter Ihrem Befehle nach Sundewitt, um dem 10. Armeecorps als Soutien zu dienen.“ Bei der weiten Ausdehnung der Marschcantonnements vermochte ich nichts Besseres zu thun, als das vorgeschriebene Rendezvous in Lügumkloster zu benutzen, um von dort aus den Marsch über Raapsted und Tinglef anzutreten. Nicht zweifelhaft konnte es sein, daß bei den tiefen, sandigen, durch ein mit Gräben überall durchschnittenes Terrain führenden Wegen, wo nur mit sehr kleiner Front marschirt werden konnte, wir in einem Tage nicht 9 Meilen zurückzulegen im Stande waren. Einleuchtend ist es auch, daß hier gar keine Uebereilung nöthig ward. Dem Major Leo, der mir die Ordre gebracht hatte, sagte ich daher: „Angesichts des hier dampfenden Kaffee's wollen wir erst denselben trinken, und dann nach Lügumkloster reiten. Schicken Sie einen Adjutanten voraus, mit dem Befehle, daß alle dort schon befindlichen Truppen sich in Marsch nach Raapsted setzen, wo Ruhe gehalten und fernerer Befehl ertheilt werden wird.“

Dies führe ich an, um zu zeigen, wie man uns Schleswig-Holsteiner herumjagte. Abends am 29. Mai, nachdem das Gefecht schon beendet war, waren die Ordonnanzen aus dem Hauptquartiere abgesandt worden und sie hatten 9 Meilen im Dunkel

dickes Packet mit drei verſchiedenen Disposſitionen. Falls wir hier oder dort angegriffen würden, ſo ſollte ſo und ſo ꝛc. manövrirt werden. Mir lief ein Schauer über, als ich alle dieſe Details durcharbeiten mußte; denn daß es alles Suppoſitionen ſeien, denen jede Wahrſcheinlichkeit der Ausführung fehlte, war mir klar. Die Schweden ſollten mit den Dänen ſich vereinigt haben, und eine ganze Flotte ſollte in See ſein ꝛc. Wir wußten, daß dies nicht der Fall war, aber Wrangel fingirte es, um den ihm befohlenen Rückzug aus Jütland damit zu entſchuldigen. Nachdem alle Befehle und Inſtruktionen an die verſchiedenen Truppenabtheilungen ausgearbeitet waren, kam plötzlich am 24. Abends die Ordre, am 26. d. M. den Rückmarſch nach dem Herzogthume Schleswig und für die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen nach der Weſtküſte des Herzogthums anzutreten.

Ziemlich niedergeſchlagen ward der Marſch begonnen, denn Jedem blickte die Wahrſcheinlichkeit durch, daß es die Vorboten des Umſchwungs in der Politik Preußens ſeien, das in Folge der Drohungen Rußlands ſich herbeiließ, die Sache der Herzogthümer fallen zu laſſen.

In demſelben Maße, als Preußen eingeſchüchtert ward, wurde den Dänen der Muth durch die ruſſiſche Zuſage gehoben, und daher machten ſie von Alſen aus am 29. Mai einen Angriff auf die ganz ſorgloſen Vorpoſten des General Halkett, der ihnen vollkommen glückte. Wrangel eilte von Apenrade, wo er an dem Tage ſein Hauptquartier hatte, dem Kanonendonner nach, und fand in Sundewitt Alles ziemlich en deroute; auch glaubte er bei einigen Truppen des 10. Armeecorps keinen beſonderen Geiſt wahrzunehmen, was ihn ſehr kränkte.

Am 30. Mai, bei Tagesanbruch, machte ich mich bereit, mein Quartier, welches ich in der Nacht nicht weit von Toft-

lund auf Marburg bewohnte, zu verlaſſen, um im Defilé von Lügumkloſter mein Truppencorps auf dem Marſche nach Tondern zu vereinigen. In gerader Richtung betrug die Entfernung von Sundewitt zwiſchen 6 und 7 Meilen, und den Wegen nach, die bei den vielen großen, ſumpfigen Bächen und Torfmooren in ſehr winklichter Richtung ſich in der Gegend herumziehen, circa 9 Meilen von dieſem Kampfplatze. Vor meinem Abmarſche kamen plötzlich 2 Ordonnanzen mit dem Befehle des Oberbefehlshabers: „Angeſichts dieſes marſchiren Sie ſofort mit ſämmtlichen Truppen unter Ihrem Befehle nach Sundewitt, um dem 10. Armeecorps als Soutien zu dienen.“ Bei der weiten Ausdehnung der Marſchcantonnements vermochte ich nichts Beſſeres zu thun, als das vorgeſchriebene Rendezvous in Lügumkloſter zu benutzen, um von dort aus den Marſch über Raapſted und Tinglef anzutreten. Nicht zweifelhaft konnte es ſein, daß bei den tiefen, ſandigen, durch ein mit Gräben überall durchſchnittenes Terrain führenden Wegen, wo nur mit ſehr kleiner Front marſchirt werden konnte, wir in einem Tage nicht 9 Meilen zurückzulegen im Stande waren. Einleuchtend iſt es auch, daß hier gar keine Uebereilung nöthig ward. Dem Major Leo, der mir die Ordre gebracht hatte, ſagte ich daher: „Angeſichts des hier dampfenden Kaffee's wollen wir erſt denſelben trinken, und dann nach Lügumkloſter reiten. Schicken Sie einen Adjutanten voraus, mit dem Befehle, daß alle dort ſchon befindlichen Truppen ſich in Marſch nach Raapſted ſetzen, wo Ruhe gehalten und fernerer Befehl ertheilt werden wird.“

Dies führe ich an, um zu zeigen, wie man uns Schleswig-Holſteiner herumjagte. Abends am 29. Mai, nachdem das Gefecht ſchon beendet war, waren die Ordonnanzen aus dem Hauptquartiere abgeſandt worden und ſie hatten 9 Meilen im Dunkel

der Nacht über unbekannte, ſchwer zu findende Nebenwege zu reiten. Man mußte alſo wiſſen, daß ſie erſt Morgens den 30. mich erreichen würden; man hatte uns infolge Armeebefehls die Marſchcantonnements vorgeſchrieben, wußte alſo überdieß, daß wir unmöglich **stante pede** abmarſchiren konnten, und mußte auch wiſſen, daß wir nicht 9 Meilen in etlichen Stunden zurückzulegen im Stande wären. Wozu nun ſolche Befehle? Aber die Friedensmanöver bringen dergleichen in die Praxis. Wenn man 2 Tage Zeit geben muß, um ein Truppencorps in die Hand zu bekommen, kann man ohne Bedenken eine halbe Stunde darauf verwenden, den Grund der Marſchveränderung und die Abſicht, in der ſie gemacht wird, anzugeben; dann weiß der Unterbefehlshaber, wornach er ſich zu richten hat und worauf ſeine Aufmerkſamkeit beſonders zu verwenden iſt.

Was vorauszuſehen war, geſchah denn auch. Kaum hatte ich das Truppencorps von Raapſted aus in Marſch geſetzt, ſo traf ein Adjutant des Oberbefehlshabers mit der Ordre ein, in Tingleſ und Umgegend bis auf Weiteres Kantonnements zu beziehen.

Am 31. Mai und 1. Juni blieben wir in dieſen Kantonnements und am 2. marſchirten wir durch Flensburg nach dem nördlichen Angeln, wo, wie General Wrangel mir ſagte, mein Truppencorps, das ſo viele Strapazen gehabt habe, ſich jetzt recht ausruhen ſollte. Am 2. Abends beſprach ich mich mit ihm und fragte: wie viel mehr wir an Truppenzahl ſtellen ſollten? Und als er mir die Zahl auf 6000 ſetzte, antwortete ich ihm, daß dazu ein neues Rekrutirungsſyſtem nöthig ſei, zu welchem ich die proviſoriſche Regierung ſchriftlich nicht hätte bewegen können. Wenn er mir aber erlauben wollte, während meine Truppen der Ruhe pflegten, auf einige Tage nach Rends-

burg zu reiſen, dann wollte ich ſuchen, die Sache in Gang zu bringen. Hierein willigte er, aber mit dem Zuſatze: „Doch am 5. müſſen Sie wieder hier ſein; denn wir wollen den Geburtstag des Königs von Hannover mit einer großen Parade feiern.“ In einer Stunde ſaß ich in dem Wagen und war Morgens früh in Rendsburg.

Ich habe ſchon früher angeführt, wie ich es hier faſt durchtrotzen mußte, daß die proviſoriſche Regierung die allgemeine Wehrpflicht proviſoriſch einführte u. ſ. w.

Da ich meine Familie ſeit Beginn der Erhebung nicht geſehen hatte, eilte ich den 3. Abends nach Hamburg und am 4. wieder zurück nach Flensburg, wo ich in der Nacht auf den 5. eintraf.

Statt der Ordre zur großen Parade fand ich aber den Befehl vor, um 5 Uhr Morgens mit meinem Truppencorps nach Holebüll zu marſchiren, um dort die Reſerve der vereinigten preußiſchen und Bundesarmee zu bilden. Wrangel, den es ſehr ärgerte, daß die Dänen am 29. Mai den glücklichen Ueberfall auf das 10. Korps ausgeführt hatten, und der dieſe Truppen wieder im Feuer haben wollte, hatte die große Parade des 5. Juni als ein Täuſchungsmittel angeordnet, damit ſeine wirkliche Abſicht nicht errathen würde. In der Wirklichkeit wollte er aber die Dänen aus der auf den Düppeler Höhen genommenen und behaupteten Stellung wieder nach Alſen hinüber treiben.

Die Anordnungen hierzu waren folgende: das 10. Armeecorps ſollte ſich zwiſchen Gravenſtein und Nübbel aufſtellen und um 9 Uhr zum Abmarſch bereit ſein. Die Brigade Bonin ſollte von Seegard und Quars über Grüngrift, Kieding, Beulſchau, Ulderup nach Satrup marſchiren, wo ſie um 10 Uhr

zum Angriff auf den däniſchen rechten Flügel übergehen ſollten, während General Halkett die Front des Feindes angriff. Nun war, wie ich ſchon früher bemerkt habe, in allen Befehlen des Oberbefehlshabers immer in's Detail vorgeſchrieben, ſo auch hier, die Zeit des Aufbruchs. Wer aber an offenes Terrain gewöhnt iſt, kann ſich niemals in den Schwierigkeiten der coupirten, eingefriedigten Gegend der Herzogthümer zurecht finden. So ward die Zeit immer zu kurz abgemeſſen und nicht bedacht, daß wenn eine Truppe mit Front von höchſtens acht Mann und oft ſogar nur mit vier Mann marſchiren muß, doppelt ſo viel Zeit auf dieſelbe Diſtanz verwendet wird, als wenn man auf einer Chauſſee oder über offenes Feld marſchirt. Bald muß die Queue anhalten, damit die Tête abbrechen kann, bald muß dieſe anhalten, damit erſtere wieder aufzumarſchiren vermag. Die Länge, welche eine ſolche Marſchkolonne einnimmt, hindert die Aufſicht über ſelbige, und ſo zögert und ſtockt es alle Augenblicke.

In dieſer Weiſe war die Brigade Bonin bis 10 Uhr nicht weiter als Kieding gekommen und konnte vor 1 Uhr Satrup nicht erreichen. Damit würde nun auch nichts verſäumt geweſen ſein, indem bei der Beſchaffenheit der Gegend von den Bewegungen der Truppen dem Feinde nichts verrathen werden konnte, wenn Wrangel nur die allgemeine Regel beobachtet hätte, abzuwarten, bis die Umgehung bewerkſtelligt ſei, ehe er den Angriff in der Front begann. Auf die Minute pünktlich wie er immer iſt, traf er bei Halkett ein, brachte dem Könige von Hannover ein Hoch aus, und ließ nun zum Frontangriff vorgehen.

Die Dänen hatten in der Bevölkerung Flensburgs viele Anhänger. Als wir am andern Morgen um $5^1/_2$ Uhr ſämmt-

lich aus Flensburg ausmarſchirt waren, loderte plötzlich eine der am höchſten gelegenen Windmühlen in Flammen auf. Dies Signal konnte von der Düppeler Höhe geſehen werden, und folglich hatten die Dänen vollkommen Zeit, ihre Stellung einzunehmen, die ſich hauptſächlich auf mehrere in den letzten Tagen aufgeworfene und mit Schiffsgeſchützen armirte Redouten ſtützte, deren Entſtehung der Wachſamkeit des 10. Armeecorps ganz entgangen war. Die Plänkerketten ſtießen gleich öſtlich von Nübbel aneinander, und es entſpann ſich ein ziemlich belebtes Gefecht um die Holzungen, welche zu beiden Seiten der Landſtraße nach Sonderburg liegen. Das 10. Armeecorps ging tüchtig darauf und drängte die Dänen über das Dorf Düppel hinaus, als plötzlich die 18pfündige Batterie von der Höhe zu feuern begann, zu der auch noch einige Bombenkanonen ſich geſellt hatten, welche ſofort mehrere Häuſer im Dorfe in Brand ſchoſſen. Hier ſtanden daher die däniſchen Bataillone zwiſchen ihren Verſchanzungen hinter den Knicken oder Erdwällen der Feldeinfriedung in einer ſehr feſten Stellung. Bonin's Flankenmarſch hatte nicht ſtattgefunden, folglich ließ Wrangel das 10. Armeecorps bis Nübbel zurückgehen. Dieſes geſchah etwa um 12 Uhr.

Um 1 Uhr meldete Bonin, daß er in Satrup ſei; er erhielt die Ordre, anzugreifen! Was? kann man hier mit Recht fragen; denn die frühere däniſche Stellung war verlaſſen und ihre augenblickliche Poſition theils durch die Sonderburger Föhrde, theils durch die Redouten auf ihrem Flügel vollkommen ſichergeſtellt. Hiervon ward dem General Bonin aber nichts mitgetheilt, und als er nun nach ſeiner Inſtruktion in ſüdlicher Richtung vorging, traf er auf gar keinen Feind, ſondern befand ſich unerwarteter Weiſe auf der Sonderburger Landſtraße mit

freier Ausſicht auf die Meeresbucht Venning Bond. Er trat alſo auch den Rückzug an, als plötzlich die däniſchen Geſchütze, die bisher geſchwiegen hatten, ihr Feuer begannen und ein Theil der feindlichen Infanterie aus ihrer verdeckten Stellung hervorbrach. Es gehörte die ganze taktiſche Geſchicklichkeit Bonin's dazu, um ſich aus einer ſo peinlichen Lage herauszuwickeln; doch erlitt er keinen unbedeutenden Verluſt in einem ſo nutzloſen Gefechte.

Im Armeebefehle, der die Operationen des 5. Juni anordnete, war ausdrücklich befohlen, daß die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen keine andere Verpflegung mitführen ſollten, als was der Brodbeutel enthielte, weil ſie am Abend wieder ihr Kantonnements-Quartier beziehen würden; ſo leicht war die Sache angeſehen worden.

Als am Nachmittag die Zeit ſchon ziemlich weit vorgerückt war und Transporte von Verwundeten zurückkamen, welche angaben, daß die Gefechte ohne Reſultat geblieben ſeien, ſandte ich Befehle nach unſerem Kantonnement, ſofort die Verpflegung herzubringen; allein vor dem ſpäten Abend war ſie nicht zu erwarten. Von meinen Adjutanten hatte ich einige abgeſendet, um über den Stand der Sache etwas zu erfahren; dieſe hatten ſich aber mit in die Gefechte verwickelt, und ſo blieben wir bei der Reſerve ganz in Unwiſſenheit über die Ergebniſſe des Tages.

Nach Eintritt der Nacht ließ ich die Infanterie ſich zur Ruhe legen und war ſelbſt gerade mit einem Torniſter unter dem Kopf eingeſchlafen, als Pferdetritte mich weckten. Ein Adjutant des Oberbefehlshabers kam, der mir den Befehl brachte, ſofort nach Ulderup zu marſchiren, weil die Sachen nicht nach Wunſch gegangen wären.

Nach der Aeußerung, womit Wrangel mich bei meiner An-

kunft Morgens 6½ Uhr in dem Pfarrhause zu Ulderup empfing, muß ich annehmen, daß es seine Absicht gewesen sein muß, uns Alle, einen nach dem andern ins Feuer zu bringen; denn als ich eintrat, sagte er: „Nun gut, daß Sie da sind; nun können Sie ins Feuer kommen." — „Ja, Excellenz," antwortete ich, „ins Kochfeuer; denn meine Truppen haben seit vorgestern nichts gegessen." — „Nun, so lassen Sie abkochen und suchen Sie sich einen Bivouakplatz zwischen hier und Schmabeck aus." Dies geschah, und wir blieben den ganzen Tag und die folgende Nacht im Bivouak ruhig stehen, bis wir am nächsten Morgen wieder über Holebüll nach Bommerlund und Umgegend marschirten.

Man muß sich wohl fragen, welche Absicht mit dem Nachtmarsch der schleswig-holsteinischen Truppen verbunden war? Das 10. Armeecorps hatte am Morgen des 5. ein dreistündiges Plänkergefecht bestanden, von welchem es um 12 Uhr zurückgekehrt war. Bedurfte Bonin Unterstützung, so standen die Bundestruppen ihm 2 Meilen näher als wir, und mit ihnen vereinigt, war er den Dänen an Zahl überlegen. Die Dänen machten aber gar keine Miene, vorzubrechen, sondern verhielten sich ganz ruhig. Was sollte daher dieses plötzliche Heranziehen der Reserve, in einem Terrain, wo kein Bataillon sich in Front entwickeln konnte? Es war doch wohl nicht die Ruhe, die der Oberbefehlshaber uns versprochen hatte? An diese ward gar nicht mehr gedacht; denn nun mußten wir von Apenrade bis Tondern die Vorpostenkette übernehmen, in welcher Stellung wir bis zum 28. Juni stehen blieben und fast täglich kleine Plänkereien hatten.

XIV.

Das v. d. Tann'ſche Freicorps.

Am 8. Juni, als ich in Bommerlund am Schreibtiſche ſaß, wie dies allemal, ſobald wir nicht auf dem Marſche uns befanden, der Fall war, kamen mit nicht unbedeutendem Geraſſel die von dem v. d. Tann'ſchen Freicorps erbeuteten Kanonen nebſt einem Transport Gefangener durch. Hierdurch erfuhren wir den von Herrn v. d. Tann glücklich ausgeführten Handſtreich gegen die däniſche Avantgarde bei Hopdrup, und dieß führt mich zurück auf den verunglückten Enterungsverſuch der „Galathea" vor Kiel.

Ich ſende zum Verſtändniß voraus, daß die proviſoriſche Regierung mit keiner Silbe ſich gegen mich über das Engagement des Herrn v. d. Tann, noch ſeines Freibataillons hatte vernehmen laſſen. General Krohn hatte mich davon in Kenntniß geſetzt, und ich hatte ihm geantwortet, der proviſoriſchen Regierung zu erklären, daß ich unter den jetzigen Verhältniſſen die Bildung der Freicorps für nutzlos und die dadurch veranlaßten Ausgaben für Verſchwendung halte; daß ich auch kein ſolches Corps mehr unter meinen Befehl nehmen wolle, weil die Ausbildung unſerer Linientruppen nur durch das unvermeidliche undisciplinirte Betragen der Freiſchärler leiden müſſe. Da die proviſoriſche Regierung nun nicht wußte, wo ſie mit dieſer Truppe hin ſollte, ward die letztere nun erſt zu Waſſer verwendet. Die klägliche und faſt lächerliche Rolle, die ſie hier ſpielte, war

ſelbſtverſtändlich dem Plane des Herrn v. d. Tann ganz entgegen, und es mußte auf jeden Fall ein eclatanter Streich ausgeführt werden.

Dieß führte ihn denn dazu, während wir nach Sundewitt gingen, mit ſeinen 400 Mann gegen Hadersleben zu ziehen, oder richtiger, zu fahren, denn das v. d. Tann'ſche Corps marſchirte nie; es fuhr immer; ſelbſt Patrouillen wurden zu Wagen gemacht. Mit hundert leichten Bauerwagen fuhr v. d. Tann die ſogenannte alte Landſtraße über Lügum und Schowby hinauf, umging ſolchergeſtalt den rechten Flügel der däniſchen Avantgarde, welcher bei Hopdrup ſtand, und fiel nun bei Tagesanbruch von Norden her ſie an. In dem coupirten, unüberſehbaren Terrain konnten die Dänen nicht die Stärke der Angreifer beurtheilen, welche bei der Ueberraſchung um ſehr Vieles größer angeſchlagen ward. Einem Angriffe der däniſchen Huſaren entgingen die Freiſchärler hinter und unter ihren Wägen, und wieſen, ſo gedeckt, denſelben mit einer lebhaften Füſillade zurück. Die Geſchützmannſchaft der 4 däniſchen Kanonen, welche ſich mit Gewehrfeuer durch die Knicke beſchoſſen fühlte, ohne einen Gegenſtand zu ſehen, auf den ſie ihr Feuer richten konnte, kniff mit 2 Geſchützen und 3 Protzen aus und ließen 2 Geſchütze und 1 Protze im Stiche. Herr v. d. Tann, ſeine kritiſche Lage begreifend, zögerte nicht lange, die Trophäen und Gefangenen in Bewegung zu ſetzen, und mußte daher die eine Kanone ohne Protze und Pferde ſtehen laſſen, trat aber den Rückmarſch auf der geraden Landſtraße nach Apenrade an und marſchirte mit der feſteſten Haltung nur einige hundert Schritte bei einer ganz in Ordnung aufgeſtellten, größeren däniſchen Jägerabtheilung vorbei, welche ſich nicht rührte, obgleich ſie ihnen Alles hätte abjagen können, falls ſie kühn darauf losgegangen wäre.

In jener Zeit iſt ſo viel über dieſes Gefecht von Hopdrup geſchrieben und geſungen worden, daß es nicht unpaſſend ſein wird, nach dem Verlaufe längerer Zeit einige Worte hinzuzufügen.

Das Unternehmen an ſich war ein tollkühnes; weil aber v. d. Tann ſich mit Recht als Parteigänger betrachten konnte, ſo iſt ihm darüber keineswegs ein Vorwurf zu machen; er konnte es völlig rechtfertigen, daß er den Muth und die Haltung ſeines Corps auf die Probe ſtellen wollte. Ein Unterbefehlshaber einer regulären Truppe, der ein ſolches Unternehmen ohne höheren Befehl verſuchen würde und es nicht glücklich durchführte, würde ohne Zweifel vor einem Kriegsgerichte ſtraffällig gefunden werden, aber dem Parteigänger iſt Alles erlaubt. Ich habe mich derzeit zu wiederholten Malen mit einzelnen Individuen im v. d. Tann'ſchen Corps über dieſe Affaire ſehr detaillirt unterhalten; darin ſtimmten alle überein, daß v. d. Tann wieder bei dieſer Gelegenheit eine Kaltblütigkeit, Ruhe und Umſicht bewieſen habe, wie man ſie nicht größer wünſchen könne; daß aber der vielgeprieſene Löwenmuth der Freiſchärler gar nicht ſo übermäßig, ſondern die Beſtürzung der Dänen die Haupturſache des Erfolges geweſen ſei. Herr v. d. Tann wurde von einem doppelten Glücke begünſtigt, wozu man nicht das Nehmen einer Kanone und einiger Gefangenen in Aufrechnung bringen mag, ſondern erſtlich daß derſelbe ein ſo gewagtes Eindringen zwiſchen der Avantgarde und dem Hauptcorps in einer Gegend, wo an ein Seitwärtsausweichen nicht zu denken war, mit Erfolg ausführte, und zweitens, daß dieſes gerade zur nämlichen Zeit geſchah, als Wrangel einen vergeblichen Angriff auf die däniſche Stellung bei Düppel mit ſeiner ganzen Stärke verſuchte. Durch alle deutſche Zeitungen erſchollen daher die allerabenteuerlichſten Lobes-

erhebungen von dem v. d. Tann'ſchen Freicorps, als ob es ganz Dänemark erobert habe und allein die ganze Welt würde bezwingen können. Eine der Haupttrompeten war die unter der Aegide der proviſoriſchen Regierung von Dr. W. Ahlmann herausgegebene, von Theodor Momſen redigirte Schleswig-holſteiniſche Zeitung, welche es dabei nicht an Seitenhieben auf Wrangel und beſonders auf mich fehlen ließ, indem ſie andeutete, daß man hierbei recht ſehen könne, wozu die muthigen Freicorps im Stande wären, wenn nur nicht von oben ihre Thätigkeit und ihr kühner Unternehmungsſinn gehemmt würde u. ſ. w. Dieſes ſonſt nichtsſagende Blatt hatte es ſich ſcheinbar zur Aufgabe geſetzt, ſowohl meine Perſon als auch mein Wirken anzugreifen und bei meinen Landsleuten zu verdächtigen, und hatte dabei auch ſehr guten Erfolg; denn zur Schande der ſonſt gar nicht leichtgläubigen Holſteiner ſei es geſagt, ſie glaubten viel von dem dummen Zeuge, welches ihnen von Th. Momſen vorgetragen wurde. Als Beiſpiel will ich hier nur Folgendes anführen:

Kraft meiner robuſten Körperbeſchaffenheit, meiner großen Vorliebe für Pferde, meiner Jagd- und Segelpaſſion hatte ich in meinem Leben viele abenteuerliche Fahrten gemacht, und es war bei den Landleuten zur Gewohnheit geworden, wenn von einer recht tollkühnen That die Rede war, ſie als von mir unternommen anzuſehen, weil man ſich dachte, daß ich der courageuſeſte Menſch im Lande ſei. Dieſe Ueberzeugung ließen ſich ſogar die Schleswig-Holſteiner durch die Angriffe der Preſſe auf mich ausreden, und nach 3 Monaten glaubte wirklich die große Menge, daß es mir an Muth fehle, meine Truppen in's Feuer zu führen; als ob dazu mehr Muth gehöre, den Kugeln ſich auszuſetzen, als ein wildes Pferd zu bändigen, oder in

einem kleinen Boote im Sturme den Wellen zu trotzen, oder auf der Parforcejagd über Dick und Dünn zu reiten? Das Auffallendste bei dieser Sache war aber, daß während die schleswig-holsteinische Zeitung perorirte, wie unsere Truppen voller Kampfbegierde nur von obenher unthätig erhalten würden und sogar eine Petition bei General Wrangel zu dem Ende eingegeben hätten, daß sie gegen den Feind geführt werden möchten, ich von mehreren Bataillonen wiederholt Gesuche mit 80 bis 90 Unterschriften erhielt, worin die Bittenden mir vorstellten, daß sie verheirathete Leute seien und baten, nicht auf Vorposten gestellt, noch zur Avantgarde commandirt zu werden, weil ihr Leben für ihre Familie zu viel Werth habe! Diese Gesuche nahmen solchergestalt überhand, daß ich eine Untersuchung anordnete und den Petenten sehr scharf verweisen ließ, solche unmilitärische Gesinnungen nicht blos zu haben, sondern sie sogar auszusprechen.

Ich habe derzeit selbstverständlich nichts über diese Sache verlauten lassen, weil es ein sehr schlechtes Licht auf die Begeisterung der untern Volksklasse für die vaterländische Sache geworfen haben würde; da aber diese Blätter zum Theil auch deßhalb geschrieben wurden, um alle die hämischen Anschuldigungen, welche seit dem Jahre 1848 ebenso sehr von den Schleswig-Holsteinern als den Dänen gegen mich geschleudert worden sind, zu widerlegen, so habe ich dieses Faktum nicht verschweigen wollen.*) Es war nebenbei für uns Korpsbefehlshaber gar kein Spielraum eigener Wirksamkeit gegen den Feind gelassen; denn wenn irgend etwas geschah, was der Oberbefehls-

*) Es ist zu wünschen, daß Th. Momsen in seiner römischen Geschichte gründlicher zu Werke gegangen ist, als bei seiner Redaktion der Schleswig-Holsteiner Zeitung.

haber nicht vorgeschrieben hatte, wurden wir schmählich reprimandirt.

Für die Affaire bei Hopdrup erließ nun auch Wrangel einen Armeebefehl.

Herr v. d. Tann hatte sich nach Apenrade zurückgezogen und blieb daselbst mit seinem Korps bis zum 20. Juni stehen. Er verschaffte unsern Vorposten dadurch eine sehr große Erleichterung; denn der Respekt der Dänen vor den Freischärlern war so groß, daß sie sich nicht über Hopdrup vorwagten, und da v. d. Tann täglich hundert Bauerwagen sich vom Amte Apenrade zur Disposition stellen ließ, so machten seine Leute täglich ziemlich weite Wagen-Patrouillen in allen Richtungen, wodurch die dänischen Recognoscirungen und Patrouillen auf der östlichen Seite des Herzogthums fast auf nichts beschränkt wurden; dagegen über Bestoft und westlich dieses Defilés streiften nächtlich dänische Abtheilungen gegen Lügumkloster und Umgegend, doch ohne ernstliche Angriffe zu machen. Eine Schwierigkeit fand aber rücksichtlich des Oberkommando's bei v. d. Tann's Korps statt. Ich hatte mich geweigert, dasselbe, wie alle undisciplinirten Truppen unter meinen Befehl zu nehmen; folglich blieb nichts übrig, als es direkte unter den Oberbefehlshaber zu stellen. Zuerst machte es dem alten Herrn Spaß, mit dieser wilden Gesellschaft zu verkehren; aber bald ward ihm dieses doch zu bunt, weil kein Aufhören ihrer Requisitionen war und die Bewohner des Amts wie der Stadt Apenrade Klage auf Klage über den Unfug, der von jenen mit allen Dingen getrieben wurde, einsandten.

Am 16. Juni hatten wir in der projektirten Stellung bei Bau, auf welche ich wieder zurückkommen werde, eine Art Probeaufstellung und nach derselben hatte Wrangel uns, die höheren

Officiere, zum Diner geladen. Nach Tiſche nahm mich der alte Herr bei Seite und fragte mich, ob ich ihm einen Gefallen thun wolle? — „Verſteht ſich, Excellenz, Alles was Sie wünſchen, thue ich mit größtem Vergnügen.“ — „Nun, ſo nehmen Sie mir die Freiſchärler ab; denn ich kann mich damit wirklich nicht länger befaſſen.“ — „Weil Sie dieß von mir wünſchen, werde ich es thun, obgleich es mir in der Seele widerſtrebt und ich der proviſoriſchen Regierung beſtimmt erklärt habe, nichts mit dem Freicorps zu thun haben zu wollen. Ich bitte aber, daß Excellenz der proviſoriſchen Regierung ſchreiben laſſen, daß auf Ihren ausdrücklichen Wunſch ſolches nur geſchehen ſei.“ Dieß ſagte er mir zu, und im Armeebefehl des folgenden Tages bekam ich wieder den Oberbefehl über dieſe Leute, welche mich als ihren ſpeciellen Feind betrachteten.

Nun mußte ich mich ſelbſtverſtändlich mit der Organiſation und den übrigen Details des Korps bekannt machen und erſuchte Herrn v. d. Tann, mir die erforderlichen Liſten einzuſenden. Aus dieſen erſah ich denn erſt, in welchem Grade die proviſoriſche Regierung ohne alle Umſicht gehandelt hatte, als ſie den Kontrakt mit v. d. Tann abſchloß. Er ſollte ein Freibataillon von 1000—1200 Mann ſtellen; die Löhnung und Verpflegung ſollte wie beim regulären Militär für Officiere und Gemeine ſein, und die Equipirung ſollte ſtets vollſtändig erhalten werden. Wie dieſe Truppe eingetheilt werden ſollte, wie viele Officiere der verſchiedenen Grade angeſtellt ſein durften ꝛc., alles dieß war nicht beſtimmt. Die Folge davon war daher, daß v. d. Tann, obgleich er nicht mehr als 800 Mann zuſammengebracht hatte, dieſe in 2 Bataillone, à 4 Kompagnien jedes, eine Artillerie-, eine Ingenieur- und eine Reiterabtheilung organiſirt hatte und einen Kommandoſtab von 17 Perſonen um

ſich verſammelte, als ob er eine ganze Diviſion unter ſeinem Kommando gehabt hätte.

Was thaten aber dieſe Menſchen? ſie verbarrikadirten die Stadt Apenrade dergeſtalt in allen Straßen, daß kein Menſch zu Fuß ſich darin bewegen konnte, ohne genaue Kenntniß der Schlupflöcher, die offen geblieben waren.

Als ich einige Tage nach dem 16. Juni zur Inſpektion des Korps nach Apenrade kam, machte ich den Herrn v. d. Tann darauf aufmerkſam, daß mir dieſe Art der Befeſtigung mehr gegen die Bewohner der Stadt, als gegen den Feind gerichtet zu ſein ſchiene. Er gab mir zur Antwort: „Ich muß die Leute in beſtändiger Beſchäftigung halten, ſonſt treiben ſie Unfug.“ Dieß hat mich in der Ueberzeugung beſtärkt, welche ich früher über v. d. Tann ausgeſprochen habe, daß ihm die praktiſche Kenntniß des Dienſtes fremd geblieben iſt; denn wenn er mit der Truppe täglich tüchtig exercirt hätte, wenn er Märſche und Feldübungen mit ihnen gemacht, die Patrouillen, ſtatt ihnen das Fahren zu erlauben, tüchtig hätte laufen laſſen, ſo würden ſeine Leute wohl ruhig geblieben ſein; aber wenn man den Soldaten nicht dienſtlich beſchäftigt, verfällt er auf Unfug, dem iſt nicht zu entgehen. Daher trieben dieſe weltberühmten Krieger es denn auch in jeder denkbaren Weiſe der Ausſchweifung bis zum Uebermaß. Unter Anderem war das Spiel in dem Korps ſo eingeriſſen, daß ſie ihre Montirungen verkauften, um Abends den Erlös zu verſpielen. Während der zwei Monate, ſeit dieſe Truppe exiſtirte, iſt ſie zweimal neu bekleidet worden und hat fortwährend mit neuen Schuhen verſehen werden müſſen, obgleich ſie immer zu Wagen ſich bewegte, ſo daß die regulären Truppen wegen dieſer fahrenden Geſellen förmlich Mangel an Schuhzeug litten.

Es ist wohl leicht zu begreifen, daß mir die Galle überlaufen konnte, wenn ich meine Soldaten, die seit Anfang April ununterbrochen marschirt, gewacht und gefochten hatten, einer solchen lockeren Gesellschaft halber Mangel leiden sehen mußte, und das hauptsächlich, weil solche unwissende und unpraktische Männer wie Beseler und Reventlow sich breit machen, und mich in meinem Wirkungskreis hemmen und chikaniren wollten.

Das Ende der Befestigung von Apenrade war, daß sie am 27. Juni abgerissen wurde, damit wir durchmarschiren konnten, und daß die Landeskasse 4000 Rthlr. für dazu verbrauchtes Holz an die Apenrader Holzhändler auszahlen mußte. Um nicht zu oft auf das v. d. Tann'sche Freicorps zurückkommen zu müssen, will ich gleich vorgreifen und auf eine andere Beschuldigung hinzeigen, die mir damals auch in allen öffentlichen Blättern gemacht wurde.

Als wir am 29. Juni gegen Hadersleben vorgingen, war die Instruktion des Oberbefehlshabers, die Dänen nach Hadersleben hinein zu treiben, aber die Stadt und das Defilé nicht eher anzugreifen, als bis ich die Kanonade auf dem linken Flügel der Armee hören würde, oder falls dies bis zum Morgen des 30. nicht geschehe, dann um 9 Uhr Vormittags den Uebergang über die Haderslebener Föhrde zu erzwingen und auf Colding vorzudringen.

Unter solchen Verhältnissen war es nöthig eine Truppe, die nicht gehörig Ordre parirte, so zu verwenden, daß sie mir nicht Vorwürfe vom General Wrangel bereitete.

Ich beredete deßhalb mit dem Herrn v. d. Tann, daß er mit seinem Korps von Hopdrup aus östlich über Wilstrup und Lunding marschiren solle, um auf einer in der Haderslebener Föhrde befindlichen, sehr schmalen Stelle, wo eine Art Furth ist,

den Uebergang vorzubereiten, ſodann am nächſten Morgen überzugehen und die Dänen in der Flanke anzugreifen, während ich ſie in der Front faßte. v. d. Tann war mit dieſer Anordnung ſehr zufrieden und glaubte, daß er durch Hülfe von Wagen und Balken ſein Korps leicht übers Waſſer bringen würde. Als Abends das Gefecht von Hadersleben beendigt war, und ich im Bivouak einen kleinen Hügel beſtiegen hatte, von dem man die ganze Gegend recht gut überſah, kam v. d. Tann ſelbſt angeritten, um mir zu melden, daß er mit ſeinem Korps vorſchriftsmäßig angekommen ſei, daß er aber größere Schwierigkeiten für einen Uebergang gefunden als er vorausgeſetzt habe, und mich darauf aufmerkſam machen wolle, damit ich nicht zu viel auf ſeine Unterſtützung rechnen möge. Wir beredeten dann einige Details, und ich legte es ihm nochmals ans Herz, wo möglich den Plan auszuführen; falls es ſich aber unthunlich herausſtellen würde, mir früh Morgens darüber Meldung zu machen. Er ritt fort mit der Verſicherung, nichts verſäumen zu wollen, und ſeit dem Augenblick habe ich ihn nicht wieder geſehen, bis ich ihm 10 Jahre ſpäter in Paris begegnete.

Als ich am 30. früh Morgens Hadersleben von den Dänen geräumt fand, und ſofort mit allen Truppen aufbrach, kam die Meldung des Herrn v. d. Tann, daß er nicht über das Waſſer kommen könne, und daher auf Hadersleben marſchire, um ſich mit mir zu vereinigen. Ich gab ihm den Befehl Hadersleben zu beſetzen, damit, falls ich mit einem überlegenen Feinde zu thun bekäme, meine Rückzugslinie geſichert bleibe.

Am nächſten Tage wurde im Armeebefehl das v. d. Tann'ſche Korps wieder mir abgenommen und ans Meeresufer verlegt. Die Spielerei nebſt ſonſtigem Unfug ging hier wieder vor ſich, ſie entwendeten, wie allgemein behauptet ward, dem v. d. Tann

ſeine Epauletten, Uhr ꝛc., und daher bat er ſelbſt den General Wrangel, daß er um des Himmels Willen das Korps nach Apenrade ſenden und auflöſen laſſen möge. B. d. Tann fand es nicht der Mühe werth, mich, der ich eine Meile von Hadersleben im Kantonnement lag, hiervon zu benachrichtigen, oder mir Lebewohl zu ſagen; ſondern ließ trotz meiner durch ſeinen Verwandten, der bei mir Ordonnanzofficier war, an ihn gerichteten Bitte: er möge doch eine öffentliche Erklärung abgeben, daß ich mit der Entlaſſung des Korps nichts zu thun gehabt habe, ſondern ſolches durch den General Wrangel geſchehen ſei, gar nicht eine Silbe, weder privatim noch öffentlich hören.

Nach dieſer kurzen aber genauen Angabe des Thatbeſtandes frage ich jeden Leſer, ob mich alle die Schmähungen und Beſchuldigungen treffen können, die von dieſen zum großen Theile verballerirten Menſchen durch die ganze deutſche Preſſe poſaunt wurden, und bitte Jeden, der nach wirklich Geſchehenem forſcht, zu bedenken wie die Welt ſich wiederum von Schreibern und Schreiern bei der Naſe hat herumziehen laſſen.

Das v. d. Tann'ſche Korps hätte auf freiem Felde keine 5 Minuten einem regelmäßigen Angriff gegenüber Stand gehalten; mit der erſten Kartätſchenſalve aus 8 Geſchützen auf 600 Schritte würde die ganze Geſellſchaft verſchwunden ſein, darauf würde ich die höchſte Wette eingehen. Es hatte ſich durch die Holtenauer Entrepriſe lächerlich gemacht, darauf bei Hoydrup durch ein unbegreifliches Glück 2 Kanonen erobert, und ſpäter nichts als Unfug getrieben. Dennoch wiederhallte ganz Deutſchland von ſeinem Ruhm, und es giebt gewiß noch manches Individuum, welches zu demſelben gehörte, das nicht allein in ſeinen eigenen Gedanken ein großer Krieger iſt, ſondern auch ſeine

Bekannten von den Thaten des v. d. Tann'schen Korps unterhält.

So weit denn die Geschichte desselben; wie es später in das 9. Bataillon umgewandelt wurde, werde ich seiner Zeit anführen. Ich muß jetzt auf die Stellung zwischen Flensburg, Apenrade und Tondern zurückkommen, um den Faden der Ereignisse bei der Armee fortzuführen.

XV.

Dritter Ausmarſch gen Norden.

Wie oben angeführt, ward nach dem abgeſchlagenen Angriffe auf die Düppeler Höhen am 7. Juni wieder dislocirt; die meinem Truppencorps am 2. Juni zugeſagte Ruhe wurde wieder in einen bis zum 27. Juni dauernden Vorpoſtendienſt verwandelt; die Bonin'ſche Brigade beſetzte die Vorpoſten gegen Alſen und das 10. Armeecorps ward in ſein Cantonnement weiter zurückgelegt. Die Gardebrigade bezog Cantonnements zwiſchen Bonin und mir, hatte aber das von dem v. d. Tann'ſchen Corps beſetzte Apenrade vor ſich, alſo einen ſehr bequemen Dienſt.

Am 10. Juni bekam ich Ordre, eine größere Recognoscirung nach Hadersleben vornehmen zu laſſen, welche zeigte, daß die däniſche Armee anfing, ſich im Norden des Herzogthums zu concentriren. Acht Tage ſpäter ward eine Recognoscirung mit 10 Schwadronen und 4 Geſchützen in weſtlicher Richtung gemacht, und auch hier zeigte ſich eine ziemliche feindliche Stärke, welches die ſonſtigen Nachrichten beſtätigte, daß die ganze däniſche Armee von Alſen nach dem nördlichen Schleswig herüber gebracht worden war. Unter dieſen Umſtänden einen Verſuch zur Eroberung der wichtigen Inſel Alſen zu machen, fiel dem Oberbefehlshaber nicht ein; dahingegen wurde mit der angeblichen Rückſicht auf die Vereinigung der ſchwediſchen mit der däniſchen Armee noch fortgeſpielt und in der Stellung von Bau, Kruſau und Waſſersleben wurden große Vorbereitungen getroffen, die,

wenn auch mit mehr militärischer Methode angelegt, als die Verbarrikadirung des v. d. Tann'schen Corps in Apenrade, dieser doch darin sehr ähnlich waren, daß sie nutzlos bleiben mußten. Nur General Krohn konnte hieraus den Nutzen ziehen, daß er sich dadurch vollkommen gerechtfertigt fühlen mußte, 10,000 Mann gegenüber diese gleiche Position mit 3000 Mann verlassen zu haben, wenn Wrangel es nöthig fand, bei 30,000 Mann, die er um Flensburg und in Sundewitt concentrirt hatte, gleiche Anstalten zu treffen. Nachdem wir zu verschiedenen Malen diese durch Feldverschanzungen, Barrikaden und Pallisadirungen verstärkte Stellung zur Probe besetzt hatten, damit Jeder vorkommenden Falls seinen Platz ja nicht verfehlen könnte, wurden wir Corpscommandanten am 25. Juni zu einem Kriegsrathe nach Flensburg beordert. Hier ward uns der Armeebefehl vorgelesen, der bestimmte, daß 1) am 28. sich die ganze Armee auf der Höhe von Apenrade concentriren solle, und zwar so, daß die schleswig-holsteinischen Truppen diese Stadt und die nächsten Dörfer besetzten, die preußische Division westlich derselben in erster Linie und das 10. Armeecorps in Reserve cantonnirten; daß ich 2) am 29. gegen Hadersleben marschiren, die Dänen in ihrer Aufstellung südlich von der Stadt angreifen und in diese hineinwerfen, aber ihnen nicht folgen sollte, bevor ich nicht die Kanonen des Generals v. Bonin vom linken Armeeflügel hörte, welcher an demselben Tage über Skrystrup marschiren würde, um den dänischen rechten Flügel zu werfen und solchergestalt den Feind gegen die Ostsee zu treiben, wo das Gros der Armee mir am 30. in seiner Ueberwältigung behülflich sein würde, indem der General Halkett über Törning-Mühle vorbrechen sollte; 3) hätte am 30., Morgens bis 9 Uhr, kein Gefecht zwischen Bonin und dem feindlichen rechten Flügel

ſtattgefunden, ſo ſollte ich Hadersleben angreifen, dasſelbe nehmen und den Feind auf der alten (öſtlichen) Landſtraße bis nach Colding zurücktreiben. Zu dieſer Ordre gab General v. Wrangel nun noch als mündlichen Commentar folgende Verwarnung: „Ich lege es Ihnen an's Herz, ſich genau an dieſe Vorſchriften zu halten unter Vermeidung kriegsgerichtlicher Behandlung, und befehle, auf das Gewiſſenhafteſte darauf zu halten, daß keine Kugel über die däniſche Grenze gefeuert werde, geſchweige irgend ein Soldat ſie überſchreite!“ Mir ſagte er noch: „Die Brücke bei Hadersleben iſt unterminirt und die beiden großen Gebäude an jeder Seite derſelben ſind krenelirt und blendirt; haben Sie Acht darauf.“

Damit war der Kriegsrath geſchloſſen, denn Wrangel verlangte niemals die Anſicht ſeiner Unterbefehlshaber zu wiſſen.

Betrachtet man aber dieſen Angriffsplan mit etwas Aufmerkſamkeit, ſo wird meine frühere Behauptung, daß Wrangel den Dänen eigentlich nichts anhaben wollte und daß nicht Rückſicht auf den ihm gegenüberſtehenden Feind ihn zum Rückzuge aus Jütland bewogen habe, ſondern Befehle aus Berlin, durch ruſſiſche Drohungen hervorgerufen, völlige Beſtätigung finden. Hätten wir der feindlichen Armee ein entſcheidendes Gefecht liefern ſollen, dann hätten die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen, welche ſeit dem 8. Juni die Vorpoſtenkette von Apenrade bis Lügumkloſter beſetzt hatten, als Avantgarde vor dem 10. Armeecorps den Marſch nach Norden beginnen müſſen, während auf der öſtlichen Landſtraße das v. d. Tann'ſche Corps der preußiſchen Diviſion voranging. Die Dänen, an Recognoscirungen dieſer Truppe gewöhnt, würden darin nichts Allarmirendes gefunden und ihre Stellung nicht aufgegeben haben. Die alte Landſtraße, oder wie ſie auch genannt wird, der Ochſenweg

(weil die großen Heerden jütländiſchen Viehes, welche alljährlich zur Fettweide nach der Marſch getrieben werden, dieſen offenen Weg [ohne Seitenwälle oder Knicks], über den Sandrücken des Landes einſchlagen) iſt vom Kirchdorfe Ries bis Jarup und Jersdal, eine Strecke von $2^1/_2$ Meilen, faſt ganz eben und von der Hügelreihe, die von Jersdal bis gegen Skowby und Hopdrup ſich hinzieht, zu überſehen.

Auf dieſen Anhöhen ſtanden die däniſchen Vedetten. Es konnte ihnen am 29. Juni bei ſchönem Sonnenſchein nicht entgehen, die blitzenden Pickelhauben der preußiſchen und hannoverſchen Infanterie, die in einer ſehr langen Kolonne ſich ihnen näherte, gewahr zu werden. Dies gab dem rechten Flügel der feindlichen Armee den Allarm, während im koupirten Terrain zwiſchen Apenrade und Hadersleben ich ſo unbemerkt meinen Marſch ausführen konnte, daß meine Adjutanten die erſten däniſchen Vedetten überraſchten und gefangen nahmen. Hätte General Bonin ſtatt dem linken Flügel den rechten gehabt, ſo würde es ihm leicht möglich geweſen ſein, Hadersleben am 29. nicht allein zu nehmen, ſondern noch bis Chriſtiansfelde vorzudringen und die däniſche Armee von dem Rückzuge auf Colding abzuſchneiden. Ich hätte dann ihren rechten Flügel gleichzeitig umgangen und Halkett ſie im Centrum feſtgehalten. Der Ausfall eines ſolchen Kampfes war wohl kaum zweifelhaft. Wie verlief aber die Sache nach der Wrangel'ſchen Anordnung?

Um 1 Uhr Mittags kam das ſchleswig-holſteiniſche Truppencorps bei Hadersleben den Dänen ganz unerwartet zu Geſicht. Der Oberſtlieutenant v. Zaſtrow, der die Avantgarde führte, hatte ſeine Maßregeln ſo gut getroffen, daß der Angriff faſt gleichzeitig mit der Nachricht unſeres Anmarſches den Feind traf und die beiden Compagnien des 1. Jägercorps, welche die Tete

hatten, warfen ein Bataillon, welches das Soutien der Vorpoſtenkette bildete, mit ſammt dieſer im erſten Angriff in die Stadt hinein. Trotz der verbarrikadirten und unterminirten Brücke und der beiden befeſtigten größeren Gebäude an derſelben, würde es Zaſtrow nicht entgangen ſein, mit dem retirirenden Feinde in die Stadt zu bringen und dieſe in Beſitz zu nehmen; aber der geſchärfte Befehl des Oberfeldherrn erlaubte mir nicht, den Bitten meines Avantgardencommandeurs nachzugeben, und ſo mußten wir uns damit begnügen, ein lebhaftes Feuer während 3 bis 4 Stunden mit dem Feinde zu unterhalten. Obgleich mir verboten war, von meiner Artillerie Gebrauch zu machen, wenn der Gang des Gefechts es nicht erforderte, ließ ich doch durch einige Geſchütze die beiden bewußten Gebäude, als Vorbereitung zum Angriff des nächſten Tages, beſchießen, und vertrieb durch die wohlgezielten Schüſſe, welche die Sandſäcke in den Fenſteröffnungen und unter dem Dache zerſtoben, die Beſatzung.

Ferner ließ ich noch eine Aufſtellung gegen einen etwaigen Ausfall aus Hadersleben vorbereiten, indem die Büſche auf den Knicks abgehauen wurden, damit die Artillerie ihre Geſchütze unbehindert richten könne u. ſ. w.; auch einen ſehr vortheilhaft gelegenen Hügel ließ ich für Geſchütze vorbereiten und gab Befehl, dieſelben vor Tagesanbruch unbemerkt vom Feinde in Stellung zu bringen.

(Während dieſer Vorbereitungen war es, daß Herr v. d. Tann, wie vorſtehend bemerkt, zu mir kam und wegen des projectirten Ueberganges über die Föhrde ſeine Bedenklichkeiten äußerte.)

An demſelben Nachmittag war die däniſche Beſatzung von Hadersleben durch mehrere hineinmarſchirende Bataillone und Artillerie verſtärkt worden, was mich in der That glauben

machte, daß wir mit Tagesanbruch vielleicht ein Gefecht zu erwarten haben würden.

Durch den kühnen Angriff meiner Avantgarde und den Geist, der in der ganzen Truppe sich kund gab, war ich jetzt aber vollkommen beruhigt und kann es offen bekennen, daß damals erst mir ein schwerer Stein vom Herzen fiel, der seit Bau mich gedrückt hatte; denn ich sah, daß ich mich darauf verlassen konnte, daß, wer stehen sollte, stehen, und wer angreifen sollte, ohne Bedenken darauf gehen würde.

Ein Jeder, der Truppen befehligt hat, wird mich verstehen; denn wenn der Anführer nicht darauf bauen kann, daß der Punkt, den er festhalten will, wirklich gehalten wird, dann sind alle Combinationen unsicher und gefährlich, welche man in taktischer Hinsicht unternimmt. Hierin zeichnete sich besonders die kombinirte englisch-portugiesische Armee in Spanien in den Jahren 1812, 1813 und 1814 aus, und daher konnte Wellington wohl stolz in dem Gefühle, eine solche Armee gebildet und geführt zu haben, ausrufen, als er sie nach der Schlacht von Toulouse verließ, um den Friedensverhandlungen in Paris beizuwohnen: „Mit dieser Armee würde ich die Welt erobern!" Wie gesagt, ich hatte volles Vertrauen in die Haltung der Truppen bekommen nnd sah nicht ohne eine freudige Spannung einem größeren Gefechte entgegen, weil hier nur schleswig-holsteinische Truppen zur Stelle waren.

Mit Ausnahme der Vorposten lagen wir Alle in einem sehr geschützten Bivouak im ruhigen Schlafe, als gegen 2 Uhr Morgens meine Ordonnanz mich weckte, weil die Geschütze herangebracht wurden, welche auf den oben erwähnten Hügel gestellt werden sollten. Es war eine der schönsten Sommernächte, deren ich mich je erinnere, blickstille, die ersten Lerchen fingen an zu

steigen, man konnte in der Dämmerung eben die Habersslebener Kirchthurmspitze gewahr werden. Ich bestieg den Hügel und horchte lange, ob gar nichts zu hören sei, welches doch der Fall sein mußte, wenn Truppen sich zu einem Angriff vorbereiten. Der Posten, welcher auf dem Hügel stand, hatte auch, während er dort war, nichts vernommen. Da kam gerade Major v. Gerstorff aus dem Bivouak, um die Vorpostenkette zu visitiren, und ich sagte ihm, er möge doch so weit möglich sich der Stadt nähern, weil mir diese Stille verdächtig vorkomme.

Kaum war ich wieder in einen guten Schlummer verfallen, als der Hauptmann v. Katzler mich mit der Meldung von Gerstorff weckte, daß Hadersleben von den Dänen geräumt sei; daß 30 Bauernwagen, die er auf dem Markt gefunden habe, von den Dänen requirirt, aber um geräuschlos die Stadt verlassen zu können, nicht benutzt worden wären; daß diese Wägen von der Kompagnie v. d. Heyde dazu verwendet worden seien, dem zurückweichenden Feinde nachzufahren; daß er das Pulver aus der Mine unter der Brücke herausnehmen lasse und mit Allem, was auf Vorposten gestanden habe, Heyde nachmarschire.

Es war 3 Uhr, als diese Meldung eintraf und sofort die Allarmtrommel ging, die das ganze Korps auf den Marsch und den Dänen nachführte. Man hörte auch bald das Feuern, welches zeigte, daß v. d. Heyde im Gefechte war. Es währte nicht lange, bevor Zastrow die Avantgarde zu einem lebhaften Gefecht entwickelte, das sich aber auf der verbotenen Straße nach Christiansfeld hinzog. Ich durfte ihm daher auf dieser nicht folgen, sondern mußte ihm den Befehl nachsenden, sich rechts hinaus auf die alte Landstraße zu ziehen. Dadurch entgingen wiederum die Dänen einer tüchtigen Schlappe und kamen ohne

weiteren Verluſt, außer etwa 60 Gefangenen (von Bleſſirten und Todten fanden wir nichts) über die däniſche Grenze zurück. Dieß war die Folge des beſtändigen Detailbefehlens des Oberfeldherrn, welches beim Wachtdienſt in einer Feſtung oder Stadt paſſend ſein mag, obgleich es für die Untergebenen quälend iſt, aber im Felde iſt alles Operiren unmöglich, wenn die Hände durch ſolche Kriegsgerichtsandrohungen gebunden werden.

Hier mögen zwei Ereigniſſe des 30. Juni noch als Anekdoten ihren Platz finden.

Als ich gegen 4 Uhr durch Hadersleben marſchirte, ſchrieb ich im Poſthauſe eine Meldung an den Oberbefehlshaber, welcher nach der Dispoſition ſein Hauptquartier in Arnitslund hatte, um ihn von dem Geſchehenen ſowohl, als von meiner Abſicht, den Feind bis Colding zu treiben, in Kenntniß zu ſetzen. Hiermit ſandte ich eine meiner Ordonnanzen auf dem nächſten Wege, alſo nördlich des Sees von Hadersleben, über Törning-Mühle ab.

Nach dem Armeebefehl ſollte General Halkett an dieſem Morgen die däniſche verſchanzte Stellung bei eben dieſer Mühle forciren, damit ſein Angriff mit dem meinigen auf Hadersleben ſich gegenſeitig unterſtützen könnte. Es war in Folge deſſen eine Angriffskolonne ſchon gebildet und im Anrücken gegen das für ſehr ſtark verſchanzt gehaltene Defilé begriffen, als ſich plötzlich das Thor der Verbarricadirung ganz gemächlich öffnete und zum nicht geringen Erſtaunen der ſturmbegierigen Hannoveraner mein Eiderſtedter Freiwilliger ihnen mittheilte, daß kein Feind mehr zu ſehen noch zu kübitiren ſei.

Nun eilte er mit ſeiner Depeſche weiter zum Armeehauptquartier und fand hier den General von Wrangel gerade im Begriff, zu Pferde zu ſteigen. Kaum hatte dieſer die Meldung

geleſen, ſo ſetzte er ſich mit ſeinem ganzen Stabe in Train de chasse, Hauptmann v. Maſſot als Vorſpitze, in der Richtung, in der man es bei uns knallen hörte, und obgleich nach dem Armeebefehl der Oberfeldherr beim Gros des 10. Armeecorps ſich aufhalten und die Meldungen empfangen wollte, ritten die Ordonnanzen und Adjutanten von früh 6 Uhr bis Nachmittags 2½ Uhr ihm nach, ehe ſie ihn erreichen konnten.

Wir hatten während der Zeit unſern Marſch über Aller bis Wonſild fortgeſetzt, wo wir, an der Grenze angekommen, die Vorpoſten ausſtellten. Im Schatten des Waldes, eine halbe Meile ſüdlich des letztgenannten Orts, hatte ich das Gros und die Reſerve Halt machen laſſen, um nach einem angeſtrengten Marſche von 4 Meilen mit nüchternem Magen ſeit 3 Uhr Morgens, ſie etwas ausruhen zu laſſen.

Das Ziel unſerer Aufgabe war erreicht, alſo konnte man den Truppen wohl weitere Fatiguen erſparen. Wie mußte es mich überraſchen, hier in einer Dislokations-Ordre mir Kantonnements zugetheilt zu ſehen, nach welchen ich wieder 2 Meilen zurückmarſchiren und preußiſchen Truppen die nächſten Quartiere überlaſſen ſollte. Es ſollte der Lohn für die einzige Truppe ſein, welche an ſelbigem Tage gefochten hatte, daß man ſie noch herumjagte, als ob ſie nur da ſei, um ermüdet zu werden.

Ich bezog, empört über ſolche Zumuthung, ein Bivouak bei Sjölund und meldete ins Hauptquartier, daß ich in Folge des 4 Meilen langen Marſches und darauf folgenden Gefechts am 29., und des Gefechts und 4 Meilen langen Marſches ſeit 3 Uhr Morgens am heutigen Tage meinen Leuten nicht einen abermaligen Marſch von 2 Meilen zumuthen könne; daher lieber ein Bivouak hinter meinen Vorpoſten bei Sjölund bezogen habe. Das Armee-Hauptquartier wurde nach Chriſtiansfeld verlegt.

Kaum graute der Morgen des 1. Juli, als der Major Leo im Dorfe, wo ich mein Quartier genommen hatte, mit der Meldung von den Vorposten ins Zimmer trat, „es rücke eine feindliche Kolonne aus Colding hervor." — „Lassen Sie einen Adjutanten vorreiten," gab ich hierauf die Ordre, „und sehen, ob etwas an der Sache ist, die ich für blinden Lärm halte; ein Bataillon soll das Lederzeug umhängen und sich zum Ausrücken fertig machen; die andern Bataillone können bis auf Weiteres ruhig bleiben." Darauf drehte ich mich nach der andern Seite und schlief noch bis 6 Uhr, wo ich die Meldung von dem grundlosen Allarm vernahm.

Ganz anders aber Wrangel! Der alte Herr setzte sich sofort zu Pferde und jagte vor bis zu den Vorposten; hier war schon Alles in Ruhe, er konnte also wieder umkehren. Um 9 Uhr schoß das Gardeschützen-Bataillon bei Oeddis seine Büchsen ab, weil sie in der Nacht feucht geworden waren; dieß brachte wieder den General v. Wrangel zu Pferde und die ganze preußische Gardebrigade unter Waffen, während wir Schleswig-Holsteiner uns nicht abermals stören ließen. Ob dieser Eifer des Oberbefehlshabers noch zu dem Schauspiel gehörte, welches dem ganzen Manöver zu Grunde lag, weiß ich nicht; vermuthen muß ich es aber fast, denn ein General, der 30,000 Mann unter seinem unmittelbaren Befehle hat, braucht doch wirklich sich nicht durch jeden Schuß, der auf den Vorposten fällt, in den Sattel bringen zu lassen.

Der Grund unseres Vormarsches lag in den Waffenstillstandsverhandlungen zu Malmöe. Hier hieß es nämlich, daß die Stellung, welche die sich gegenüberstehenden Armeen am 1. Juli hätten, die Demarkationslinie während des Waffenstillstandes bezeichnen sollte.

Ich glaube nicht, daß es diplomatisch mit Wrangel abgemacht war, daß wir vorgehen und die Dänen sich zurückziehen sollten, aber diese wußten, daß sie hinter ihrer Grenze gegen jeden Angriff von unserer Seite sicher waren, sonst hätte ihr übereilter Rückzug nicht so plötzlich in Colding geendet. Und Wrangels Befehl: „Keine Kugel über die dänische Gränze zu schießen!" deutet darauf genügend hin, daß ihm höhere Befehle in dieser Beziehung zugekommen waren. Ob daher die unzweckmäßige Anordnung des Angriffs in der Absicht geschah, den Dänen eine goldene Brücke zu bauen, oder ob Wrangel fürchtete, daß wenn wir erst ordentlich an einander gerathen seien, es seinem Soldatenherz nicht möglich sein würde, uns zurück zu rufen, und wir dann zu weit gehen könnten, das sind Fragen die ich nicht beantworten kann, weil meine Dienstverhältnisse und Verbindungen in demselben Herbst endeten, und ich seitdem nicht Gelegenheit gehabt habe, über diese Sache im Vertrauen etwas zu erfahren. So viel steht aber fest, daß Wrangel am 28. Juni nur sehr unbedeutend mehr Truppen zu seiner Disposition hatte als am 26. Mai; konnte er daher in einer so lockeren Weise jetzt gegen die feindliche Armee vorgehen, so hätte er nicht nöthig gehabt, in einer so schmachvollen Art damals zurück zu gehen, folglich geschah beides nicht aus militärischem Grunde, sondern auf höheren Befehl, der auf die unstäte und principlose Politik Preußens ein unzweideutiges Licht wirft.

Nachdem wir 4 Tage in unveränderter Stellung geblieben, ward wieder eine Dislokation der ganzen Armee gemacht, und die schleswig-holsteinischen Truppen wurden nach der Heidegegend verlegt, um den linken Fügel der Armee zu bilden; die Bonin'sche Brigade blieb im üppigen Theile des Landes als rechter Flügel, und die Garde-Brigade mit dem Hauptquartier ging in und

um Hadersleben ins Quartier; das 10. Armeecorps war ſchon nach Sundewitt zurückgekehrt.

Am 9. Juli erhielt ich ein mit ſchwarzem Siegel verſehenes Schreiben von der proviſoriſchen Regierung. Ich glaubte, daß wir den Tod eines ihrer Mitglieder zu bedauern hätten; doch nein! die Botſchaft war eine freudige, denn die Regierung kündigte mir darin ihren eigenen angedrohten, bevorſtehenden Tod an! Es waren nämlich die verſchiedenen Vorſchläge zu dem Waffenſtillſtande und Friedensſchluſſe eingegangen, und zur Berathung derſelben ward ich gebeten, mich in Rendsburg einzufinden. General Wrangel gab mir bereitwillig die Erlaubniß mich von meinem Kommando zu entfernen mit den Worten: „Gehen Sie hin, denn die Leute ſind in der Kneiſe und wiſſen nicht, was ſie thun ſollen.

Das Reſultat dieſer Berathung iſt genugſam bekannt, aber bekannt iſt nicht die unverantwortliche Intrigue, welche Beſeler und Reventlow hier ſpielten, nämlich den einzigen vernünftigen Friedensvorſchlag, der unter den vielen war, den des Lord Palmerſton, zu unterſchlagen und deſſen in der Konferenz nicht zu erwähnen. Dieſer beſagte nämlich, daß das Herzogthum Schleswig nach der Sprachgrenze getheilt werden ſolle; der däniſch redende Theil ſolle zu Dänemark, der deutſch redende zu Holſtein kommen, dann ſolle der König von Dänemark den älteſten Sohn des Herzogs von Auguſtenburg adoptiren, und in ſolcher Weiſe die Perſonal-Union wie bisher fortbeſtehen.

Dieſer Vorſchlag war ſo vernünftig und den Anſichten im ganzen Lande entſprechend, daß ja jeder rechtlich denkende Mann ihn mit Freuden aufnehmen mußte. Er paßte aber nicht in den egoiſtiſchen Anſichtenkram dieſer obengenannten Individuen, und ſo haben ſowohl Herr Bremer als ich von demſelben keine

Kunde bekommen, bis nach Jahresfrist. Hätte ich in der Konferenz denſelben geſehen, und hätte ich ihn daſelbſt nicht zur Annahme bringen können, ſo würde ich ohne Bedenken mit den ſämmtlichen mir untergebenen Truppen nach Rendsburg marſchirt ſein, um die ſo ſchon im Lande nicht mehr ſehr geachtete proviſoriſche Regierung zum Tempel hinaus zu jagen, und für die Palmerſton'ſche Propoſition mich zu erklären. Der Unterſtützung Wrangels hätte ich mich ſicherlich erfreuen können. Dies war der erſte Schritt, wodurch dieſe beiden Individuen das ſpätere Unglück über ihr Vaterland brachten.

Während unſeres Verbleibens im nördlichen Schleswig kam, mit Ausnahme einzelner Vorpoſtenallarmirungen, keine Berührung mit dem Feinde vor.

Ich habe aber oben auf die Entlaſſung des v. d. Tann'ſchen Korps hingedeutet und will dieſe Sache, welche mir natürlich wie alles, welches den Demokraten nicht gefiel, bittere Vorwürfe in der Preſſe zuzog, hier erläutern.

Dieſes Korps war laut obenſtehender Bemerkung an die Meeresküſte nördlich der Hadersleb'ener Föhrde verlegt, wie Wrangel ſagte: „da werden ſie mir keine Ungelegenheiten verurſachen können." Der alte Unfug begann bei dieſer, feindlichen Angriffen nicht ausgeſetzten Stellung in ſolchem Maße wieder, daß v. d. Tann ſich flehentlich an Wrangel wandte, damit dieſer den Befehl gebe, das Korps nach Rendsburg zurückzuführen und daſelbſt zu entlaſſen. Von allem dieſem wurde mir keine Sylbe mitgetheilt, bis ich aus dem Armeebefehle ſah, daß die Anordnung dazu gegeben war. Da ich mich mit dem Korps von Anfang an nicht befaßt und nur auf Wunſch Wrangels den Befehl über daſſelbe temporair übernommen hatte, der mir auch am 1. Juli ſchon wieder abgenommen war, ſo kümmerte

ich mich weiter nicht darum, sondern sah es als eine frohe Begebenheit an, daß meine Truppen nun der Requisitionen der Freischärler wegen nicht ohne Schuhe ꝛc. bleiben würden.

Demnach schrieb ich an General Krohn, daß, da das Freicorps entlassen würde, er dafür Sorge tragen möge, erstlich, daß die Waffen richtig ans Arsenal abgeliefert würden und zweitens, daß den entlassenen Ausländern die nöthige Marschbestimmung nach Hamburg gegeben würde, damit wir sie nicht im Lande behalten müßten.

Jeder vernünftige Mensch wird gewiß finden, daß ich bei diesem Befehle nur meiner Pflicht einerseits, und den Vorschriften der Ordnung andererseits Folge leistete. Keine Sylbe ist von mir in dieser Angelegenheit weiter angeordnet worden. Daß General Krohn auf eine ungeschickte Weise diese Vorschriften ausführte, kann mir gewiß nicht vorgeworfen werden; denn ich bin nicht für das Detailliren von Befehlen so einfacher Natur.

Was that aber Krohn? Er schickte dem Korps eine Ordre nach Schleswig entgegen, in welcher er ihm vorschrieb, die Waffen abzuliefern, bevor es in Rendsburg einmarschirte. Von anderer Seite ward demselben mitgetheilt, daß Rendsburg es mit Jubel und Glanz empfangen würde. Natürlich wollten und konnten heimkehrende Krieger keinen Triumphzug ohne ihre Waffe machen, also erklärte das Freicorps: es würde die Waffen nicht ablegen, sondern mit geladenen Flinten in die Festung marschiren.

In der Festung standen neben der Artilleriebesatzung 1500 Hannoveraner, folglich hätte es Krohn jetzt durchsetzen müssen, daß die Thore geschlossen und dem Korps eine veränderte Marschbestimmung nach Eckernförde oder Friedrichsstadt gegeben würde, wo dann die Entlassung hätte stattfinden können.

Aber einestheils wollte die provisorische Regierung ihre Leibtruppe nicht so ohne Triumphzug entlassen, anderntheils wollte Krohn sich nicht dem Geschrei der Presse aussetzen und endlich fand er bei dem hannoverschen General kein kräftiges Wollen und Handeln. Also ließ er es geschehen; die sogenannten Tannianer zogen mit vielem Jubel begrüßt in die Festung.

Hier erklärten sie, daß sie weder die Waffen ablegen noch sich auflösen lassen wollten. Das Ende dieser erbärmlichen Geschichte war wieder ein Eingriff der provisorischen Regierung in meinen Geschäftskreis, indem sie, ohne auch nur mit einem Worte es gegen mich zu erwähnen, eine Art Compromiß mit diesen Revoltanten abschloß, wonach die Inländer in ihre Heimath zurückkehren, die Ausländer aber einem neu errichteten Bataillon der Armee, zu welchem die Offiziere aus den selbstgemachten Officieren des Freicorps genommen wurden, einverleibt, und dem Major von Haake das Commando desselben übergeben werden sollte.

Man denke sich meine Entrüstung, als mir diese Procedur vom General Krohn gemeldet wurde. Ich antwortete sofort, daß ich dieses Alles in keiner Weise als rechtlich begründet anerkennen könne und auch mich nicht mit diesem improvisirten Bataillon in irgend eine directe Verbindung setzen würde. Es könne in Heide, wohin es verlegt war, bleiben und dort seine Ausbildung erhalten; aber unter mein Commando dürfe es nicht kommen. Er, der General Krohn, könne ihm die Armeebefehle mittheilen und die Meldungen entgegennehmen, bis der Waffenstillstand eine Aenderung in den Verhältnissen hervorbrächte.

Dieser Major Haake, welchen Herr Beseler und Graf Reventlow zum Bataillonskommandanten ernannt hatten, wer war

der? Ein wegen ſchlechten Benehmens aus der preußiſchen Armee entlaſſener Officier, der ſpäter als Landrath in Preußen fungirte und wegen Kaſſenbefraudation kaſſirt worden war. Sollte ich der von mir mit ſo vieler Sorge und Mühe organiſirten jungen Armee ſolch ein Subjekt einverleiben laſſen? Ich ſandte deßhalb ſofort an die betreffende Provinzialregierung in Preußen die Bitte um gefällige Nachricht über das Leben, welches jener Mann geführt, und erhielt von derſelben hohen Behörde die ſchriftliche Beſtätigung der angeführten Beſchuldigung.

Mein Entſchluß war alſo gefaßt: ſobald die Zeit gekommen ſein würde, den Herrn Major unter Vorhalt der beglaubigten Eröffnung der vorerwähnten Behörde zum Dienſt hinauszutreiben und ihm ſeine ganze übrige lockere Bande nachzuſenden; denn ich war mit dem Kriegsdepartement betraut, und wo meine Unterſchrift bei einem ſolchen Kontrakt fehlte, exiſtirte keine Verpflichtung, ihn als gültig anzuſehen.

Als ich ſpäter das Kommando der Armee ſowohl, wie deren Adminiſtration abtrat, übergab ich dem General v. Bonin die auf Haake bezüglichen Papiere; allein Bonin iſt nicht der Mann, der eine unangenehme Sache angreift, ihm iſt es nur darum zu thun, es Allen recht zu machen, damit er Alle zu ſeinem Vortheile benutzen könne.

XVI.

Erklärung der ſchleswig-holſteiniſchen Offiziere. — Die große Dislokation am 6. Auguſt.

Obgleich ich des Zuſammenhanges wegen bis zum Ende des Monats Juli gekommen bin, darf ich nicht verſäumen, eine Thatſache anzuführen, welche ſich im Anfange des Monats zutrug.

In Rendsburg hatte man ſich nämlich damit beſchäftiget, eine Volksverſammlung zu berufen, an welcher man den Beſchluß faſſen wollte, den König von Dänemark als Herzog von Schleswig und Holſtein abzuſetzen. Einige Emiſſäre erſchienen bei der Armee, um die Stimmung unter den Officieren zu ſondiren, trafen aber hier den entſchiedenſten Widerſpruch und reisten daher unverrichteter Sache wieder ab; doch fanden die Officiere, nachdem die älteren mit mir Rückſprache genommen hatten, es richtig, in dieſer Beziehung die Erklärung abzugeben: „wie ſie nur für die Erhaltung der unangetaſteten Rechte ihres Landesherrn ſowohl, als des Landes ſelbſt im Felde ſtänden und nach ihrer Ueberzeugung ihrem Eide treu blieben, indem ſie gegen allfällige Angriffe beide vertheidigten.“

Dieſe ſchriftliche, von allen Stabsofficieren unterzeichnete Erklärung ſandte ich der proviſoriſchen Regierung mit dem Hinzufügen, daß ich unter Zuſtimmung derſelben der Regierung riethe, über dieſen Gegenſtand den Schleier der Vergeſſenheit zu ziehen, weil es, je weniger man darüber rede und höre, gewiß deſto vortheilhafter dem Lande ſei.

Gegen Mitte des Monats Juli regten ſich unter den preußiſchen Truppen die Gemüther ſehr auf, indem aus Frankfurt der Befehl gekommen war: „alle deutſchen Truppen ſollten dem Reichsverweſer den Eid leiſten.“ Im Armeebefehl war dieß noch nicht befohlen und ich war nicht geſonnen, dieß durch die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen thun zu laſſen, indem die Schleswiger keine Verpflichtungen gegen den deutſchen Bund, alſo auch nicht gegen die Centralgewalt haben konnten. (Daß die proviſoriſche Regierung ſo albern geweſen war, im Herzogthum Schleswig Abgeordnete wählen zu laſſen, ging mich nichts an.)

Ich ritt daher eines Abends nach Hadersleben zum General Wrangel und ſagte ihm gerade heraus, daß ich gehört habe, es würde befohlen werden, den Eid zu leiſten; ich würde aber meinen Truppen denſelben nicht abfordern. Der alte Herr ward ſehr bedenklich, ging einigemal im Zimmer auf und ab, und ſagte dann plötzlich: „Wahrhaftig, ich wünſchte einen eben ſolchen Grund zu haben, die preußiſchen Truppen davon zu befreien.“ — „Nun, Excellenz,“ erwiderte ich, „das ließe ſich auch wohl auf andere Weiſe machen.“ — „So? wie wollen Sie das machen?“ — „Nun, Excellenz, wir ſind faſt 3 Wochen in denſelben Kantonnements, laſſen Sie am 6. Auguſt, dem für die Eidesleiſtung vorgeſchriebenen Tage, eine allgemeine Dislokation vornehmen, dann fällt die ganze Geſchichte aus Mangel an Zeit und Platz weg.“ — „Wahrlich, lieber Prinz, eine vortreffliche Idee!“ ſagte mir der alte Herr voll Begeiſterung, und am 4. Auguſt fing die allgemeine Dislokation an, die am 8. beendet war, und alle Truppen, die nicht ganz ſpeciell von ihrer reſpectiven Regierung Befehle hatten, dachten nicht im Entfernteſten an die Eidesleiſtung. Der General Wrangel fertigte ein ſchönes Schreiben an den Reichsverweſer aus, dem eine enorme

Dislokationsliſte beigefügt wurde, und damit mußte ſich die hohe Centralbehörde ſtatt der Erklärung über die erfolgte Eidesleiſtung begnügen.

Bei dieſer Verlegung der Truppen ward ich mit meinem Hauptquartier nach Schleswig gebracht, und es wurden die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen alle ſüdlich der Flensburger Föhrde verlegt, damit ſie auch jetzt in die endlich angefertigten neuen Uniformen eingekleidet werden könnten und ich zur Vollendung der Armee-Organiſation und Ausbildung der neuen Bataillone mehr Muße habe.

Bevor ich den Rückmarſch antrat, ritt ich nach Chriſtiansfeld, um dem General v. Bonin Lebewohl zu ſagen und ihn zugleich darauf aufmerkſam zu machen, daß wenn ich meine Vorpoſtenſtellung einzöge, ſeine Küraſſiere, welche in Steppinge lägen, ſehr exponirt ſeien. Dieß ward aber als überflüſſige Vorſicht behandelt; er ſagte: „die Dänen wären nicht ſo unternehmend“ u. ſ. w. Wie ich es vorhergeſehen hatte, ward einige Tage ſpäter der Ueberfall gemacht und die Küraſſiere verloren Pferde und Gefangene.

In Schleswig konnte ich vom 8. Auguſt bis zum 8. September mit aller Kraft an die Vollendung der Armee-Organiſation gehen und führte ſie auch glücklich durch bis auf die Einkleidung des 4. Jägercorps, welches erſt Ende September dieſe vollendete. Es iſt daher hier der Ort, von dieſer Organiſation die genauen Details zu geben, um ſo mehr, weil die von mir eingeführte Eintheilung und die Waffen-Verhältniſſe unverändert beibehalten wurden, wenn auch die Zahl der Truppen vermehrt ward.

Die Armeen der großen Staaten, welche bereit ſein müſſen, die Flächen von ganz Europa als ihren Kriegsſchauplatz zu

betrachten, werden nach bestimmten, aus der Erfahrung in Kriegen geschöpften Regeln mit oder ohne Berücksichtigung der Vervollkommnung der Waffen, der Kommunikation und Transportmittel ꝛc. eingetheilt und die verschiedenen Waffen in mehr oder weniger gleicher Weise bei ihnen vertheilt. Bei so großen Massen kann nicht auf specielle Verhältnisse Rücksicht genommen werden. Anders ist es aber bei der Herstellung einer Waffenmacht in einem kleinen Staate, der zu seiner eigenen Sicherung und nicht zum Angriffskriege sich rüstet. Dabei muß die Terrainbeschaffenheit und der individuelle Charakter des Volks die Hauptleitung geben, und dann müssen etwaige sonstige Verpflichtungen oder politische Verhältnisse in Betracht gezogen werden.

Im Jahr 1848 war meine Aufgabe: die schleswig-holsteinische Armee so schnell und so stark, zugleich aber so kernhaft als möglich für den augenblicklichen Kriegsfall zu schaffen. Die einzige äußere Rücksicht, die ich zu nehmen hatte, war die Bundescontingentspflichtigkeit für Holstein. Da aber die Armee für beide Herzogthümer errichtet ward, so blieb allezeit genug von jeder Waffengattung vorräthig, um den Anforderungen des Bundes zu genügen. In dieser Hinsicht hatte ich also freie Hand und konnte mich ganz nach der Landesbeschaffenheit richten.

Die Festung Rendsburg als der Knotenpunkt der Land- und Wasserstraßen, die Grenzfestung des deutschen Bundes und der Platz, wo sämmtliche Kriegsvorräthe aufbewahrt und theils auch angefertigt wurden, mußte als die Operationsbasis in diesem Kriege betrachtet werden.

Das Terrain, auf welchem gekämpft werden konnte, war also das Herzogthum Schleswig, eventualiter der südliche Theil Jütlands. Rangirte Schlachten können auf dieser Landstrecke gar nicht geliefert werden, weil dazu kein einziger Fleck da ist,

indem alles urbare Land entweder mit Erdwällen, die mit Gebüſch bewachſen ſind, oder mit Steinwällen von 3 bis 4 Fuß Höhe oder mit Holzgruppen und Waldung durchſchnitten iſt, und zwar ſo, daß ein Feld von 20 bis 30 Morgen ſchon für ungewöhnlich groß gilt. Wo das Land nicht beackert wird, iſt es von Bächen mit moorigen Ufern, von Torfmooren, kleinen Seen und Teichen ſo durchwebt, daß für Kavallerie und Artillerie kein Fortkommen möglich iſt. Es laſſen ſich wohl einzelne Stellungen für die Defenſive finden, aber nicht um aus derſelben in geordneten taktiſchen Bewegungen wieder in eine Offenſive überzugehen. Die Anwendung der Artillerie iſt ganz beſonders durch die Einfriedungen der einzelnen Felder und durch die engen, von beiden Seiten mit Erdwällen eingeſchloſſenen Wege verhindert; theils kann man ſich mit den Geſchützen nicht bewegen, theils kann man durch die engen Thorlöcher nicht ins Feld kommen, und beſonders kann man, wenn nicht ein erhöhter Punkt auf einem ſolchen Felde iſt, die Geſchütze gar nicht richten; denn die Einfriedungen ſind gewöhnlich über 6 Fuß hoch. Wenn man nun auch auf gut Glück über den erſten Knick wegfeuern wollte, ſo iſt faſt auf jede 100 Schritt wieder ein ſolcher Erdwall, von welchen jedenfalls einer die Kugel auffangen oder abwenden wird. Eine Hauptbedenklichkeit bleibt ferner noch bei einem eventuellen Mißgeſchick das Zurückkommen aus einem ſolchen eingezäunten Felde, das ſelten mehr als ein Thorloch hat. Beſetzt der Feind dieſes, ſo ſind die Geſchütze verloren. Für die Infanterie entſtehen aus dieſen Terrainverhältniſſen auch Schwierigkeiten, indem ſich faſt nirgends Raum findet, ein Bataillon in Front aufzuſtellen, viel weniger mit demſelben taktiſche Bewegungen auszuführen. Die Kompagnie iſt faſt die einzige Abtheilung, welche geſammelt ſich bewegen kann, und

ſelbſt ſie muß ſich mehrentheils in Plänkerketten auflöſen. Hierzu kommt dann noch der Einfluß, den dieſe Knicke oder mit Gebüſch bewachſenen Erdwälle auf den Nationalcharakter des Schleswig-Holſteiners haben. In ſeinen friedlichen Beſchäftigungen dient ihm der Knick als Begrenzung ſeines Eigenthums, als Abwehr für ſeine Kornfelder gegen das auf den Grasfeldern freigehende Vieh, als Schutz gegen Wind und Wetter nicht allein für ſein Vieh, ſondern für ihn ſelbſt, wenn er bei der Feldarbeit von einem Regenſchauer überfallen wird. Wenn er von der Arbeit ausruht und ſein mitgenommenes Brod verzehrt, ſetzt er ſich in Schutz oder Schatten des Knicks; wenn er ſeinen Rock weglegt, legt er ihn allezeit unter den Knick, in den Schutz des überhängenden Gebüſches; kurz, der Knick iſt ſo mit der Natur des Holſteiners verwachſen, daß er auch im Kriege ſtets hinter dem Knick gegen die feindlichen Kugeln ſich zu decken ſucht. Im Vorgehen ſtrebt er im Laufe den Knick zu erreichen, um von dieſem aus ſein Feuer auf den Feind zu richten, im Zurückgehen wird er ſich ſo lange hinter dem Knick halten, bis der Feind dieſen umgeht oder überſteigt. Der Knick dient ihm nun, verſteckt hinter demſelben den Feind zu umgehen; wenn er verwundet iſt, wird er den Knick zu gewinnen ſuchen, um ſich an denſelben zu ſetzen oder zu legen.

Dieſe Eigenthümlichkeit des Landes ſowohl, als des Volkes mußte auf die Organiſation der Armee ihren Einfluß üben, und indem ich die Stärke derſelben auf 2 Procent der Bevölkerung, alſo 16,000 Mann ſetzte, theilte ich ſie folgendermaßen ein: 10 Infanterie-Bataillone, jedes zu 4 Kompagnien à 250 Mann; 4 Jäger-Bataillone, ebenfalls zu 4 Kompagnien à 250 Mann; 2 Kavallerie-Regimenter à 5 Schwadronen, die Schwadron zu 150 Pferden; 4 Batterien, davon 3 6pfündige und eine 12pfün-

bige, à 8 Geſchütze jede; eine Pionnier- und eine Pontonier-Kompagnie à 120 Mann. Außer dieſen Feldtruppen hatten wir noch die Feſtungs-Artillerie, den großen Brückentrain, den Reſerve- und Ammunitions-Park u. ſ. w.

Man wird hieraus ſehen, daß ich der leichten Infanterie bei Weitem das Uebergewicht an Zahl gab; daß ich die Artillerie nicht in der jetzt gebräuchlichen Stärke herſtellte, und daß ich den Kompagnien eine mehr als gewöhnliche Mannszahl zutheilte. Aus den vorausgeſchickten Bemerkungen gehen aber die Gründe hiefür klar hervor, und daß ich die Kompagnie in einer Stärke herſtellte, die einigermaßen ſelbſtſtändig handeln konnte, leuchtet auch Jedem ein, der in einem ähnlichen Terrain ſich in taktiſcher Weiſe bewegt hat; denn wenn einmal eine Kompagnie ſich im Gefecht befindet, dann gehört ſehr viel dazu, ſie wieder mit einer andern Truppe in Zuſammenhang zu bringen. Die Kompagnieführer müſſen als ſich ſelbſt überlaſſen betrachtet werden, die wohl dirigirt werden können mit Rückſicht auf die Bewegung im Ganzen, aber nicht als Führer der Theile eines Bataillons. Aus dieſen Gründen hatte ich alle Kompagnieführer beritten gemacht, um ihnen zugleich auch Erleichterung zu bieten, über die Knicks wegzuſehen.

Die zwei Regimenter Kavallerie in einer Geſammtſtärke von 1500 Pferden waren vollkommen hinreichend, um den Vorpoſten- und Patrouillendienſt zu verſehen, obgleich letzterer ſehr ausgedehnt betrieben werden muß, gerade mit Rückſicht auf das coupirte und ſeiner flachen Beſchaffenheit wegen unüberſchauliche Land. Nur wenn die Patrouillen 2 bis 3 Meilen weit vorausgeſchickt werden, iſt es möglich, einer ſonſt nothwendigen, engbeſetzten Vorpoſtenkette der Infanterie zu entbehren.

Den Ordonnanzdienſt verſah ein eigenes Korps, weil dieſer

Dienſt eine wahre Plage für die Kavallerie iſt, der ihre Pferde ruinirt, ihre Leute aus aller Zucht und Ordnung bringt und ebenſo wohl und oft beſſer von gewandten, im Lande bekannten Leuten, die gewohnt ſind, ſich in alle Theile des Landes zu bewegen, die Luſt zur Sache haben und dabei dreiſt und ordentlich ſind, verſehen werden kann. Ein ſolcher Ordonnanzreiter wird mit einer Piſtole und einem Säbel bewaffnet, auf ein tüchtiges Pferd mit einfachem Sattelzeug geſetzt, und braucht nichts, als ſeine Ordonnanztaſche und ſeinen Mantel mitzunehmen; denn ſein Gepäck bleibt bei dem Kommando, dem er zugetheilt iſt und zu welchem er jedesmal wieder zurückkehrt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Leute, ob freiwillig oder kommandirt, unter den Kriegsgeſetzen ſtehen und dieſelbe Verantwortlichkeit übernehmen, als ob ſie aus dem Gliede genommen wären.

Ich habe dieſer hier wenig in Betracht kommenden Sache erwähnt, weil ich ſie anregen möchte für eine reifliche Erwägung am beikommenden Orte, da ich ſie für die Kavallerie von großem Gewicht halte und ſie meines Wiſſens nie gründlich und anhaltend ins Leben gerufen worden iſt. Man hat mehrfältig Ordonnanzcorps errichtet, aber immer wieder eingehen laſſen. Man hat ſie bald Guiden, bald Ordonnanzen, bald dieß, bald jenes genannt, aber man hat ihnen allezeit einen zu militäriſchen Anſtrich gegeben, ſie mit Ausrüſtung und Gepäck überladen und dadurch ihre Anwendbarkeit vereitelt. Theils haben ſich auch Knopf- und Zopf-Generale dagegen geſträubt, einen ſo einfach gekleideten Mann ohne Parade-Poſitur in ihrer Umgebung zu dulden, ja ſogar hinter ſich reitend zu denken, und ſo iſt denn eine Sache, die jedem wirklichen Kavalleriſten einleuchten muß, und die ſich mir als beſonders nützlich bewährt hat, allezeit der Pedanterie und Eitelkeit zum Opfer gefallen. Wie geſagt, eine

ausführliche Behandlung dieſes Gegenſtandes gehört nicht hierher, ſonſt ließe ſich darüber noch Vieles anführen. Mit meinem Rücktritte aus der ſchleswig-holſteiniſchen Armee fiel dieſe Einrichtung auch weg, denn der General v. Bonin hatte keinen Sinn für ſolche Erwägungen.

Die Bewaffnung der Armee mußte vorerſt ſo genommen werden, wie ſie bei den Bataillonen und im Arſenal vorgefunden ward. Meine Abſicht war, der Infanterie die gewöhnliche Muskete zu laſſen und den Jägern Spitzkugelbüchſen zu geben.

Auch hier ließe ſich eine Abhandlung über die Waffen ſchreiben, aber wozu? Es iſt ſchon viel zu viel darüber hin und her disputirt und diskutirt worden, und Reſultate ſind bisher noch nicht im Großen erreicht worden.

Die Römer eroberten die Welt mit ihrem Pilum und Schwerte, Friedrich der Große, Napoleon und Wellington erfochten ihre Siege mit der alten Muskete mit dem Steinſchloſſe. Trotz der vervollkommneten Waffen iſt weder bei Bronzell, noch an der Alma und Tſchernaja, noch bei Inkerman oder Sebaſtopol etwas Eklatantes und Neues erfochten worden. Der Kopf, der die Bewegung der Armee leitet, und die Tüchtigkeit der Soldaten, welche die Waffen führen, werden gewiß immer den Ausſchlag geben. Cromwel hielt mit ſeinen 50,000 Mann Kerntruppen ganz Europa in Schrecken. Louis Napoleon wird mit ſeinen 500,000 Soldaten Europa wohl in Bewegung bringen, aber wo iſt der Feldherr, der ſeinen Onkel erſetzt? obgleich auch deſſen Talent nach der Schlacht bei Dresden 1813, wo es noch einmal in ſeinem vollen Glanze leuchtete, nach und nach erloſch. Die Schlacht an der Moskwa brach den unbedingten Glauben an ſeine Unbeſiegbarkeit trotz aller Elogen der bonapartiſtiſchen Schriftſteller; ja ſelbſt bei Jomini und Thiers wird man in

allen seinen Operationen auf dem Schlachtfelde von jenem Augenblicke an eine Unentschlossenheit finden, die ihn beständig davon abhielt, den entscheidenden Stoß richtig anzuwenden und welche ihn sogar daran hinderte, einen Rückzug anzutreten, wo er überzeugt sein mußte, daß an Erfolg nicht mehr zu denken sei.

Dieser rechtzeitige Entschluß zum Vor- und Rückgehen wird auch künftig mehr entscheiden als die Kanonen, die auf halbe Meilen, und Gewehre, die auf 1500 Schritt schießen. In den Herzogthümern ist dieß aber ganz gleichgültig, denn die dortigen Terrain-Verhältnisse erlauben kaum auf 100 bis 200 Schritt zu sehen, geschweige zu schießen.

Eine Hauptsache mußte aber bei der Organisation der Armee nicht aus den Augen verloren werden, nämlich: daß sie nur als temporär zu betrachten war, man also sich dem Vorhandenen möglichst anschließen, demnächst aber auch in Betracht ziehen mußte, daß der Streit zwischen Deutschland und Dänemark geführt wurde und daher die schleswig-holsteinische Armee immer nur als ein Theil des Ganzen und nicht als selbstständig betrachtet werden konnte. Der finanzielle Punkt durfte auch nicht übersehen werden, da die Ausgabe des Landes schon zu groß war, um noch mit enormen Kosten für Anschaffung von neuem Material nach den neuesten Erfindungen und Verbesserungen, bevor diese praktisch sich als gut bewährt hatten, die Landeskasse zu beladen; dazu konnte ich mich nicht berechtigt halten. Der General Bonin, der kein Interesse an der Finanzlage des Landes hatte, befolgte freilich diesen Grundsatz nicht, und deßhalb sind unendliche Summen während seiner Leitung aufgewendet worden, um die besten Waffen anzuschaffen. Davon ließ er sich 27 Stück Geschütze bei Fridericia abnehmen und den ganzen übrigen Rest nahmen die Dänen nach Beendi-

gung des Krieges nach Kopenhagen. Das Herzogthum Holstein muß noch schwer an den Schulden tragen, welche dem Lande von all diesem Luxus geblieben sind.

Hier will ich auch eine Rechtfertigung gegen einen Vorwurf einschalten, der wiederholt von einem der bedeutendsten neuen Militärschriftsteller, vor dem ich große Achtung hege, gemacht worden ist. Nämlich Rüstow wirft es den Herzogthümern in seiner Taktik sowohl als seiner Feldherrenkunst vor, daß sie keine zahlreichere Armee unter die Waffen brachten. Wenn der geehrte Verfasser näher mit dem Volkscharakter bekannt wäre, würde er dieß nicht gethan haben. Der Charakter des Schleswig-Holsteiners ist durchaus friedlich. Sein Heerd, Hof und Feld sind sein Paradies. Von Hause aus ist er kein Held. Er hält auf sein Recht und seine Gewohnheiten, daher wollte er Schleswig-Holsteiner bleiben, weil er dieß seit 500 Jahren gewesen war; daher gab er bereitwillig Geld und Proviant, um seine Rechte zu vertheidigen; aber seine eigene Person, wenn er über die erste Jugend hinaus war, gab er sehr ungerne den Kugeln und Kriegsstrapazen Preis. Hätte ich die Armee daher auf 8 bis 10,000 Mann stärker organisirt, so wurde der Sache selbst dadurch nur geschadet. Daß man in Frankfurt solche kümmerliche Politik trieb, daß Preußen uns so kläglich verrathen würde, konnte ich im Sommer 1848 unmöglich vorher sehen. Im Jahre 1849 haben sich bei Colding die 16,000 von mir organisirten Truppen (denn Bonin hatte daselbst nicht einen Mann mehr, als ich ihm im Herbst 1848 abgeliefert hatte) gut und tüchtig gegen die dänische Armee geschlagen. Daß die leichtsinnige Führung Bonin's und die theoretischen Experimente Willisens zu Niederlagen führten, lag nicht in dem Mangel an Kopfzahl der Armee, sondern im Mangel des Kopfes, der sie befehligte.

Doch hierüber ist später zu reden; jetzt nur noch die Schlußbemerkung, daß im Sommer 1848 von der angeführten Zahl Bataillone, 6 Linien- und 1 Jägerbataillon, sowie die 10 Schwadronen Dragoner und 4 Batterien Artillerie mit mir im Felde standen; die 4 anderen Linien- und 3 Jägerbataillone wurden vom Juli an eingeübt und eingekleidet, und am 9. September, als ich zurück trat, lieferte ich diese Stärke mit der Empfehlung an General Bonin ab, die Artillerie mit einer reitenden Batterie zu vermehren.

Es waren in Folge des plötzlichen Ausmarsches in den Monaten März und April die Bataillone und Compagnien selbstverständlich weder in gleicher Stärke, noch nach der gleichen Altersklasse eingetheilt, die Ausgleichung hatte ich aber schon im Monat August eingeleitet, und sie ist das Einzige, was Bonin im Winter $18^{48}/_{49}$ vollführt hat.

Die Bekleidung der Truppen hatte ich ganz nach preußischem Muster machen lassen, die Tornister und das Riemenzeug ebenfalls. Der Vollendung dieser Arbeit lag ich nun, während ich vom 7. August an mein Hauptquartier in Schleswig hatte, mit allem Eifer ob und brachte sie auch endlich zu Ende, selbst die totale Veränderung der Kassen- und Rechnungsführung unter dem ausgezeichnet redlichen und umsichtigen Ober-Intendanten Boysen, der leider von der mir folgenden Armee-Verwaltung zu Tode geärgert und von einem dem Lande fremden Individuum, einem Augendiener des Generals v. Bonin, ersetzt ward.

Bevor ich wieder den Faden der Begebenheiten aufnehme, dürfte es zweckmäßig sein, hier eines Gegenstandes zu erwähnen, und meine Ansicht darüber auszusprechen, der mir im Jahre 1848 oft Vorwürfe und Tadel in der Presse zuzog, näm-

lich der Beförderung von Unterofficieren zu Officieren. Es iſt viel über dieſen Gegenſtand in Schriften und öffentlichen Blättern verhandelt worden, aber mir iſt es immer vorgekommen, als ob einſeitige Anſichten oder Vorurtheile nicht ganz beſeitigt worden wären, ehe man ſich ausſprach.

Darin glaube ich ſind Alle einig, daß der bewieſenen Fähigkeit und dem Verdienſte jeder Weg offen ſtehen, alſo auch dem Soldaten es möglich ſein muß, die höchſten Militärſtellen zu erreichen.

Die mehr oder mindere Leichtigkeit, mit welcher dieß geſchehen kann, hängt von der Rekrutirungsweiſe und Organiſation der verſchiedenen Armeen ab; ob es richtig und politiſch zweckmäßig ſein kann, wird durch Verfaſſung und ſociale Verhältniſſe beſtimmt.

Die oft wiederholte Phraſe Ludwig XV.: „Jeder Soldat hat den Marſchallsſtab in der Patrontaſche!“ hat in der franzöſiſchen Armeeorganiſation eine Art von Wahrſcheinlichkeit für ſich, weil die Conſcription eine allgemeine iſt; weil beim Avancement zum Offizier dritte Ernennung der Unterofficiersklaſſe vorbehalten iſt und weil der Franzoſe durchſchnittlich an Intelligenz und Applicationsſinn alle anderen Nationen übertrifft. Dem unerachtet wird es mit dem Marſchallsſtabe wohl ſeine großen Bedenklichkeiten haben, wenn dieſer in die Hände eines ihm nicht gewachſenen Mannes gegeben werden ſoll; denn zum ſelbſtſtändigen Heerführer gehört ſo vieles, was ſich weder im Gliede noch im Bataillon lernen läßt. Auch hat die Erfahrung bewieſen, daß dieſe Marſchälle, wenn ſie nicht früher eine wiſſenſchaftliche Bildung hatten, nur unter den Augen ihres großen Führers tüchtig waren, von ihm getrennt aber einen Fehler nach dem andern begingen. Bei der ſocialen Gleichſtellung beſteht

in Frankreich keine geſellige Scheidung zwiſchen Officier und Soldat, und nur unter Gewehr wird Gehorſam und Reſpekt verlangt. Jetzt, wo die Stellvertretung ſo ſehr überhand genommen hat einerſeits, andererſeits junge Leute, die das Examen auf den Militärſchulen nicht haben beſtehen können, ſich begünſtigt ſehen, wenn ſie im Gliede eingetreten ſich tüchtig zeigen, hat das Avanciren aus dem Gliede für den gewöhnlichen Conſcribirten mit der Capitänscharge ſein Ende erreicht; alſo bedeutet das oben angeführte Sprichwort auch in Frankreich nichts mehr, als: jedem Soldaten iſt es möglich, bei bewieſener Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit die höchſten Stufen zu erreichen.

In den Armeen, wo Conſcription mit Stellvertretung ſtattfindet, dient kein wohlhabender Mann im Gliede, und da das Avancement aus dem Gliede nicht wie in Frankreich vorgeſchrieben iſt, die Vorbildung, die dazu gehört, nicht in der unbemittelten Klaſſe gefunden wird und die Ernennung zum Offizier eine gewiſſe Schulbildung und Vorbereitung erfordert, ſo kann ſelbiges nur ausnahmsweiſe ſtattfinden.

In Preußen, wo keine Stellvertretung erlaubt iſt, gibt das Freiwilligenjahr den wohlhabenden und gebildeten jungen Leuten Gelegenheit, ihre Dienſtpflicht zu erfüllen und dann ſich aus dem Militär zu entfernen, oder auch bei der Landwehr als Officiere angeſtellt zu werden; es bleibt alſo dort auch nur die weniger gebildete Klaſſe im Gliede.

In England, wo keine Conſcription ſtattfindet, wo nur die Heſe des Volkes ſich anwerben läßt; nämlich wer zu faul iſt, um zu arbeiten, oder zu verfallen, um Arbeit zu finden; wo eine ſo ſcharfe ſociale Trennung der verſchiedenen Klaſſen exiſtirt, iſt es rein unmöglich, mit Nutzen für die Armee das Avanciren eines Soldaten zum Officier anders als ganz exceptionell

zu gestatten. Töricht war es daher, als die englische Presse während des Krimkrieges diesen Gegenstand mit so viel Eifer dem Publicum vorführte, anstatt auf die schlechten Anordnungen für die Dienstleistungen der Officiere, die fehlerhafte Anstellung derselben ohne gehörige Prüfung und ohne spätere Anleitung im practischen Dienste los zu gehen. Blos weil die Officiere ihre Sachen nicht verstehen, behaupten zu wollen, daß Soldaten besser diese Stellen ausfüllen würden, obgleich man auch diesen ihr unpraktisches Benehmen im Felde vorwarf, war unüberlegt.

Der Unterofficier kann nur tüchtig sein, wenn er simpler Soldat gewesen ist, denn er muß die Pflichten und die Arbeit des Soldaten nicht allein durch und durch kennen und verstehen, sondern er muß Alles selbst besser als dieser machen können, damit er ihn anleiten und überwachen kann bis in's kleinste Detail. Der Unterofficier muß folglich aus dem Gliede hervorgehen, wenn er tüchtig und brauchbar sein soll, und auf dieser Tüchtigkeit beruht zum großen Theile die Güte und Zuverlässigkeit der Compagnien und Schwadronen. Es kann deßhalb nicht die für die Officiere nöthige Bildung von dem Unterofficier erwartet werden. Die andere Seite der vorliegenden Frage ist, ob für den Officiersstand und die Armee ein Vortheil aus der Beförderung der Unterofficiere entsteht? Auch dieß läßt sich durchaus nicht allgemein beantworten. Es hängt von der Größe der Armee, von den Vorschriften für das Avancement in derselben, von der Weise, in welcher für dienstuntüchtige Officiere gesorgt wird ꝛc., ab. Soll der Officierstand seine sociale Stellung behaupten, sich durch Bildung und Erziehung die allgemeine Achtung erhalten, so wird er sich nicht aus dem Gliede ergänzen dürfen; sollen Generale noch im kräftigen Alter sein, so dürfen sie ihre besten Jahre nicht im Gliede verleben; soll überhaupt die Armee eine

Stütze des Staates und nicht blos ein Instrument in der Hand eines Machthabers oder Eroberers sein, so muß der Officierstand die Interessen der gebildeten Klassen theilen und die Armee durch ihn den patriotischen und conservativen Geist erhalten.

Für die Armee sowohl als den Officierstand ist es von keinem Nutzen, die Beförderung der Unterofficiere zu befürworten; für diese selbst ist es anderseits kein Glück, zu Officieren befördert zu werden, denn, wie oben bemerkt, muß der tüchtige Unterofficier aus dem Gliede genommen werden. Er wird sich außerhalb der Dienstverhältnisse nicht an seinem Platze fühlen, im geistigen Verkehr seinen jüngeren Kameraden oft nachstehen, die Sitten und Manieren der gebildeten Gesellschaft kann er sich selten geläufig machen und wird sich daher stets unheimlich im geselligen Umgange befinden. Seine Familienverhältnisse führen ihn gewöhnlich auch nach einer anderen Seite, so daß er im eigentlichsten Sinne des Wortes sich in der Schwebe befindet. Vergleiche man die Verhältnisse in Frankreich und England, wobei diese Sache am schärfsten hervortritt. In Frankreich ist allgemeine Militärpflicht mit Stellvertretung; aber vorgeschriebenes, theilweises Avancieren aus dem Gliede; kein socialer Unterschied zwischen Officier und Soldat. Der Soldat sowohl als der Officier haben das Gefühl des Ruhmes und der Ehre, das Interesse der höheren Gage und des Einflusses zur Beförderung ihrer selbst und der Ihrigen; sie sind ein Körper und eine Seele; sie dienen demjenigen, von welchem sie den höchsten Vortheil erwarten können; brav sondergleichen, aber politisch gefährlich.

In England ist freiwillige Anwerbung ohne Dienstpflicht. Die Officiere kaufen sich bei der ersten Anstellung sowohl, als bei jedem Avancement ihr Patent, dessen Verkauf beim Aus-

tritt aus dem Dienſte ihnen eine Penſion giebt. (Daß die Ausbildung zum praktiſchen Dienſt ſowohl, als die Eintheilung des Dienſtes in der Compagnie und in dem Bataillon höchſt mangelhaft iſt, wird hier ausdrücklich bemerkt, weil darin der Grund liegt, weshalb die engliſchen Officiere beim Anfang einer Campagne ſich immer ſo unbehülflich zeigen.) Um Officier werden zu können, muß man alſo entweder ſelbſt Vermögen beſitzen oder vermögende Verwandte haben. Eine gute Erziehung darf deßhalb vorausgeſetzt werden. Ein ritterlicher Sinn und tollkühne Bravour, wodurch die engliſchen Officiere ſich meiſtens auszeichnen, ſind die Folgen des hohen Werthes, den ein freies Volk auf die öffentliche Anerkennung und Auszeichnung legt, welche in England auf den Schulen beginnt und ſich durch das ganze Leben eines tüchtigen Mannes in jeder Richtung hinzieht. Aber eben darum hat der engliſche Officier einen großen Einfluß auf die Soldaten, weil der gebildete Mann ſtets dem Ungebildeten imponirt, weil der Gentleman der rohen Natur gegenüber ſtets Achtung einflößt. Die engliſche Armee kann deßhalb in ihrer jetzigen Organiſation nie eine Prätorianer-Garde werden, ſondern ſie bleibt die Stütze der Verfaſſung, weil alle Officiere mehr oder weniger bei der Erhaltung des Beſtehenden durch ihre Familienverbindungen intereſſirt ſind.

Es dürfte aus vorſtehender Auseinanderſetzung hervorgehen, daß den Unterofficieren im Allgemeinen mit der Beförderung zu Officieren nicht gedient iſt; daß dem Officierſtande und der Armee durch ſolches Avancement kein Vortheil erwächſt und endlich dem Staate ſowohl als dem europäiſchen Frieden kein Gewinn dadurch zu Theil werden kann.

Mit dieſer Ueberzeugung konnte ich daher im Jahre 1848 dem Andrängen der proviſoriſchen Regierung ſowohl als der

Presse nur sehr wenig nachgeben, da besonders in der dänischen Armee, von der die schleswig-holsteinischen Truppen bisher einen Theil gebildet hatten, die Conscription bloß auf die Landbewohner sich erstreckte, und in Folge der nicht nur erlaubten, sondern sehr begünstigten Stellvertretung bloß die Söhne Unbemittelter dienten, im Gliede daher nur ungebildete Leute sich befanden und die daraus hervorgegangenen Unteroffiziere sich folglich sehr sonderbar als Officiere zwischen den vielen Officieren aus fremden Armeen ausgenommen haben würden. Bei Vermehrung der Truppenzahl bedurfte ich anderseits ebenso sehr tüchtige Unterofficiere, als Officiere; also auch dieser Grund bewog mich, dem demokratischen Geschrei ein taubes Ohr zu leihen.

XVII.

Die proviſoriſche Regierung findet in der Landesvertretung den gewünſchten Beiſtand zur Beſeitigung des Verfaſſers.

In der Mitte des Monats Auguſt war ich ins Hauptquartier des Generals Wrangel nach Apenrade gegangen, um einige Sachen mit ihm zu beſprechen, als er mich aufforderte, das Kommando der ſchleswig-holſteiniſchen Armee auch nach dem Rücktritte der proviſoriſchen Regierung fortzuführen. Ich bemerkte ihm hierauf, daß ich es erſtlich nicht paſſend fände, zu bleiben, wenn die Andern abträten; ferner, daß nach meiner Anſicht dem Waffenſtillſtand nur der Frieden und nicht der Krieg folgen dürfe, und dann ſowohl die Armee, als ich überflüſſig ſein würde. Der alte Herr blieb aber dabei, mir mein Bleiben als nöthig vorzuſtellen, da Keiner die Verhältniſſe ſo gut kenne, wie ich; da die Truppen mir anhingen und ich konſervative Grundſätze habe. Endlich gab ich dieſem Wunſche unter zwei Bedingungen nach: erſtlich, daß ich unter keinen jüngeren General geſtellt ſein wolle, und zweitens, daß ich ohne Gage auch nicht mehr dienen wolle; denn dazu ſei ich nicht vermögend genug. Beides verſprach der alte Herr zu ordnen, und wenn er auch von Stettin aus quasi das Oberkommando führen würde, ſollte ich keinem jüngeren Officier untergeordnet werden. Wegen des Gehalts wollte er der proviſoriſchen Re-

gierung ſchreiben und mir den Gehalt eines preußiſchen Generallieutenants bedingen.

General Wrangel ſchrieb zu dieſem Ende an die proviſoriſche Regierung und ſetzte ſie in nicht geringen Schrecken; denn es war von Herrn Beſeler und Graf Reventlow, nachdem Herr Olshauſen aus der Regierung getreten war, ſchon der Plan gefaßt, daß nach beendigtem Waffenſtillſtand ſie beide **à tout prix** wieder an die Spitze der Landesregierung treten wollten. Wenn ich aber das Kommando der Armee behielt, und dieſe in vollkommener Ordnung und Uebung ausgebildet haben würde, dann konnten ſie ſicher ſein, daß ich nicht geſtatten würde, die Leitung der Landesangelegenheiten von zwei Männern übernehmen zu laſſen, von deren Unfähigkeit ich mich vollkommen überzeugt hatte. Unmittelbar vor Ausbruch der Feindſeligkeiten hatte der kommandirende General eine gewichtige Stimme, die nicht überhört werden konnte; folglich würden alle Pläne der Eitelkeit und Selbſtbewunderung vereitelt worden ſein. Solches mußte um jeden Preis abgewendet werden.

Es ward daher der gewöhnliche Ambaſſador der proviſoriſchen Regierung, wenn mit mir etwas zu verhandeln war, Graf Reventlow, zu mir nach Schleswig geſandt. Er ſagte mir, General Wrangel habe der proviſoriſchen Regierung geſchrieben, daß mir ein Gehalt ausbezahlt werden möge, indem ich das Kommando der ſchleswig-holſteiniſchen Armee noch ferner fortführen würde, wenn der Waffenſtillſtand zur Ausführung käme und die proviſoriſche Regierung abgetreten ſei. Er käme zu mir, um mir vorzuſtellen, wie es eigentlich nicht anginge, daß ich bliebe, falls die Andern abträten; es würde mir im Lande übel gedeutet werden, daß ich mich von ihnen abſondere und gleichſam einen andern Weg einſchlüge. Er müſſe es mir doch

dringend rathen, dieß reiflich zu bedenken, ehe ich hierin einen festen Entschluß faßte. Darauf erwiderte ich: „daß ich es reiflich überlegt habe, ehe ich den Vorschlag des Oberbefehlshabers angenommen hätte, und daß ich als kommandirender General nicht Mitglied der provisorischen Regierung sei. Als solches leite ich die Administration des Kriegswesens; diese Geschäfte würde ich natürlich abgeben, aber ich könnte nicht einsehen, daß darin ein Abfall von meinen bisherigen Grundsätzen läge oder ein Grund gefunden werden könne zu der Behauptung, daß ich meine Ansichten ändere, wenn ich meinem Vaterlande noch zu Diensten bliebe, der Waffenstillstand würde überdieß ja vom Lande angenommen, folglich sei er nicht im Widerspruche mit unserem bisherigen Verfahren; mich bewege weder Eigennutz, noch Eitelkeit hierzu, sondern die Ueberzeugung, dem Lande Nutzen bringen zu können."

Graf Reventlow mußte mit diesem Bescheide nach Rendsburg zurückkehren. Es bedurfte also anderer Wege, um mich los zu werden.

Schon im Monat Juli hatte General Krohn mir geschrieben, daß die provisorische Regierung zwei Kanonen, die im Jahr 1813 im Gefecht bei Seheſtedt der englisch-deutschen Legion abgenommen worden waren und seit der Zeit in dem Rendsburger Arsenal als Trophäen aufgestellt standen, dem König von Hannover als Geschenk angeboten hätte. Ich antwortete ihm hierauf, daß die provisorische Regierung nicht befugt sei, solche Geschenke zu machen und die Armee ihrer Trophäen zu berauben; er solle jedenfalls die Kanonen nicht aus dem Arsenale entfernen lassen; denn diese Sache müsse in allen Fällen erst durch meine Hände gehen.

Seit Mitte Juli hatte ich hierüber nichts gehört, und glaubte

also, die Sache sei aufgegeben worden; ich bekam indessen in diesen Tagen abermals ein Schreiben von Krohn, in welchem er sehr aufgeregt schrieb, es würde jetzt Ernst mit den Kanonen, und es solle ein hannover'scher Artillerie-Officier kommen, um sie abzuholen; dieß wäre doch zu arg. Man habe von dänischer Seite schon einmal diese Trophäen einschmelzen lassen wollen, da habe aber der damals in den Herzogthümern kommandirende General, Landgraf Friedrich von Hessen, ihn (Krohn) zum Könige nach Kopenhagen gesendet, und er habe sie aus den Händen des Generalkommissariats-Kollegiums gerettet; jetzt wolle die provisorische Regierung wieder ein Spolium begehen, das dürfe ich nicht erlauben. Meine Antwort war, daß er die Kanonen nicht aus dem Arsenal schaffen lassen dürfe, ohne meinen Befehl.

Am 19. August machte ich eine Inspektionsreise nach Glücksburg, wo das 1. Jägercorps eine Kanonade mit der Corvette Najaden gehabt hatte, und ging am 20. über Cappeln und Eckernförde zur Inspicirung der dortigen Garnison. Als ich am 19. Abends eben zu Bette gegangen war, brachte man mir das angelegte Schreiben der provisorischen Regierung, welches per Staffette mir nachgesendet wurde (siehe Anlage 2).

Jeder Leser wird erstaunen müssen über den Inhalt und die Abfassung dieses Aktenstücks. Man erzählt mir, daß man schon seit längerer Zeit sich darum bemüht habe, ein Subjekt zu finden, welches einen Theil meiner Funktionen übernehmen sollte. Man bemühte sich, hinter meinem Rücken bei verschiedenen Behörden und Individuen um eine Sache, die doch nach allen Regeln zu meinem Geschäftskreise gehörte und durch meine Hände gehen mußte u. s. w. Kurz, es lag in diesem Verfahren die klare Absicht, mich so vor den Kopf zu stoßen, daß ich

va banque sagen sollte. Ein altes Sprüchwort meint aber, daß man über eine jede unangenehme Sache erst eine Nacht verstreichen lassen solle; ich sagte daher meinem Bedienten, er solle mich um 4 Uhr wecken, da ich um 6 Uhr meine Abreise bestimmt hatte, und legte mich ruhig schlafen.

Am nächsten Morgen beantwortete ich dieses Schreibestück ungefähr folgendermaßen (leider habe ich keine Abschrift dieses Briefes nehmen können, weil die Zeit es nicht gestattete, und spätere Bemühungen, es zu erhalten, sind fruchtlos geblieben): „Die Ansicht der provisorischen Regierung, daß die Administration der Armee vom Kommando derselben getrennt werden müßte, theilte ich nicht allein, sondern habe bereits mit dem General Krohn die dazu nöthigen Vorarbeiten eingeleitet. Was die Wahl des Generals v. Bonin beträfe, so schiene sie mir nicht zweckmäßig; denn der Chef des Kriegsdepartements müßte viel arbeiten, und dieß sei eine Sache, die Bonin nicht liebe. Bei seinen sonstigen ausgezeichneten Eigenschaften sei er daher für diese Stelle am wenigsten geeignet. Was seine persönlichen Ansichten über einen Eintritt in unsern Dienst beträfe, so glaubte ich kaum, daß er sich darauf einlassen würde, am wenigsten aber daß er sich zum Minister einer in den letzten Zügen befindlichen Regierung ernennen lassen würde. Bestände die provisorische Regierung dennoch darauf, so erböte ich mich, die dießfallsigen Verhandlungen mit dem General v. Bonin zu betreiben und würde zu dem Ende in den ersten Tagen nach Rendsburg kommen, um die Sache noch reiflicher mit ihnen zu besprechen."

Am 21. August Abends kehrte ich nach Schleswig zurück und fand hier ein Schreiben des Generals Krohn vor, worin er mir meldete, nun sei der hannover'sche Officier angekommen, der die Kanonen in Empfang nehmen sollte, er habe aber die

Ablieferung verweigert. — Meine Antwort war selbstverständlich dieselbe wie früher, da die provisorische Regierung mir hierüber nichts mitgetheilt hatte.

Am 22. August erschien wieder Graf Reventlow, dießmal mit einer noch wichtigeren Miene als sonst, indem er mir doch mittheilen wollte, daß die provisorische Regierung diese Kanonenangelegenheit sehr ernstlich nehmen würde, und ich mich den unangenehmsten Maßregeln aussetzen dürfte, falls ich meine Einwilligung zur Ablieferung länger verweigerte. Das hieß, sie würden mich absetzen, falls ich nicht nachgäbe. — Also so standen die Sachen! — Ich antwortete ihm ganz kurz, daß ich der provisorischen Regierung gar kein Recht einräume, etwas dem Lande und der Arme Gehörendes zu verschenken, worauf er erwiederte: die Sache sei nun einmal geschehen und könne jetzt nicht geändert werden. — Ich bemerkte hierauf blos, daß ich ja schon meine Gegenwart in Rendsburg auf morgen Vormittag angesagt hätte, dort könne die Sache näher besprochen werden.

Hier lag nun der Fall vor, den die provisorische Regierung sich so lange gewünscht hatte. Dennoch war sie in einer bedenklichen Lage. Als Mitglied der provisorischen Regierung konnte diese mich selbstverständlich nicht absetzen, allerdings aber konnte man ihr die Befugniß nicht absprechen, mich als kommandirenden General, zu entlassen. Ließ sich jedoch Solches damals ausführen? Gewiß nicht, denn die schleswig-holsteinischen Truppen hätten es einerseits, und Wrangel, als Bundesoberbefehlshaber andererseits nicht geschehen lassen, falls es nicht auf meinen eigenen Wunsch erfolgte.

Der Verlauf dieser Blätter wird zeigen, wie schwer es mir ward, den General v. Wrangel dazu zu bewegen, mich auf

meine Bitte aus meiner Stellung zu entlaſſen, und wie dieß auf die alten Bataillone wirkte.

Ob die proviſoriſche Regierung ſolches in ihrem Selbſtdünkel recht bedacht hatte, weiß ich nicht, glaube aber doch, daß ihr einige Schwulitäten bei der Rückkehr des Grafen Reventlow nach Rendsburg angekommen ſind, denn am nächſten Morgen 5 Uhr erhielt ich, als ich mich zur Ueberfahrt fertig machte, per Staffette von dem derzeit in Rendsburg tagenden Bruder Max, ein Billet des Herrn H. von Gagern, den ich früher gekannt hatte. Er ſchrieb mir darin, daß in Folge ſoeben an ihn gekommener Nachrichten es der ganzen Verhandlung in der Sache der Herzogthümer förderlich ſein würde, falls ich mich entſchlöſſe, ſie zu verlaſſen.

Daß ich mir von dieſen Leuten nicht die Thür zeigen laſſen würde, das brauche ich hier wohl nicht zu äußern. Den Konflikt nicht zuletzt noch in einen öffentlichen Skandal übergehen zu laſſen, darauf kam es hier an, und darauf war ich bedacht geweſen.

Als ich am 23. Auguſt (zufällig mein Geburtstag) in das Verſammlungszimmer der proviſoriſchen Regierung trat, ward ich mit ſehr langen Geſichtern empfangen.

Sonſt iſt es bei uns Landesſitte, daß alle Bekannte an Geburtstagen einen Glückwunſch bringen; die Garniſon hatte auch deßhalb eine große Parade angeſetzt und die Militär-Behörden zu einem Feſtmahl eingeladen, aber die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung ignorirten dieſes, ja ſelbſt der ſonſt ſo gutmüthige Bremer wagte nicht den Glückwunſch auszuſprechen, ſondern drückte mir die Hand nur etwas feſter als gewöhnlich.

Herr Beſeler in ſeiner allerwichtigſten Miene hob nun mit

der Kanonenangelegenheit an. Der General Krohn habe, sich auf Befehle von mir stützend, die Auslieferung dieser Geschütze verweigert; solche Widersetzlichkeit könne die provisorische Regierung sich durchaus nicht gefallen lassen und die Regierung müsse mich um eine diesfällige Aufklärung bitten. Ich erwiderte hierauf, daß allerdings General Krohn nach meinem Befehle gehandelt habe, und zwar, weil er einerseits nicht annehmen könne, daß eine provisorische Regierung befugt sei, dem Lande gehörende Gegenstände zu verschenken, andererseits aber, daß diese Sache doch vorher mit mir, als dem Chef des Kriegs-Departements, hätte verhandelt und nicht beiläufig durch einen Stellvertreter mir blos als abgemacht angezeigt werden müssen. Ich sähe sehr wohl ein, daß die provisorische Regierung hier in einer unangenehmen Lage sich befände und werde ihr daher einen Ausweg vorschlagen, nämlich: ich wollte die Abführung der Kanonen erlauben, aber ich verlangte dagegen, daß ich vollständig freie Hand habe, um sie wieder zurück ins Arsenal zu schaffen. Dieß nahmen die Herren mit anscheinendem Danke an. Aber, hob Beseler an, General Krohn hat sich hierbei so gestellt, daß er nicht auf seinem Posten bleiben kann, er ist eine Unmöglichkeit*).

Dieß war ja natürlich auf mich gemünzt, da ich erklärt hatte, er habe auf meinen Befehl gehandelt. Nun! sagte ich, man beobachte doch einige Rücksicht gegen einen Mann, der sich bereitwillig dem Dienste des Landes mit aller Treue und großem Eifer gewidmet hat; obgleich ich nicht einsehe, daß Krohn sich so sehr verschuldet habe, wenn es nicht durch die ungeeignete Art und ungeziemende Ausdrücke geschehen sei, in welchen

*) Derzeitige Phraseologie.

er der proviſoriſchen Regierung geſchrieben und zu ihr geſprochen habe. Sei letzteres erfolgt, ſo beſtehe ich doch darauf, daß man den alten Mann nicht auf eine unglimpfliche Weiſe entlaſſe und verlange, daß dieſes durch mich geſchehe. Dieß ward mir denn auch überlaſſen, aber nun kam die Frage, wer ſoll ſeine Stelle übernehmen? Dieſes führte von ſelbſt zu dem andern Gegenſtand, nämlich der Anſtellung des General v. Bonin als Chef des Kriegsdepartements.

Doch ehe ich dieſe Verhandlung anführe, muß ich bemerken, daß die Zeit der Garniſons-Parade gekommen war und der Kommandant mich bitten ließ, dieſelbe abzunehmen, weil die Garniſon mir ihren Glückwunſch zu meinem Geburtstage darzubringen wünſche.

Alſo während die Herrn Philiſter der proviſoriſchen Regierung mich abſetzen wollten, ſollte ich vor den Fenſtern des Verſammlungszimmers die Huldigungen der Truppen annehmen. Man denke ſich meine Gefühle, hier ſaß ich mit vier Leuten, für die ich alle Gefahr beſtanden hatte, die mir aber von Anfang an mit Chikanen und Undank gelohnt hatten und mich jetzt in dieſem Augenblick noch dazu abzuſetzen wünſchten. Auf dem Paradeplatz ſtand die Garniſon aufmarſchirt, auf deren Anhänglichkeit ich in jeder Beziehung rechnen konnte. Im Konſeilzimmer leuchtete aus jeder Miene, aus jedem Worte der Wunſch hervor: wären wir dich doch nur erſt los. Auf dem Paradeplatze leuchtete mir die Ergebenheit und das Vertrauen aus den Augen jedes Soldaten entgegen. Ein Finger von mir erhoben und die proviſoriſche Regierung würde zum Tempel hinaus geworfen worden ſein, denn Niemand mehr gab viel um ihre Exiſtenz, theils weil ſie nichts erwirkt hatte, theils weil ſie doch nächſter Tage abtreten ſollte. Ich darf daher

wohl behaupten, daß kein Tag in meinem Leben so schwer gewesen ist, als eben dieser mein 48. Geburtstag.

Doch es glückte mir, meiner Leidenschaft Herr zu bleiben, und so gingen das Hoch der Truppen, der Donner der Festungskanonen, die Glückwünsche der Officiere und Militär-Behörden glücklich an mir vorüber, ohne daß ich dadurch zu Schritten angeregt ward, die im Widerspruche mit meinen Grundsätzen und bisherigen Handlungen gestanden hätten.

Die Officiere der Garnison luden mich zu einem Festmahle ein, aber das kann jeder Leser leicht begreifen, daß ich mich nicht der Versuchung aussetzen durfte, in der Antwort auf einen gebrachten Toast die Stellung und die Verhältnisse, in welchen ich mich befand, ohne Anspielung kund zu geben. Möge mancher meiner früheren Kameraden hier den Schlüssel zu meiner Weigerung finden, die er sich vielleicht damals gar nicht hat erklären können.

Nach beendeter Parade kehrte ich zu der provisorischen Regierung zurück, in welcher nun die Verhandlungen über die Anstellung Bonins, als Chef des Kriegsdepartements, begannen. Ich wiederholte meine Gründe gegen diese Wahl, aber sah bald, daß es den Herren weder um das Eine, noch um das Andere zu thun war, sondern daß sie blos Bonin zu haben wünschten. Nachdem daher der Gehalt, welchen ich vorschlagen konnte, festgesetzt war, übernahm ich es an einem der folgenden Tage, mit demselben mündlich Verhandlungen zu pflegen, damit er die ganze administrative Verwaltung der Armee übernehme.

Hier lege ich besonderes Gewicht auf diese Worte und diesen Sinn, indem eine spätere Erläuterung zeigen wird, daß die provisorische Regierung entweder das Sitzungsprotokoll hat

fälſchen laſſen, oder auch, daß ſie geradezu die Landesverſammlung mit Unwahrheit getäuſcht hat.

Nach aufgehobener Sitzung ging ich zum General Krohn, um ihm die Auslieferung der Kanonen an den hannoverſchen Officier aufzutragen und daran den Rath zu knüpfen, ſeiner Stellung einen baldigen Endpunkt zu geben. Die Ausführung dieſes übernommenen Auftrages war allerdings keine leichte Aufgabe, erſtlich weil ich auf eine ſolche zarte Weiſe denſelben vollbringen mußte, daß der alte Mann nicht zu ſehr dadurch gekränkt wurde, zweitens weil ich dabei denſelben auch zu etwas vermögen ſollte und mußte, das ich ſelbſt für durchaus verkehrt anſah; denn wer ſollte die Stellung übernehmen? Der Einzige, der es konnte, war der Oberſt du Plat, er wollte es aber nicht, wie er mir beſtimmt erklärte. General Krohn äußerte, ſich über meine Mittheilung des Beſchluſſes der proviſoriſchen Regierung noch bedenken und mir deßhalb ſchreiben zu wollen. Er war indeſſen ſehr aufgebracht über die Ablieferung der Kanonen, trotzdem daß ich ihm die Verſicherung gab, ſie würden bald wiederkehren.

Ich ging nun nach meinem Abſteigequartiere und ſchrieb an den König Ernſt Auguſt von Hannover einen Brief, in welchem ich ihm vorſtellte, wie die proviſoriſche Regierung eine ganz unerlaubte Sache gemacht habe, indem ſie die beiden auf dem Rendsburger Arſenal befindlichen Kanonen, welche die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen immer als Beweis ihrer Thätigkeit anzuſehen gewöhnt ſeien, ihm als Geſchenk angeboten habe.

Er wäre gewiß der Erſte, es anzuerkennen, daß man nicht Trophäen verſchenken könne, geſchweige denn eine temporäre proviſoriſche Regierung ſich ſolches anmaßen dürfe. Nun möge er bedenken, daß dieß freilich lauter Philiſter ſeien, die es ohne

mein Wissen gethan hätten; ich hoffte, daß er mit dem Benehmen der schleswig-holsteinischen Truppen zufrieden sei und dürfte ihm versichern, daß die ganze Armee sowie ich auch es als ein Zeichen seiner Gnade und Gewogenheit stets dankbar anerkennen und daß wir uns immer daran erinnern würden, falls er die Kanonen dem Arsenale von Rendsburg wieder als ein gnädiges Geschenk zurück senden wolle.

Mit diesem Brief sandte ich sofort meinen persönlichen Adjutanten, den Hauptmann v. Berger im 2. preußischen Garde-Regiment, nach Hannover und bekam am 26. mit demselben die Antwort des Königs, worin er mir schrieb: Lieber Neffe, die Aufklärung, welche Du mir über die Kanonen vom Arsenal in Rendsburg gibst, ist hinreichend, damit ich sofort die Ordre gegeben habe, sie daselbst wieder abzuliefern. Es wird mich freuen, wenn es Euch ein Beweis meiner Theilnahme sein kann.

Um nicht den Unwillen der Garnison zu erregen, hatte General v. Krohn die Geschütze auseinandernehmen und in verschiedene Kasten und Kollis packen lassen. So wurden sie des Abends im Dunkeln nach dem Bahnhofe bei Rendsburg gebracht und der hannover'sche Officier brachte sie nach Hamburg. Daselbst begegnete ihm aber schon der Befehl, sie wieder in Rendsburg abzuliefern, und er kehrte daher mit ihnen dorthin zurück.

Jetzt ließ Krohn sie auf dem Bahnhofe auspacken und zusammensetzen, und mit voller Bespannung und unter Begleitung der Artillerie-Mannschaft und eines Musikcorps wurden sie gleichsam im Triumpfe unter den Fenstern der provisorischen Regierung vorbei nach dem Arsenale zurück geführt. Daß dieß nicht die Liebe der Herren zu mir erhöhen konnte, braucht hier wohl kaum bemerkt zu werden. Der Unwille gegen Krohn

ſchien ſich indeſſen zu legen, denn ſeine Bedenkzeit ward immer länger aufgeſchoben, und als ich am 9. September fortging, ſchrieb ich ihm: „Vor 14 Tagen waren Sie eine Unmöglichkeit, jetzt ſind Sie eine Nothwendigkeit.“

Die folgenden Jahre haben gewiß bewieſen, daß ich Recht hatte, zu behaupten, Krohn erfülle ſeine Stellung mit Pflichttreue und Sachkenntniß. Mir iſt es nie ganz klar geworden, welches die wahre Urſache des Mißfallens geweſen iſt, das die proviſoriſche Regierung gegen Krohn gefaßt hatte. Ob es nur Schein ſein ſollte, um ihren Angriff auf mich zu motiviren, oder ob ſie in Krohn mehr Oppoſition gefunden hatte, als ſie glaubte und wünſchte, oder ob, was mir das Wahrſcheinlichſte zu ſein ſcheint, Krohn in ſeinem Unwillen über die Kanonen-Angelegenheit gegen die proviſoriſche Regierung Aeußerungen hat fallen laſſen, welche ſie als ungeſchickt und unreal bezeichnete. Bei Leuten, denen ihr eigenes Ich Alles iſt, kann man nie wiſſen, welche Kleinigkeit ſie in Harniſch bringen kann.

Am 26. Auguſt traf ich mit General Bonin im „Rothen Krug“ bei Apenrade zuſammen, und er ging auf meinen Vorſchlag ein, daß er während des Waffenſtillſtandes die Adminiſtration der ſchleswig-holſteiniſchen Armee übernehmen möge, vorbehaltlich der Approbation des preußiſchen Kriegsminiſteriums. Dieß zeigte ich der proviſoriſchen Regierung an, und einige Tage darauf kam Bonin auf der Durchreiſe nach Berlin bei mir in Schleswig vor. Abends ging er nach Rendsburg und hatte dort ſehr lange Konferenzen mit der proviſoriſchen Regierung; welche Intriguen gegen mich hier ausgeſponnen wurden, weiß ich nicht, nur ſo viel erkannte ich, daß Bonin, der bis zu dem Augenblicke beſagter Konferenz immer offen und gerade mit mir verhandelt hatte, von dieſer Zeit an ſtets ein befangenes

Weſen mir gegenüber zeigte, uund daher dem ſchändlichen Spiele nicht fremd geblieben ſein kann, welches jetzt bald eklatiren ſollte. Daß Bonin bei der Ausführung der ganzen Sache betheiligt war, liegt ja ſchon dadurch am Tage, daß er in Berlin dahin wirkte, nicht in ſchleswig-holſteiniſche Dienſte treten zu dürfen, ſondern den Oberbefehl über die in den Herzogthümern verbleibenden Bundestruppen zu bekommen. Wären daher alle Bemühungen der proviſoriſchen Regierung gegen mich geſcheitert, ſo hätte dieſe die Behauptung aufgeſtellt, daß die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen auch Bundestruppen ſeien, weil das Herzogthum Schleswig in Frankfurt vertreten ſei, alſo ſollte ich mich unter Bonin ſtellen. Daß ich dieß nicht thun würde, wußten ſie, indem ich Generallieutenant von 1842 war, und Bonin Generalmajor von 1848. Zur Erreichung ihres Zweckes würden ſie erklärt haben: wenn ich mich dem nicht fügen wolle, ſo forderten die Verhältniſſe zu Deutſchland, daß ich das Kommando abgäbe.

Man ſieht hieraus, wie ſie nach allen Seiten hin die Sache ſo überlegt und geſtellt hatten, daß ſie Gelegenheit und Kraft bekamen, mich auf jeden Fall fortzutreiben.

Bonin kam am 4. September aus Berlin zurück, als die Landesverſammlung in Kiel eröffnet ward. In der Eröffnungsrede des Regierungs-Kommiſſarius kam der Paſſus vor: „wie die Verſammlung gewiß mit Befriedigung erfahren würde, daß der General v. Bonin an die Spitze der Armee träte, wodurch dieſe in einen den gerechten Erwartungen des Landes entſprechenden Zuſtand geſetzt werden würde.“ Doch noch nicht ſicher, daß dieß hinreichen würde, mich in meiner Treue gegen mein Vaterland zu erſchüttern, begab ſich Beſeler Nachmittags nach Schleswig, angeblich um mit mir über die Verhältniſſe eines der Infanterie-Bataillone zu ſprechen, welches von den

Kieler Demokraten corrumpirt, den preußiſchen Officieren den Gehorſam verweigert hatte, eigentlich aber um dem General v. Bonin in meiner Gegenwart zu ſagen: „Der ſchönſte Moment der Eröffnung der Landesverſammlung war, als die Ankündigung gemacht ward, daß Sie künftig an die Spitze der Armee treten würden.“ Ich ſagte natürlich dagegen nichts, indem noch mehrere Perſonen gegenwärtig waren; als aber Beſeler gleich darauf fortgegangen war, bat ich Bonin, in mein Kabinet zu kommen, und hier fragte ich ihn, was dieſes zu bedeuten habe: Beſeler hätte in meiner Gegenwart geſagt, daß er (Bonin) an die Spitze der Armee treten würde, und dazu habe er ſtillgeſchwiegen; dieß ſchiene mir doch ein auffallendes Benehmen, ſo lange ich an der Spitze der Armee ſtände, und, wie ihm bekannt ſei, auf Wrangels Wunſch in dieſer Stellung zu bleiben verſprochen habe. Bonin meinte nun, Beſeler habe ſich wohl nicht richtig ausgedrückt, man könne es mit Civiliſten nicht ſo genau nehmen u. ſ. w. Ich forderte ihn auf, ſofort zu Beſeler zu gehen, um dieſem zu erklären, daß hier ein grobes Mißverſtändniß obwalte. Dieß verſprach er mir und ging fort. Man urtheile nun über dieſe Erſcheinung, wenn ich bemerke, daß er ſich ſchon damals in Berlin die Erlaubniß ausgewirkt hatte, das Kommando der ſchleswig-holſteiniſchen Armee zu übernehmen.

Zu dieſer von der proviſoriſchen Regierung und Bonin aufgeführten Komödie gehört noch der beſondere Akt, daß, als ich abtrat und auf Wrangels Befehl das Kommando der Armee an Bonin abgab, dieſer ſich ſtellte, als ob er es nicht annehmen könne, und am 24. September noch zu mir nach Noer kam, um meine Anſicht darüber zu erfahren, ob er das Armee-Kommando übernehmen ſolle.

Doch ich kehre wieder zum 5. September zurück. An diesem Tage erschien die schleswig-holsteinische Zeitung (officielles Blatt) und brachte die Details der Eröffnung der Landesversammlung, in welchen der Passus, betreffend den General v. Bonin, mit besonderer Hervorhebung gedruckt stand. Kein Mitglied der ganzen Versammlung hatte eine Sylbe zu meiner Vertheidigung gesagt. Also das Land räumte durch seine Vertreter die Gültigkeit der Beschuldigung der provisorischen Regierung ein.

Damit war ich jeder weiteren Verpflichtung entbunden; dadurch ward ich der Armee gegenüber verpflichtet, abzutreten; denn ein Kommandant, der öffentlich ohne Widerrede für unfähig erklärt wird, darf seine Untergebenen nicht der Schmach aussetzen, unter solcher Führung zu stehen.

Mein eigenes Gewissen sagte mir, daß, da bei einer vernünftigen Politik der jetzt geschlossene Waffenstillstand zum Frieden führen müsse, ich ohne Bedenken zurücktreten könne, zumal es sich in meinem Wirkungskreise blos im Interesse des Landes um mehr oder weniger Geldausgaben handelte. Wollte man hierauf nicht achten, dann würde man das Uebermaß sich selbst zuzuschreiben haben.

Mein Entschluß war also gefaßt; ich ging am 6. September zum Bundesobergeneral, um ihm die Stellung, in welcher ich mich befand, vorzulegen und ihn zu bitten, mir zu erlauben, mein Kommando abzugeben. Der alte Herr, der damals und seit der Zeit immer eine väterliche Güte für mich hatte, wollte hiervon nichts wissen, indem er äußerte: ich brauchte mich um das Urtheil der provisorischen Regierung ebenso wenig, als um das der Landesversammlung zu bekümmern; die Leute verständen ja nichts davon u. s. w. Darauf sagte ich, daß ich ihm, was die Urtheilsfähigkeit der Leute beträfe, ganz Recht gäbe;

aber ich könne dieß nicht auf mir sitzen lassen, daß an solcher Stelle mir Mangel an Pflichttreue und Befähigung vorgehalten werde. Wrangel jedoch wollte von nichts hören; ich sagte ihm daher, daß ich mir erlauben würde, ihm die Sache nochmals schriftlich vorzulegen. Dieß that ich am 7. September, und am 8. Morgens kam der Major Kirchfeld mit dem angelegten, vom Oberbefehlshaber an mich gerichteten Schreiben (siehe Anlage 4).

Ich schrieb nun an die provisorische Regierung, daß in Folge des in der Eröffnungsrede über mich ausgesprochenen Tadels ich meine Verpflichtungen als gelöst betrachte, und daher den General v. Wrangel gebeten habe, mich des Kommandos zu entheben, der mir sodann befohlen habe, es dem Generalmajor v. Bonin zu übergeben, welches ich am morgenden Tage (den 9. September) thun würde.

Dem Präsidenten der Landesversammlung schrieb ich dagegen, daß ich mich durch die darauf bezüglichen Worte in der Eröffnungsrede des Regierungskommissarius in meiner Stellung an der Spitze der Armee kompromittirt fühle, und dieselbe daher verlassen würde; ich hoffte auch, daß es mit Zustimmung der Landesversammlung geschehe, daß ich meine Befugniß als Mitglied der provisorischen Regierung in ihre Hände wieder zurückgäbe.

An den General v. Bonin schrieb ich eine längere Auseinandersetzung über die Verhältnisse der Armee, die Personalien in selbiger, und was nach meiner Ueberzeugung während des Waffenstillstandes noch auszuführen sein würde; und endlich erließ ich an die schleswig-holsteinische Armee den angeschlossenen Abschiedsgruß (Armeebefehl vom 9. September, siehe Anlage 5).

Weil ich wußte, wie sehr die Soldaten mir anhingen und

ich jeder Demonstration vorbeugen wollte, fuhr ich am 9. Morgens 3 Uhr von Schleswig gerade auf den Rendsburger Bahnhof und ging um 6 Uhr Morgens von dort nach Altona, wo meine Familie sich aufhielt.

So endete eine sechs Monate lange Zeit unausgesetzter Arbeit, Sorge und Strapazen, die mit der Einnahme Rendsburgs begann und von sämmtlichen Bewohnern der Herzogthümer mit Jubel begrüßt ward. Durch meine Standhaftigkeit an den einmal ausgesprochenen Grundsätzen festzuhalten, aber dadurch den Haß der Demagogen und Ueberstürzler mir zuziehend, mußte ich unter solchen Verhältnissen das Loos aller principfesten Leute theilen, mit Undank und Unrecht belohnt zu werden. Doch ist es hier noch sehr die Frage, wer den schlimmsten Lohn bekam; denn wäre ich an der Spitze der Armee geblieben, so darf ich wohl behaupten, daß weder Fridericia noch Idstedt den Dänen Siegesorte geworden wären, und die Holsten würden überdieß einige Millionen weniger verausgabt haben.

XVIII.

Widerlegung der verſchiedenen gegen den Verfaſſer erhobenen Beſchuldigungen.

Nachdem ich mit möglichſter Genauigkeit und Treue im vorhergehenden Abſchnitte die Begebenheiten, welche im Jahre 1848 vor meinen eigenen Augen, durch meine eigene Mitwirkung und in meinem Wirkungskreiſe ſich zutrugen, ſowie die Beweggründe zu meinem Verhalten und die widerſtrebenden Einwirkungen Anderer gegen meine Abſichten und Handlungen aufgezeichnet und angeführt habe, glaube ich annehmen zu dürfen, daß der Leſer über vieles ihm bisher Unbekannte aufgeklärt ſein wird. Ich will daher, um ſowohl den Beſchuldigungen der Dänen als der Deutſchen, ſowohl der Conſervativen als der Liberalen zu begegnen, noch einen kurzen Ueberblick über mein Benehmen in dieſem verhängnißvollen Jahre und den ihm folgenden, mit Bezugnahme auf das Schickſal der Herzogthümer hier geben.

Vorerſt muß ich bemerken, daß von däniſcher Seite eine Anklage gegen mich in dem bekannten Buche des Herrn Wegener vorliegt, welches ein ſolches Lügengewebe enthält, daß alle *denkenden* Leſer ſofort die Erdichtung des Verfaſſers erkennen müſſen. Es iſt eine ſo alberne Compoſition, daß ich bei ſeiner Erſcheinung es gar nicht der Mühe werth hielt, dagegen zu remonſtriren. Jeder *vernünftige* Däne hat dieß auch ſchon längſt eingeſehen und den übrigen *fanatiſchen* und *bornirten* Leuten iſt überhaupt nicht zu helfen.

Wie ist dies Buch zu Stande gekommen?

Se. Majestät der König Friedrich VII., als er im April 1848 nach Alsen kam, ging in das Arbeitszimmer des Herzogs von Augustenburg, und als er die verschiedenen Schreibbureaux verschlossen fand, ergriff er mit höchster Hand ein Beil und hieb die verschiedenen Schiebladen und Vorschlösser auf.

Der Herzog von Augustenburg hatte den conservativen Sinn so weit getrieben, daß er alle Briefe, auch die gleichgültigsten, seit mehr als 30 Jahren aufbewahrt hatte, und aus diesem verschiedenartigen Stoffe hoffte man nun eine Anklage auf Verrätherei ꝛc. gegen ihn herausbringen zu können. Erst war der sehr dänisch gesinnte Professor Paulsen, bisher in Kiel, damit beauftragt; doch war der Mann zu honnet und gab die Sache mit der Erklärung auf, daß sich daraus nichts Verrätherisches kund thue. Darauf ward ein Literat Namens Wegener aufgefunden, der sich zu Allem bereit erklärte und wirklich auch dieses Schandstück der dänischen Intrigue zu Tage brachte. Um dem Dinge eine Art Autorität zu geben, ward der Verfasser Geheimer Archivarius betitelt, das Buch in deutsche, französische und englische Sprache übersetzt und von Regierungswegen den europäischen Höfen officiell übersandt.

Viele Diplomaten, welche anerkannterweise nicht immer zu den gescheidtesten Leuten gehören, haben die Fabel wirklich geglaubt, und weil der Herzog keine förmliche Protestation gegen die Schrift herausgab, so fand sie auch bei manchen, mit den Verhältnissen unbekannten gescheidten Leuten etwas Glauben. Jetzt faseln nur noch einzelne französische und englische Publicisten darüber in den Tag hinein. Auch die Masse des Volkes in Dänemark glaubt meistentheils noch daran.

Diesem gegenüber will ich nur ein Faktum anführen, welches

deutlich zeigen wird, wie der Herr Geheime Archivarius ſeiner Phantaſie freien Lauf gelaſſen hat. Er behauptet, meine verſtorbene Mutter habe ſchon lange den Plan genährt, ihre Söhne auf den däniſchen Thron zu bringen. Abgeſehen davon, daß ſie eine durch und durch däniſche Geſinnung hatte und das ſogenannte Königsgeſetz als das Fundament alles Rechtes in Dänemark betrachtete, alſo gewiß keine Intrigue gegen dasſelbe und deſſen Beſtimmungen unternommen haben würde, haßte ſie alles Hofleben mit ſeinen Conſequenzen und betrachtete es als eine Qual und ein Unglück für denjenigen, der genöthigt war, einen Thron zu beſteigen. Hätte ſie wirklich einen ſolchen Wunſch gehegt, wie Herr Wegener ihr unterlegt, ſo würde ſie im Jahre 1810, als die Schweden meinem Vater anboten, ihn zum Thronfolger zu wählen, nicht Alles dagegen gethan haben, um dieſes zu hintertreiben; denn ihrem Einfluß allein iſt es zuzuſchreiben, daß mein verſtorbener Vater keinen beſtimmten Entſchluß faßte und daher die Wahl Bernadotte's durchgeführt werden konnte. Hätte meine Mutter den Wunſch gehabt, ihre Kinder auf den Thron Dänemarks zu bringen, ſo wäre gewiß kein beſſerer Weg zu demſelben geweſen, als über den und mit dem ſchwediſchen. In gleicher Weiſe könnte ich alle die Lügengeſchichten widerlegen, wenn es der Zeit und Mühe werth ſein würde.

Von deutſchen Scribenten iſt Manches und Vieles über den Krieg und über die Verhältniſſe der Herzogthümer zuſammengeſchrieben worden, welches, wenn auch nicht aus ſchlechten Motiven, doch ebenſo viel Verkehrtes enthält, weil es componirt ward theils nach Hörenſagen unter exaltirten Anſichten; theils um beſtimmte Gegenſtände auf Koſten Anderer hervorzuheben, theils um Mängel und Fehler zu verſtecken, die auf nicht mehr in Wirkſamkeit ſich befindende, folglich unſchädliche Perſonen

geschoben wurden. So hat z. B. ein gewisser Grunewald in Comp. mit einem Lüders eine Broschüre „Denkwürdigkeiten zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte" herausgegeben, worin er sich Schilderungen meines Charakters erlaubt, obgleich er mich nie gesehen hatte und also bloß nach dem Geklatsche Anderer urtheilte; so sollte ich z. B. unentschlossen sein und dem Letzten, der mit mir redete, Recht geben.

Es ist in der That lächerlich, einen Menschen, der immer dafür gegolten hat, viel zu rasch seinen Entschluß zu fassen, jetzt mit einem Male zum Gegentheile zu condemniren.

Was das Rechtgeben an den Letzten, der mit mir spricht, betrifft, so hängt die Sache ganz anders zusammen; denn wenn man lauter Officiere hat, die mehr um den Krieg mitzumachen als aus Pflichtgefühl dienen, dann gebietet die einfachste Klugheit, daß wenn man in der vorgeschlagenen anderen Weise eine Sache auszuführen, keinen Nachtheil sieht, man es dem Betheiligten gerne überläßt, nach seiner Ansicht zu handeln, indem man in solchem Falle darauf rechnen kann, daß der Handelnde mit aller Energie den beabsichtigten Zweck zu erreichen suchen wird. Dies nur als ein Beispiel der Oberflächlichkeit und Parteilichkeit dieser improvisirten Historiographen. Was die Sache selbst, meine vormärzliche Stellung, meine Theilnahme an der Erhebung von 1848 und meinen Rücktritt von aller Mitwirkung betrifft, so werde ich in aller Kürze mich hierüber in Folgendem verbreiten.

Die Dänen werfen mir vor, ich hätte meinen Eid der Treue gegen den König gebrochen, indem ich mich an die Spitze der Armee der Herzogthümer stellte.

Erstlich hatte ich nie einen Eid geleistet, dieß würde mein Gewissen dennoch nicht beschwichtigt haben, falls ich im Dienste

geweſen wäre und die Erhebung in den Herzogthümern gegen den König und Landesherrn geſchehen ſein würde. Gegen den war ſie aber nicht gerichtet, ſondern gegen die öffentlich ausgeſprochenen Grundſätze derjenigen Miniſter, welche die Kopenhagener Einwohner ihm aufgedrungen hatten. Dieſe Letzteren hatten vom Könige gefordert, ſeine bisherigen Miniſter zu entlaſſen und neue, nach ihrem Sinne zu wählen; wir wollten uns dieſen neuen nicht unterwerfen. Der däniſchen Bewegung lag eine revolutionäre Tendenz zu Grunde, indem man dort etwas Neues wollte, während wir im konſervativen Sinne das Alte nur zu behalten und uns gegen aufzudringende Neuerungen zu vertheidigen ſtrebten. Den Rechten des Landesherrn ſollte nicht ein Titel entzogen werden, alſo war aus dem militäriſchen Geſichtspunkte von keiner Kränkung der Verpflichtung gegen den Landesherrn die Rede. Ueberdieß war ich aus dem Militärdienſte ausgetreten, auf mich kann ſich alſo dieſe Beſchuldigung am allerwenigſten beziehen. Freilich behaupten die Dänen, ich hätte à la suite oder zur Dispoſition geſtanden, dieß iſt aber falſch und zwar aus folgenden Gründen: Im Jahre 1846 verlangte ich meinen Abſchied, ich bekam ihn als Statthalter und kommandirender General; der König aber ließ in den Abſchied ſetzen: verbleibt à la suite in der Armee. Dieß konnte nur als eine Kourtoiſie daſelbſt ſtehen, denn ſonſt hätte ich meine Kompetenz beziehen müſſen; von alle dem ward mir aber nicht ein rother Heller zugetheilt, ja nicht einmal die ſogenannte Generalszulage, welche ſtatutenmäßig (Armee-Organiſation 1816) unter keinerlei Vorwand bis zum erfolgten Tode dem entzogen werden kann, dem ſie einmal zugetheilt iſt. Auch von deren Bezug war nicht mehr die Rede; alſo konnte und mußte ich mit vollem Rechte mich als abgegangen betrachten. Dieß erklärte

ich auch dem Generaladjutanten des Königs in einer Korrespondenz gerade heraus, welche sich darüber entspann, daß man mir den Eid abforderte, welcher von allen Officieren à la suite geleistet werden sollte. Dieser gute Mann wollte freilich eine Summe Geldes, welche ich vom Könige für die Ueberlassung des ganzen Ameublements des Gottorfer Schlosses bekommen hatte (NB. diese Summe betrug kaum die Hälfte des Preises, welchen dasselbe mich 4 Jahre vorher gekostet hatte) als eine Gehaltsliquidation angesehen haben; damit hatte ich ihn aber abgewiesen und erklärt, daß ich mich als abgegangen ansähe, den Eid nicht leisten würde, und falls man hiemit nicht zufrieden sei, man thun könne, was man wolle, das heißt, man könne mir einen neuen Abschied geben.

Daß ich in die provisorische Regierung trat, war unerläßlich, denn Niemand besaß derzeit in dem Grade bei allen Klassen des Landes das erforderliche vollkommene Vertrauen als ich; Niemand anders konnte die Militär-Angelegenheiten in die Hand nehmen. Wenn ich folglich die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit einer Erhebung einsah, so mußte ich ihr ganz beitreten. Hatte ich einmal diesen Schritt gethan, dann wurde es mir zur Pflicht, dem Lande und der Sache desselben treu und mit allem Eifer zu dienen, also das Erste und Wichtigste auszuführen, indem ich mit der Landesfestung Rendsburg mich zugleich in Besitz des Arsenals und der Hauptkasse setzte und dem dänischen Militärkommando ein Ende machte, weil das Armeekommando seinen Sitz zu Rendsburg genommen hatte.

Die albernen Erdichtungen der Dänen über die Art und Weise, wie dieß geschah, sind schon hinlänglich im früheren Abschnitte beleuchtet worden, um sie hier nicht nochmals berühren zu dürfen.

So weit gehen die Dänen mit ihren Angriffen, doch war bei den Schleswig-Holsteinern bisher Alles herrlich und vortrefflich. Nun fingen aber auch bei ihnen die Feinde zu miniren und zu intriguiren an und endeten damit, mich viel stärker zu beschuldigen als jene und — die Schleswig-Holsteiner glaubten ihnen! —

Ich sollte nicht mit gehöriger Einsicht und hinreichendem Eifer die Armee in gehöriger Stärke und Organisation hergestellt haben!?

Als ich am 24. März auf dem Paradeplatz in Rendsburg in dem Quarré stand, welches von der Garnison gebildet wurde, und die dänischen Officiere ausgetreten waren, was blieb mir da übrig, um eine neue Armee zu bilden? Kein Officier vom Generalstabe, nicht einmal ein Adjutant, der im Geschäfte eines höheren Kommandos die mindeste Erfahrung hatte, und die Zahl der mir bleibenden Artillerie-Officiere war drei, bei der Infanterie kaum einer per Kompagnie. Intendantur war gar keine vorhanden, Militär-Werkstellen? nicht eine. Alles Material bis auf die kleinsten Requisiten des eingebornen Soldaten ward bisher aus Kopenhagen geliefert. Ich frage daher jeden Menschen, der nur etwas vom Detail der Militär-Organisation kennt, ob hier eine Armee aus den Aermeln zu schütteln war? Ich behaupte dagegen, ohne das mindeste Bedenken, daß Niemand als ich in dem Augenblicke das erreichen konnte, was noch erreicht ward, und zwar weil ich mit den bisherigen Civil- und Militärverhältnissen vollkommen bekannt war und weil man mich kannte und wußte, daß das, was ich befahl, die Nothwendigkeit und der Stand der Sache erheischte, und daß ich auf dessen Ausführung zugleich strenge hielt, im entgegengesetzten Falle aber grob wie Bohnenstroh wurde.

Bei einer Bevölkerung von 800,000 Seelen kann man nicht erwarten, daß die Beurlaubten mit Blitzesschnelle einkommen, denn es gehört Zeit dazu, auf einem so großen Terrain die Einberufungsschreiben an Ort und Stelle zu befördern und dann wieder für die Einberufenen, theils zu Fuß, theils zu Wagen ihre Garnisonsorte zu erreichen. Drei Viertel der Soldaten waren beurlaubt, also möchte man sich eher darüber wundern, daß ich es noch so weit brachte, den General v. Krohn schon am 28. März nach Flensburg marschiren lassen zu können. Daß dies der Organisation sehr schädlich war und gegen meine Ansicht und mein Anrathen geschah, habe ich am betreffenden Orte gesagt. Seit jenem Tage ist keine Kompagnie wieder in ihr bisheriges Standquartier gekommen. Wer nun weiß, was die specielle Ausrüstung einer Kompagnie heißt, der kann sich leicht vorstellen, welche Schwierigkeiten dem entgegenstanden, der eine geregelte Ordnung in Bewaffnung, Bekleidung und Berechnung zu bringen sich verpflichtet fühlte. Beim Ausmarsche waren die Kompagnieen kaum halb vollzählig, die später eingekommenen Beurlaubten erhielten vom Waffenmeister oder von dem, welchem der Montirungsboden anvertraut war, ihre Ausrüstung und gingen in kleinen Trupps den Bataillonen, welchen sie angehörten, nach. Bei der Einkleidung wurde entweder nicht gehörig und genau nachgesehen, oder die betreffenden Soldaten hatten auf dem Marsche Manches verloren. Bei der Kompagnie eingerückt fanden sie diese unter dem Befehl entweder eines ganz jungen Officiers, der als Lieutenant dabei gestanden hatte, oder eines Officiers unserer Armee, den sie nie in der Kompagnie gekannt hatten, oder gar eines Officiers aus einer andern Armee, der mit den Anordnungen und der Ausrüstung unserer Truppen wenig bekannt war. Kann es unter

ſolchen Umſtänden Jemand Wunder nehmen, daß an allen Ecken und Kanten Mängel und Unordnung ſich einſchlichen? Die Kompagnien wurden im Felde nach der Löhnungsliſte abgeliefert; von Armatur- und Montirungskammerliſten konnte dabei keine Rede ſein. Der Kompagnieführer konnte nur für die im Felde übernommenen Waffen und Montirungen verantwortlich gemacht werden, und auch dieß ward blos als temporär betrachtet, da Niemand an einen verlängerten Kriegszuſtand dachte.

Statt daher einen Tadel über meine Wirkſamkeit auszuſprechen, hätte man gerade das Gegentheil thun ſollen. Ich bin aber weit entfernt, mir allein ein Lob ſpenden zu wollen, ſondern muß hier dem Beiſtande und der Thätigkeit der preußiſchen Officiere volle Anerkennung zu Theil werden laſſen; denn ohne deren Hülfe, da dieſelben an eine pedantiſche Ordnung gewöhnt ſind, hätte ſich doch nichts erreichen laſſen. Dagegen nehme ich das Verdienſt in Anſpruch, den fremden Officieren ſogleich eine angenehme Stellung nach oben und nach unten verſchafft und dieß Verhältniß während der Dauer meines Kommandos ungetrübt erhalten zu haben (ſiehe Anhang 6).

Daß meine Organiſation die richtige war, beweiſt zur Genüge, daß nicht ein Titel daran geändert ward, bis General Williſen die Bataillone theilte, wogegen die ganze Armee und der geſunde Menſchenverſtand von vornherein opponirten. Weder an dem Aushebungsſyſteme, noch an der Vertheilung der Waffengattungen, noch der Eintheilung in jeder Waffe hat Bonin gerührt. Er hat den Feldzug 1849 mit derſelben Truppe, in derſelben Stärke gemacht, welche ich ihm im September 1848 ablieferte. Daß auf das Aeußere der Truppen und ihr Exerciren mehr verwendet werden konnte, während ſie im Winter 1848 auf 49 ſechs Monate in Garniſon lagen, ſtatt wie unter

mir auf Vorposten zu stehen, ist klar. Und ich werfe es Bonin vor, daß die Zeit zur taktischen Ausbildung der Truppen nicht genügend benutzt wurde. Beim Ausmarsche 1849 sahen dieselben nicht feldmäßig genug aus, was anders gewesen wäre, falls ich sie unter meinem Befehl behalten hätte.

Der größte Beweis für die Unwahrheit der Beschuldigung, welche die provisorische Regierung in ihrer Eröffnungsrede am 4. September gegen mich aussprechen ließ, liegt in ihrem darnach folgenden Benehmen.

Bonin übernahm also das Kommando der Armee; für die Administrativ-Verwaltung derselben war ein Kriegsminister ernannt, und dazu der Hardesvoigt Jacobsen auserwählt! Ein Mann von aufsprudelndem Patriotismus, der aber mit Militärsachen nie etwas Anderes zu thun gehabt hatte, als vielleicht in seiner frühern Stellung als Amtssekretär bei den Militär-Sessionen das Protokoll zu führen. Dieser improvisirte Kriegsminister sollte nun die Armee in einen, den gerechten Erwartungen entsprechenden Zustand setzen.

Man muß das Schreiben der provisorischen Regierung vom 19. August hier wieder berücksichtigen, welches die Nothwendigkeit der Trennung des Kommandos von der Administration hervorhebt, damit jede Branche mit gehörigem Eifer betrieben werden könne. Was war denn nun die Folge von dieser Personal-Aenderung? Nur die, daß die Herren Beseler und Reventlow den ihnen verhaßten, sie hemmenden kommandirenden General los wurden und statt dessen den ihnen bisher nach dem Munde sprechenden Bonin wieder bekamen, der aber bald nach ihrem spätern Wiedereintritt als Statthalter mit ihnen Streit bekam und ihnen, wenn auch nicht in demselben Maße wie ich, so doch unbequem wurde.

Sonſt blieb aber Alles, wie ich es eingerichtet hatte. Die General-Intendantur und das Kriegsdepartement mit dem „unmöglichen" General Krohn an der Spitze. Der fungirenſollende Kriegsminiſter Jacobſen hat mir mehrmals im Laufe des Winters bei den Debatten in der Landesverſammlung geſagt: „Um Gottes Willen helfen Sie mir doch aus dem Gedränge, ich weiß wahrlich nicht, was ich den Leuten antworten ſoll!" Ich habe ihm jedesmal auch ehrlich beigeſtanden, obgleich die Verſuchung groß war, über dieſen Verbeſſerer an meiner mangelhaften Verwaltung herzufallen.

Es wird gewiß nicht eines *eklatanteren Beweiſes für die Leerheit der Beſchuldigungen* bedürfen, die von der proviſoriſchen Regierung gegen mich erhoben wurden. Im Lande war der Glaube gangbar geworden, daß ich die Truppen nicht richtig geführt hätte. Dieß will ich auch in aller Kürze widerlegen.

Weßhalb ich in den letzten Tagen des März 1848 und erſten Tagen des April in Rendsburg bleiben mußte, habe ich weitläufig erörtert; ebenfalls daß Krohn der geeignetſte Officier war, dem ich den Befehl übergeben konnte. Daß die Inſtruktionen, welche er von mir erhielt, ihm freie Hand ließen, der Uebermacht zu weichen, dieß alles iſt reiflich erörtert; daß der Rückzug von Bau und Flensburg, mit Ausnahme der Ungeſchicklichkeit des Majors Michelſen, wenn auch politiſch eine Schlappe, ſo doch militäriſch bei der Uebermacht der Dänen und ihrer vollſtändig organiſirten Armee keine Niederlage genannt werden kann, iſt einleuchtend. Für mich war dieſer Rückzug ein Donnerſchlag, weil mir dadurch die Unzuverläßigkeit der eigenen Kräfte klar vor Augen gelegt wurde; aber da bereits 10,000 Mann Preußen bei Rendsburg ſtanden, ſo konnte der

Einmarsch der Dänen in das südliche Schleswig die einzige böse Folge sein. Ich hatte mit diesem Rückzuge nichts Anderes zu thun, als durch Anordnung desselben zu verhüten, daß General Krohn mit allen in Flensburg befindlichen Truppen gefangen genommen wurde. Konnten mir darüber Vorwürfe gemacht werden? Wem war es zuzuschreiben, daß die Schlacht bei Schleswig keine entscheidende ward? Dem General Wrangel! weil er mich nicht hören wollte. Wem verdankten wir, daß wir dieß Gefecht an demselben Tage beendeten und das Schloß Gottorf mit den beiden Hauptübergängen über die Schlei, sowie die Stadt Schleswig in unsere Gewalt bekamen? Mir! weil ich auf Wrangel nicht hörte! Die Beschützung der ganzen Bundesarmee gegen Norden hin in Jütland, ebenfalls später im Herzogthum Schleswig, das glückliche Gefecht bei Hadersleben und Christiansfeld, dieß Alles ist unter meiner Leitung zur besonderen Zufriedenheit des Oberbefehlshabers ausgeführt worden. Wenn der Oberbefehlshaber mir beständig bald eine Batterie, bald ein oder mehrere Bataillone entzog, so ließ sich natürlich mit den wenigen mir bleibenden Truppen keine großartige und künstlich taktische Bewegung ausführen, aber den mir vorgeschriebenen Zweck habe ich jedesmal erreicht; Weiteres darf von einem Untergebenen nicht gefordert werden.

Endlich ward mir sowohl von dem Lande als von der Armee vorgeworfen, ich habe die vaterländische Sache verlassen.

Daß ich dieß nie gethan habe, im Gegentheil einer der Wenigen bin, die konsequent geblieben, wird die Folge dieser Aufzeichnungen darthun. Die Armee hatte am allerwenigsten Recht, sich über mich zu beklagen, sondern ich habe volles Recht zur Klage über sie. Denn hat Einer Tag und Nacht für sie gearbeitet und über Alles, was zu ihrem Vortheil sein konnte,

nachgedacht, ſo bin ich es geweſen. Daß der Armee nicht gedient ſein kann, einen Kommandanten zu haben, der von der Landesregierung öffentlich bloßgeſtellt iſt, während dieß von den Vertretern des Landes ſo ſtillſchweigend hingenommen wird, das muß Jeder einräumen. Daß ich damals nicht, wie Bonin ſpäter, mit einem Eklat das Kommando aufgab, ſondern der Sache halber lieber die Schuld auf mich nahm, und nur zum Fortfahren in der Ordnung und zu guter Kameradſchaft ermahnte, das liegt in meinem Charakter, der auf Aeußerlichkeiten wenig Werth legt. Geſchmerzt hat es mich genug, die Früchte meiner Arbeit und den Lohn meiner Thätigkeit Anderen überlaſſen zu müſſen, während ich mich von meinen Kameraden mit dem Gefühle, von ihnen verkannt zu werden, trennen ſollte. Die Ueberzeugung, meine Pflicht erfüllt zu haben und meinen Grundſätzen treu geblieben zu ſein (nämlich meine Perſon in jeder Beziehung gegenüber dem vaterländiſchen Intereſſe zurückgeſtellt zu haben), dieß gab mir die Kraft und Ruhe, die unter ſolchen Verhältniſſen ſo nothwendig waren.

Zur Widerlegung der ſogenannten Patrioten, welche mir vorgeworfen haben, auch politiſch die Sache der Herzogthümer verlaſſen zu haben, nachſtehende Aufklärung:

Am 9. September 1848 verließ ich Schleswig und traf mit meiner Familie in Nienſtädten bei Altona zuſammen.

In Folge meines Schreibens vom 8. September erwachte bei der Landesverſammlung in Kiel eine Art Gefühl, daß man mir doch wohl Manches zu danken habe; es ward mir daher ein Dank votirt (Anlage 7) und zugleich an den Regierungs-Commiſſarius die Frage geſtellt, wie es ſich damit verhalte, daß wider meinen Willen und mein Wiſſen der General v. Bonin an die Spitze der Armee geſtellt ſei? Hierauf pro-

ducirte der Regierungs-Commissarius das gefälschte Protokoll aus der Regierungssitzung vom 23. August und die Landesversammlung beruhigte sich damit. Als ich dieß aus der Zeitung sah, schrieb ich einen Brief an den Präsidenten der Landesversammlung, Herrn Bargum, in welchem ich die Sache im wahren Lichte darstellte und ihn bat, diesen Brief der Versammlung vorlesen zu wollen. Hierauf bekam ich anliegendes Schreiben vom Präsidenten (siehe Anlage 8).

Also hier ward der Sachbestand dem Publikum vorenthalten.

Kurze Zeit darauf kehrte ich nach Noer zurück und bekam einen Antrag von dem Wahldistrikt Hohn, ihn in der Landesversammlung vertreten zu wollen. Die ganze Procedur mit der neuen Verfassung stand vollkommen im Widerspruche mit der Proclamation der provisorischen Regierung vom 27. März und erschien in sich albern; denn was will eine Verfassung bedeuten, welche nicht vom Landesherrn gegeben oder anerkannt ist? Wozu auch diese Veränderung, da wir in der vereinigten Provinzial-Ständeversammlung Alles hatten, was noth that, und viel mehr hatten als in dieser Neuerung? Daß bei'm Friedensschlusse die neue Verfassung über Bord geworfen werden würde, war selbstverständlich. Die Vereinigung der beiden Provinzial-Versammlungen wieder aufzuheben, würde nicht leicht gewesen sein, erstlich weil seit ihrer Errichtung 1834 beide Versammlungen stets in jeder Diät auf Vereinigung angetragen hatten; zweitens weil die beiden dänischen Versammlungen in der Zwischenzeit zu einer gemeinschaftlichen Versammlung sich umgestaltet hatten. Mir war daher diese ganze Sache zuwider und ich schrieb darum an den Wahldirector Justizrath Brockenhuus, daß ich für das Anerbieten sehr verbunden sei, aber bäte,

daß man mich nicht wählen wolle, indem ich jetzt lieber ganz außerhalb einer öffentlichen Thätigkeit zu bleiben wünsche. Der Postbote war noch nicht fort, als zwei konservative Mitglieder der Landesversammlung zum Besuch zu mir kamen und mich baten, um Alles in der Welt doch die mir angebotene Wahl anzunehmen. Um die Mehrheit in der Versammlung ihnen zu erhalten, müsse keine einzige Stimme aufgegeben werden, und wenn ich nicht acceptirte, dann würde ein Ultraliberaler gewählt werden u. s. w. Wenn ich Schaden verhüten konnte, dann war ich ja bereit, meine Neigung aufzugeben, und schrieb daher jetzt einen Brief im entgegengesetzten Sinne. Meine Wahl zum Landtagsabgeordneten war die Folge. In dieser Eigenschaft nahm ich meinen Platz ein, aber an den Debatten habe ich mich nie betheiligt; bloß, wie oben schon bemerkt, habe ich einige Male den Kriegsminister Jacobsen unterstützt.

Als sich im Frühjahr 1849 die Herzogthümer mit fremden Truppen füllten, ward meinen Gütern das Loos, eine Abtheilung der durch den Herzog von Coburg befehligten Brigade als Einquartierung zu bekommen. Die wilde Schaar, in der weder Dienst noch Ordnung, noch Gehorsam zu Hause war, überzog den dänisch-wohlder Güterdistrict wie die Heuschrecken. Unser Distrikts-Deputirter kümmerte sich um nichts. Der Herzog und sein Stab mit dem besten Willen, aber ohne Kenntniß der Lokalitäten und bestehenden administrativen und gesetzlichen Verhältnisse, fanden in der Civilbehörde gar keinen Rathgeber und Beistand: also war in der That unter Berücksichtigung der beständigen Aufwiegelung der Gutsuntergehörigen gegen die Gutsherrn seitens der Demokraten es nothwendig, daß eine Autorität in einem so großen Areal als demjenigen meiner Güter an Ort und Stelle blieb. Dazu kam nun noch, daß mein Gutsverwalter

zum Militärdienſt ausgehoben wurde. Ich gab eine Vorſtellung an die Statthalterſchaft um ſeine Befreiung ein, da ja die ganz beſonderen Verhältniſſe vorlagen, daß ich als Abgeordneter den Sitzungen der Landesverſammlung beizuwohnen hatte, demnach perſönlich abweſend ſein mußte und meine Güter ſo ohne Aufſicht blieben. Dieſer Antrag ſcheint aber wieder eine erwünſchte Gelegenheit für Graf Reventlow geweſen zu ſein, mir etwas zuwider thun zu können; denn umgehend erhielt ich die abſchlägige Antwort; alſo blieb mir nur die Wahl übrig, entweder meine Zeit nutzlos in der Landesverſammlung zu verſitzen, oder ſolche zu verlaſſen, um Unordnung und Unfug auf meinem Gutsdiſtrikte zu verhüten. Ich glaubte dies Letztere vorziehen zu müſſen. Ich ſandte meine Entlaſſung als Abgeordneter an den Präſidenten der Landesverſammlung und ſchickte zugleich an den Wahldirector meines Wahldiſtricts ein meinen Rücktritt erläuterndes Schreiben, welches im Wahlkollegium vorzuleſen ich ihn erſuchte. Dieſer gute Mann gehörte zu den ängſtlichen Leuten der Zeit, und ſchrieb mir zurück, ich möge doch nicht von ihm verlangen, daß er dieſe Auseinanderſetzung veröffentliche, denn er habe bereits einen ſchweren Stand und würde dieſen vielleicht dadurch noch ſchwieriger machen.

Alſo aus Rückſicht für die Sache und für Perſonen blieben dem Publicum die Gründe meines Rücktritts ſowohl aus der Armee, aus der proviſoriſchen Regierung als auch aus der Landesverſammlung vorenthalten und ich war ſo den Anklagen meiner Widerſacher ohne Vertheidiger gänzlich preisgegeben.

Mich ſelbſt hat dies freilich niemals davon abgehalten, das zu thun, wozu ich mich gegen das Vaterland verpflichtet hielt; aber die Achtung und Anhänglichkeit an die Bewohner desſelben mußte allerdings ſehr darunter leiden.

Ich will hier gleich fortfahren, die Schritte anzuführen, welche ich theils für mich ſelbſt, theils fürs Land gethan habe, damit der Leſer nicht genöthigt werde, immer wieder auf meine Perſon zurückzukommen.

Im Herbſt 1849 begleitete ich meinen Sohn, der ſeine Reiſe nach Auſtralien und Indien antrat, nach England, wo er ſich einſchiffen wollte. In London begegnete mir eines Tages auf der Straße der derzeitige däniſche Geſandte Graf Fritz Reventlow. Er hat wahrſcheinlich geglaubt, daß ich nach England gekommen ſei, um dort für die Sache der Herzogthümer zu intriguiren, denn wenige Tage darauf erſchienen in den Times und im Morning-Chronicle einige ganz exorbitante Artikel gegen mich. Die Lügen des Herrn Wegener waren hier in ihrer Quinteſſenz auf mein Haupt concentrirt. Alles, was jener gegen meinen Bruder und mich erdichtet hatte, war von dem däniſchen Geſandten, der rückſichtlich ſeiner Phantaſiebilder dem Wegener nicht nachſtand, mir allein aufgebürdet. Was dieſes Individuum ſowohl als Privatmann als auch in ſeiner amtlichen Stellung ſagte, konnte mir nun freilich ſehr gleichgültig ſein; aber gleichgültig war mir nicht, was die engliſche Preſſe dem engliſchen Publicum über mich vorlog. Ich ſchrieb daher den angelegten Brief an die Königin von England, in welchem ich bat, eine Commiſſion zu ernennen, vor welcher ich mich wegen der in den öffentlichen Blättern gegen mich gemachten Beſchuldigungen rechtfertigen könne mit dem Erbieten, mich jedem Ausſpruch derſelben zu fügen (ſiehe Anl. 9). Gleichzeitig ſchrieb ich an den derzeitigen Staatsſecretär der äußeren Angelegenheiten, Lord Palmerſton, gab ihm die Papiere an, welche er in Kopenhagen ſich erbitten möge, aus denen ich das Lügengewebe der Dänen zu beweiſen vermöge und äußerte dabei auch, daß durch dieſe Unterſuchung mancher dunkle Punkt

in der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit aufgeklärt werden könne. Die Königin von England, vom alten Blut der Guelfen, ging darauf ein, dem Unterdrückten zu ſeiner Rechtfertigung zu verhelfen, und ließ ihren Staatsſecretär der äußeren Angelegenheiten durch ihren Miniſterreſidenten in Kopenhagen, Sir Henry Wynn, um die angegebenen Correſpondenzen bitten. Sir Henry war von Natur ein Dummkopf, war ſeit mehr als 25 Jahren in Dänemark und dadurch ganz zum Dänen geworden. Daß ein ſolches Subject den Dänen gegenüber nichts vermochte, war einleuchtend; er mußte alſo an Lord Palmerſton zurückſchreiben, daß, falls ich mich vor Gericht ſtellen wollte, ich ein ſolches in Kopenhagen finden würde, und die däniſche Regierung ſich daher nicht bewogen fühlte, die gewünſchten Papiere auszuliefern. Dies hätte jeder vernünftige Menſch dem Lord Palmerſton vorherſagen können, daß, wenn er unter Angabe des beabſichtigten Zweckes in einem im gewöhnlichen Depeſchenſtyl geſchriebenen Miniſterialſchreiben an den bornirten Sir Henry Wynn dieſe Zumuthung ſtellte, ſie nur abſchlägig beantwortet werden würde. Aber Palmerſton denkt immer nur an ſich, alſo war es ja ganz unter ſeinem Horizonte, ſich anders um dieſe Sache zu kümmern, als indem er irgend einem Kanzelliſten aufgab, in gewohnter Weiſe die Depeſche auszufertigen. Ich erhielt demnächſt das (Anlage 10) angelegte Schreiben des edlen Lords und mußte mich damit begnügen, wenigſtens bei der Königin die Ueberzeugung feſtgeſtellt zu haben, daß ein Mann, der um einen Richterſpruch bittet, nach ſeiner Ueberzeugung richtig gehandelt haben muß. Dieß hat Ihre Majeſtät auch feſtgehalten und ich habe Allerhöchſtihrer Protektion ſpäter viel zu verdanken gehabt.

Mein konſervativer Sinn konnte ſich indeſſen nicht darein

finden, daß ich vor der Welt in dem Lichte eines Revoltanten dargeſtellt ſei. Ich ſetzte daher im Jahre 1851 eine Eingabe an den wieder ins Leben getretenen Bundestag auf, worin ich bei demſelben darauf antrug, daß ein Fürſtengericht ernannt werde, vor welchem ich mich gegenüber den Verläumdungen meiner Feinde reinigen könne. Meinem Bruder theilte ich dieſen meinen Wunſch mit und ward von ihm, aus welchen Gründen weiß ich nicht, angelegentlichſt gebeten, dieſes Vorhaben aufzugeben oder wenigſtens aufzuſchieben.

Im Frühjahr 1850 war ich mit meiner Familie nach Gräfenberg gegangen, um unter der Leitung des verdienſtvollen Priesnitz meine durch Arbeit und Aerger ruinirte Geſundheit wieder herzuſtellen.

Im Herbſt 1851 ging ich auf einige Monate nach Berlin, wo der Geheimrath Langenbeck glaubte, meiner Frau die Bewegung ihrer durch Gichtſchmerzen unbeweglich gewordenen Glieder wieder geben zu können. Während dieſes Aufenthaltes hatte ich volle Gelegenheit zu erfahren, wie wankelmüthig der König Friedrich Wilhelm IV. nicht allein in ſeiner Politik, ſondern auch in ſeiner perſönlichen Freundſchaft war. Im Winter 1852 ging ich nach London, wohin mein von ſeiner Reiſe zurückgekehrter Sohn gekommen war, um die Univerſität Cambridge zu beziehen. In England erhielt ich im März 1853 aus dem Altonaer Merkur die Kunde von dem Vergleiche meines Bruders mit dem Könige von Dänemark, und da ſeine Söhne nicht wohl gegen den Vater proteſtiren konnten, ſo lag mir die Pflicht ob: gegen den Londoner Traktat ſowohl als gegen den Vergleich des Herzogs Proteſt einzulegen. Dieß that ich ganz zufällig abermals an dem verhängnißvollen 24. März, indem ich beim engliſchen Premierminiſter ein Schreiben niederlegte, in welchem ich er-

klärte, daß der Londoner Traktat keine Gültigkeit haben könne, weil er ohne Zuthun und wider den Willen der Erbberechtigten geschlossen worden sei und ich mir daher meine Rechte ungeschmälert vorbehalte. Das in der Anlage 11 befindliche Antwortschreiben des Lords Aberdeen bescheinigt, daß er als Premierminister diesen Protest dem Secretair der äußeren Angelegenheiten überliefert habe. Derselbe befindet sich also jetzt im Archive dieses Ministeriums.

Während meines Aufenthaltes in England war mir darüber kein Zweifel geblieben, daß die ganze Behandlung der schleswigholsteinischen Angelegenheit seit dem Waffenstillstande von Malmoe ein Spiel der russischen Diplomatie geworden war und daß Preußens Verrath an der Sache durch russischen Einfluß auf den jetzt ziemlich ans Licht gebrachten Manteuffel bewirkt worden sei. Der Londoner Traktat aber hat statt die Sache zu vereinfachen, sie geflissentlich nur rechtlich noch mehr verwickelt, um die Herzogthümer und mit ihnen Dänemark schließlich in russische Hände zu spielen. In meinem Proteste, den ich sowohl dem Könige von Dänemark als dem dänischen Reichstage übersandte (siehe Anlage 12) machte ich daher die beiden Bedingungen für meine eventuelle Einwilligung, daß die Herzogthümer ihre frühere administrative Vereinigung wieder gewönnen und daß Rußlands und Dänemarks Kronen niemals ein und dasselbe Haupt bedecken dürften.

Die Folge hiervon war selbstverständlich meine konsequente Verfolgung seitens der russischen Diplomatie bis zur Stunde, und viele Unannehmlichkeiten, die ich in der geselligen Stellung erfahren mußte; doch dieses ist leichter zu tragen als die vielen Uebel, welche das Exil begleiten.

Als im Jahre 1857 die holsteinische Ständeversammlung

im Monat Auguſt zu keinem Reſultat kommen konnte, namentlich aber mit keinem Wort des Herzogthums Schleswig erwähnte, hielt ich es für nöthig, daß doch eine Stimme ſich für das alte Recht der Herzogthümer erhöbe und gab daher angelegtes Memorandum beim öſtreichiſchen Miniſterium des Aeußern ein (ſiehe Anlage 13), wofür mir eine anerkennende Kundgebung zu Theil ward.

Nach dieſen Angaben frage ich, ob mir mit Recht vorgeworfen werden kann, daß ich auch nur einen Augenblick der vaterländiſchen Sache abtrünnig geworden wäre? Allerdings glauben Manche, daß, weil ich bald in England, bald in Deutſchland, bald in Frankreich lebte, es mir leicht ſein müſſe, die Abweſenheit von der Heimat zu verſchmerzen. Freiwillig reiſen und gezwungen reiſen, das iſt ebenſo verſchieden als leben und leben. Man kann in Luxus und Freuden leben und man kann ohne Vergnügungen und beſchränkt leben. Beſonders iſt es aber für Jemanden, der ſein ganzes Leben an beſtimmte Beſchäftigung gewöhnt war, ein hartes Schickſal, ſich außerhalb eines beſtimmten Geſchäftes zu befinden. Ohne Scheu behaupte ich daher, daß Keiner mehr als ich für die ſchleswig-holſteiniſche Sache geopfert hat und Keiner mit mehr Undank von den Herzogthümern behandelt worden iſt als ich.

Mit Recht kann ich hier die Worte des Freiherrn von Stein (Pertz, Leben Stein's, II. Theil pag. 602) auch für mich in Anſpruch nehmen:

„Zu den wohlthätigen Künſten, die die glückliche mit dem 4. Mai 1789 beginnende Epoche zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hat, gehört die Kunſt der Verläumdung. Iſt man als eines ihrer Opfer bezeichnet, iſt es einmal feſtgeſtellt, man müſſe verläumdet werden, dann kommt es nicht auf

verflossenes Leben, behaupteten Charakter, Wahrscheinlichkeit der Beschuldigungen an, sondern nur darauf, ob die angestellten Anklagen dem vorgesetzten Zwecke entsprechen; dann läßt man die Maschine spielen. Es bedarf nur dreister Versicherungen, unverschämter Behauptungen, in kurzer Zeit ist die Meinung allgemein verbreitet, herrschend; die Feinde sind thätig, der große Haufen boshaft, leichtgläubig; die Freunde sind unter dem Scheine der Unparteilichkeit niederträchtig, — sie schweigen, wo sie fest auftreten sollten; zuletzt geht einer nach dem andern zu der Gegenpartei über aus lauter reinem Eifer für das Gute, Pflicht- und Zartgefühl. Alle Leidenschaften, die man in seinem ganzen langen Leben beleidigt, alle Anmaßungen, die man gekränkt, — leben nun auf; alle wollen den Tag der Rache feiern und von dem Fett des Opfers schmausen!"

Nachtrag.

XIX.

Die Kriegführung des Jahres 1849.

Es kann Niemanden wundern, wenn ich über die Schickſale des Landes, deſſen Rechte und Intereſſen ich zu vertheidigen bemüht war, und der Armee, deren Schöpfer ich geweſen, meine Anſichten ausſpreche und daran einige Reflexionen knüpfe. Mit dem 9. September 1848 habe ich die erſte Abtheilung dieſer Blätter geſchloſſen und nehme den Faden zu der Zeit wieder auf.

Die proviſoriſche Regierung, hocherfreut darüber, ihren Todfeind los geworden zu ſein, wollte nun die Komödie noch etwas fortſpielen und übergab temporär dem General v. Baudiſſin den Befehl der Armee, obgleich Wrangel ihn dem General v. Bonin zugetheilt hatte. Dies war um ſo lächerlicher, da Baudiſſin als nicht für ein ſelbſtſtändiges höheres Kommando geeignet in der ſchleswig-holſteiniſchen Armee bekannt war. Alſo General Baudiſſin im Kommando und Hardesvoigt Jacobſen in der Armee-Adminiſtration, das waren die beiden Geiſter, die meine Verſäumniſſe gut machen ſollten! Bonin ſpielte ſeine Rolle auch fort und kam am 24. September, wie ſchon geſagt, zu mir, um mich zu Rathe?! zu ziehen, ob er den Befehl

der Armee übernehmen solle. Die provisorische Regierung bezweckte aber noch etwas Anderes mit dieser Zögerung. Es war ihr darum zu thun, die Zügel so lange als möglich in Händen zu behalten; ja sie hoffte noch immer den Waffenstillstand in Frankfurt für nichtig erklärt zu sehen. Dazu war Olshausen nach seinem Austritte aus der provisorischen Regierung (mit derselben näher verabredet) nach Frankfurt geeilt; ferner ward von allen Anhängern der provisorischen Regierung im Lande mit Eifer gepredigt, der Waffenstillstand sei ein Verderben, Preußen habe uns verrathen, und überall wurde den braven preußischen Truppen Unfreundlichkeit und Undank gezeigt. Selbst General v. Wrangel zog es vor, bei Nacht und Nebel von Schleswig nach Altona mit Postpferden zu fahren und nicht die Eisenbahn zu benutzen, weil man daselbst Anstalten getroffen haben sollte, ihn zu insultiren. Ja es ist sehr die Frage, ob nicht die Ermordung Auerswald's und Lichnowski's durch diese Hetzungen der provisorischen Regierung veranlaßt wurde.

Bei solchen preußenfeindlichen Aufregungen würde es inkonsequent gewesen sein, einem preußischen General gleichzeitig das Kommando der Armee zu übergeben, um so mehr da diese, repräsentirt durch das 2. Bataillon, das in Rendsburg in Garnison lag, sich sehr unzufrieden über meinen Rücktritt zeigte. Erst als am 16. September die Nationalversammlung dem Waffenstillstand ihre Zustimmung gegeben hatte, hörte dieser Widerstand auf oder beschränkte sich nur auf kleine Zänkereien über die Ausführung desselben.

Nun konnte also Bonin ernannt werden, und bei Gelegenheit einer bald von ihm unternommenen Inspektionsreise nach den verschiedenen Kantonnirungsorten der Armee ward der Befehl erlassen, ihn auf alle mögliche Weise zu feiern. Von den

Truppen, mit Ausnahme des 9. (v. d. Tannſchen) Bataillons, ward er aber kalt empfangen.

Im Laufe des September hatte der unermüdliche Krohn das letzte unter mir noch nicht eingekleidete Jägercorps ausgerüſtet und die fehlenden Torniſter bei zwei anderen Bataillonen vollſtändig angeſchafft; alſo würde eigentlich nach dem Gedankengang der proviſoriſchen Regierung dem General v. Baudiſſin der Ruhm gebühren, die Armee organiſirt und ausgerüſtet zu haben. Doch derſelbe hat dieß ebenſowenig prätendirt, als Bonin es ſich in Wort und Schrift angemaßt hat.

Ich hatte während des Feldzuges von 1848 deutſches Commando und das preußiſche Exercirreglement eingeführt; alſo auch dieß zu thun blieb nicht meinem Nachfolger vorbehalten. Das Eine und Wenige, welches noch zu thun blieb, war, die verſchiedenen Jahrgänge der Soldaten in den Bataillonen zu egaliſiren. Dies war allerdings eine langwierige Arbeit, aber ſie konnte im Bureau ohne Zuthun des Generals ausgeführt werden. Die älteren Leute wurden nun beurlaubt, um die neu eingetretenen Rekruten deſto beſſer durchzuarbeiten und doch Koſten zu erſparen.

So verging der Herbſt und Winter bis die Kündigung des Waffenſtillſtandes am 26. Februar die Einberufung der ganzen Stärke bei allen Truppentheilen veranlaßte.

Im Verlaufe des Waffenſtillſtandes wurden mehrere Batterieen hergeſtellt und auch die reitende Batterie organiſirt; aber die Armee ward durch Entlaſſung mancher höheren ſchleswig-holſteiniſchen Officiere und Armeebeamten aus einer ſchleswig-holſteiniſchen Armee in eine mehr preußiſche umgewandelt und für die Heranbildung junger eingeborener Officiere nichts gethan.

Man kann überhaupt den General v. Bonin nicht von dem Vorwurfe freiſprechen, daß er der Armee eine Geſtaltung gab, die mit ihm fiel, wenn er ſie verließ. Es dürfte daher hier am Orte ſein, meine Anſicht über ſeine wahrſcheinlichen Motive auszuſprechen.

Bonin iſt ein ehrgeiziger Mann, der von Vermögen entblößt, wohl weiß, was ein großes Gehalt für einen Werth hat, und daß man ſich Einfluß und Renommée verſchaffen muß, um beſtändig ein ſolches zu beziehen. Man muß jedoch aufs Beſtimmteſte anerkennen, daß er von allen preußiſchen Generalen, die in den Herzogthümern waren, der Einzige iſt, der wirklich für ihre Sache ſich intereſſirt hat. Dafür ſei ihm ein aufrichtiger Dank und unbedingte Anerkennung ausgeſprochen. Man darf es ihm deßhalb nicht zu viel vorwerfen, wenn er dieſe Sache ausbeutete, um für ſeine künftige Stellung zu wirken. Mit einem ſcharfen, ſchlauen Verſtande begabt, ſah er ſofort im April 1848 ein, daß, indem er der Sache der Herzogthümer ſich hingab, er ſich in Deutſchland einen guten Namen mache. Im Herbſte deſſelben Jahres war es ihm klar, daß wenn er den Oberbefehl der Bundestrupen übernahm, er nicht in die holſteiniſche Armee eintreten könne, ſondern nur das Kommando derſelben übernehmen dürfe unter beſonderer Bewilligung und auf Befehl des Königs von Preußen; denn dann führte er den Befehl über 20,000 Mann, alſo, wenn er dieſes aufgab, konnte man ihm nicht weniger als eine Diviſion geben, und geben mußte man ſie ihm, denn er war auf allerhöchſten Befehl im aktiven Dienſt vor dem Feinde geweſen, und nur auf allerhöchſten Befehl würde er dieſe Stellung haben aufgeben müſſen.

Hier trat aber wieder die Dummheit der proviſoriſchen Re-

gierung hell zu Tage, die Armee ihres eingebornen Befehlshabers, der ſich ganz der Landesſache hingegeben und geopfert hatte, durch kleinliche Intriguen zu berauben und ihr einen Fremden von fremdem Willen abhängigen zu geben, der jeden Augenblick mit oder gegen ſeinen Willen ihr entzogen werden konnte.

Nach vielem Hin- und Herreden und -Schreiben kam endlich die ſogenannte gemeinſame Regierung zu Stande und das Land ward von der proviſoriſchen Regierung befreit, deren Verfügungen und Anordnungen einander ſtets widerſprachen, indem Alles mehr oder weniger wieder auf die früheren Verhältniſſe zurückgeführt ward. Man kann mit Recht der gemeinſamen Regierung es nachrühmen, daß die Herzogthümer unter ihrer Leitung es glücklich empfanden, ganz ſelbſtſtändig ohne fremden Einfluß regiert zu werden.

Zur Durchführung des von Beſeler und Reventlow angelegten Planes, nach der Beendigung des Waffenſtillſtandes wieder die Regierung der Herzogthümer an ſich zu reißen, ging Letzterer nach Frankfurt, um mit ſeinem Univerſitätsfreunde, Heinrich v. Gagern, die Intrigue auszuſpinnen, die ihnen bei der Indolenz, politiſchen Ungebildetheit und Befangenheit der Bewohner der Herzogthümer und beſonders der Mitglieder der ſogenannten Landesverſammlung auch wirklich gelang.

Am 24. März 1848 waren die beiden Obengenannten die erwählten Bewahrer der Rechte der Herzogthümer. Man hatte damals durchaus keine Erfahrung von ihrer Befähigung, und es war in dem Augenblicke auch keine Zeit zu verlieren, alſo mußte zugegriffen werden, wie die Verhältniſſe eben ſtanden. Ganz anders geſtalteten ſich jetzt die Umſtände. Die Erfahrung von ſieben Monaten mußte den Leuten gezeigt haben, daß ihnen die Eigenſchaften fehlten, welche die ſchwierigen Verhältniſſe

erheiſchten. Es konnte folglich blos das Reſultat einer übermäßigen Selbſttäuſchung wie eines unbeherrſchten Hochmuths ſein, welches dieſe beiden unbedeutenden Männer dazu anſpornte, ſich dem Lande aufzudrängen und dadurch zu veranlaſſen, daß die Abſicht, einen deutſchen regierenden Fürſten an die Spitze der Herzogthümer zu ſtellen, vereitelt ward. Die ſelbſtſtändige Leitung ihrer politiſchen Verhältniſſe war den Herzogthümern längſt entzogen; aber einen ganz andern Anſtrich hätte ihre Sache bekommen, wenn ſtatt zweier Mitglieder der mehr oder weniger nicht gern geſehenen proviſoriſchen Regierung ein regierender Fürſt ſie gleichſam legitimirt hätte. Zwar nannten die beiden Mitglieder der beſtellten Statthalterſchaft ſich Jeder einzeln Statthalter Beſeler und Statthalter Reventlow (man möchte fragen, ob der Eine ein negativer, der Andere ein poſitiver ſein ſollte, oder welcher Perſonen Stelle der Eine oder der Andere einnahm), aber durch ſolche Geckerei konnten ſie doch blos den Leuten imponiren, die entweder gar keinen Begriff von politiſchen Stellungen haben, oder ſolchen, die durch ihre perſönlichen Beziehungen zu den Herren Statthaltern etwas zu erreichen hofften. Außerhalb der Grenze der Herzogthümer war die Statthalterſchaft ein Kollegium, dem man bekanntlich viel mehr bieten kann, als einer einzelnen Perſon, und Dänemark gegenüber war es eine Beleidigung, zwei Individuen, die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung geweſen waren, deren Entlaſſung Dänemark als erſte Bedingung eines Waffenſtillſtands gefordert hatte, jetzt wieder mit der Regierung in den Herzogthümern zu beauftragen. Wenn Herr v. Gagern keine andern Verſtöße gemacht hätte, ſo war dieſes Machwerk zu dem Beweis genügend, daß er jeder höhern politiſchen Einſicht entbehrte.

Es waren also jetzt die beiden Leute wieder an's Ruder gekommen, welche schon einmal die gerechte Sache der Herzogthümer an den Abgrund gebracht hatten, welche jetzt sie vollends ihrem Verderben zuführen sollten. Je weniger von ihnen geredet wird, desto besser; deßhalb wende ich mich blos zu der Führung des Krieges.

Nach Kündigung des Waffenstillstandes ward die schleswig-holsteinische Armee unter die Waffen gerufen und begann Mitte März 1849 ihren Marsch nach dem nördlichen Schleswig in der Stärke, Eintheilung und Organisation, wie sie am 9. September 1848 abgeliefert worden war.

Die deutsche Centralgewalt wollte diese Gelegenheit benutzen, um zu erfahren, in wie weit die deutschen Fürsten ihrer Aufforderung Folge leisten würden, und schrieb eine Armee von 80,000 Mann aus, die gegen Dänemark marschiren sollte. Oesterreich entschuldigte sich mit dem Kriege in Ungarn und Italien; alle übrigen Bundesstaaten erfüllten mit Eifer ihre Verbindlichkeiten.

Zu den Feldherrn-Eigenschaften des Generals v. Wrangel hatte man kein großes Vertrauen gefaßt, auch war er der Linken in Frankfurt sehr verhaßt, weil er dem Berliner Unfug ein Ende gemacht hatte. Die Centralgewalt richtete daher ihr Augenmerk auf den König von Würtemberg, um ihm den Oberbefehl des Bundesheeres anzubieten. Dieser war, wie man sagt, auch nicht abgeneigt, den Oberbefehl zu übernehmen. Statt nun ohne Weiteres Se. Majestät den König von Würtemberg zum Bundes-Oberbefehlshaber zu ernennen, beging Herr v. Gagern den Fehler, erst in Berlin es anzuregen, daß es wohl nöthig sei, zur Ernennung des Oberbefehlshabers zu schrei-

ten. Das Berliner Kabinet antwortete hierauf, daß es ganz derselben Ansicht sei, und deßhalb den General v. Prittwitz dazu ernannt habe.

Dadurch ward die Kriegsführung wieder in Rußlands Hände gelegt, indem es dem Oberbefehlshaber von preußischer Seite zur unabweislichen Pflicht gemacht ward, die Dänen auf dänischem Boden nicht anzugreifen. Trotz aller Mahnungen und Befehle von Frankfurt führte daher General v. Prittwitz keinen schlagenden, sondern einen schiebenden Krieg mit 80,000 gegen 30,000 Mann, der selbstverständlich bei der geographischen Beschaffenheit Dänemarks mit Nichts enden konnte.

Es sind dem General v. Prittwitz sehr harte Beschuldigungen über seine Operationen gemacht worden; ich meinerseits werfe ihm vor, daß er ein solches Kommando, welches ihn unter zwei Herren stellte, unter den gemachten Bedingungen annahm. Hatte er's aber einmal gethan, dann konnte er nicht anders handeln, als er that; und es war wieder ein unkluger und undankbarer Streich der Herren Reventlow und Beseler, ihren Einfluß dazu zu benutzen, um dem General v. Prittwitz die Abreise aus den Herzogthümern unangenehm zu machen.

Dem Bundes-Oberbefehlshaber war es von seinem eigenen Kriegsherrn vorgeschrieben, die Dänen nur auf dem Gebiete der Herzogthümer ernstlich anzugreifen, auf dänischem Gebiete aber nur gegen sie zu manövriren. Durch die Voreiligkeit des Generals v. Bonin ward vereitelt, daß man die dänische Armee innerhalb der Grenzen der Herzogthümer concentrirt finden und mit Uebermacht schlagen konnte. Eine alte Animosität, welche zwischen den beiden Generalen herrschen sollte und die angebliche Härte, die darin liegen sollte, daß man dem General Bonin jetzt den Oberbefehl über die Bundestruppen

entzog, den er mit aller Anerkennung während des Waffenstillstandes geführt habe, wurde öffentlich besprochen und dem Publikum aufgetischt, um gewissermaßen eine Entschuldigung dafür zu bringen. Was aber in Wirklichkeit Bonin zu seinem Verfahren bestimmte, das war der Wunsch, wo möglich einige Lorbeeren für sich allein zu gewinnen, und sein Bestreben, seinen Namen vor das Publikum zu bringen als den eines Mannes, der allein eine kräftige Kriegführung einzuleiten wisse oder Willens sei, sie einzuleiten.

Wie denn nun einmal es in der Welt sich gestaltet, jeder Mensch, der Sporen trägt, glaubt reiten zu können, obgleich es unter tausend Reitenden nur Einen Reiter gibt; so glaubt jeder Mensch militärische Operationen beurtheilen zu können, obgleich von Tausenden kaum Einer auch nur eine Idee davon hat, was sie erfordern und worin sie bestehen. Man beurtheilt gewöhnlich nach dem Ausfalle der Details den Plan und die Oberleitung, wie gerade in diesem Falle man Prittwitz vorwirft, was Bonin verschuldet hat. Hätte Bonin, statt in Sundewitt sich auf eine ungeschickte Art mit den Dänen einzulassen und von Norden her ihnen das Vorrücken zu erschweren, sich ganz ruhig nach Flensburg und von dort auf Schleswig zurückgezogen, dann hätte Prittwitz die gesammte dänische Armee bei Flensburg angreifen können, der ganze Feldzug und das Schicksal der Herzogthümer würde sich anders gestaltet haben, wenn auch im zweiten Jahr eine Niederlage die Dänen aus dem Herzogthum Schleswig vertrieben hätte.

Auf die einzelnen Gefechte will ich später wieder zurückkommen und vor der Hand erst die allgemeine Sachlage betrachten.

General v. Prittwitz trat am 24. März 1849 den Oberbefehl über sämmtliche in den Herzogthümern befindliche Trup-

pen an. Es ſollte ſich alſo von ſelbſt verſtehen, daß von dem Tage an keine Bewegung, welcher Art ſie ſei, ohne ſeine Bewilligung vorgenommen würde. Ob Prittwitz hier gleich ſtark genug aufgetreten iſt und den verſchiedenen Korpsbefehlshabern beſtimmt befohlen hat, ſeine Inſtruktionen abzuwarten oder ihre Meldungen mit beigefügten Vorſchlägen oder Bemerkungen zu verſehen, iſt nicht bekannt. Ob überhaupt der Oberbefehlshaber mit mehr Einſicht in die politiſchen Beziehungen den Befehl der Armee angetreten hat, als Wrangel, iſt nicht entſchieden, aber von einem ſo wiſſenſchaftlich gebildeten Militär, der unter einem ſo anerkannt tüchtigen General als Bülow ſeine Schule in den Jahren 1813, 14 und 15 gemacht hat, muß man vorausſetzen, daß er mit allen Verhältniſſen ſich näher bekannt gemacht und einen Feldzugsplan entworfen hatte u. ſ. w.

General v. Bonin ſtand mit den ſchleswig-holſteiniſchen Truppen nördlich von Flensburg. Es wäre das Natürlichſte geweſen, daß der Oberbefehlshaber ſich ſofort nach Schleswig begeben, dorthin die verſchiedenen Diviſions- und Korpskommandanten, wie auch den General Bonin beſchieden, ihnen ſeinen Plan mitgetheilt und auf ſolche Weiſe Einheit in die Operationen gebracht hätte. Dieſes geſchah aber nicht, ſondern man ließ den General v. Bonin auf eigene Hand operiren, bis der Oberbefehlshaber in Flensburg mit der Avantgarde der Bundesarmee ankam; da war die Sache aber ſchon verdorben; denn nun zogen ſich die Dänen theils nach Alſen, theils über die nördliche Grenze Schleswigs auf däniſches Gebiet zurück, wo ſie, wie ſie von Rußland aus die genaueſte Kenntniß erlangt, keinen Angriff zu befürchten hatten.

Dem General v. Prittwitz kann, wie geſagt, vorgeworfen werden, daß er nicht entſchieden genug auftrat, welches bei einer

so bunt zusammengesetzten Armee durchaus erforderlich war, deren Unterabtheilungen zum Theil von improvisirten Generalen, denen wieder Dilettanten-Generalstabsofficiere zur Seite standen, geführt wurden. Ueberhaupt dürften künftige Bundes-Armeekommandanten sich manche gute Lehre aus den Erfahrungen der Generale v. Wrangel und v. Prittwitz holen und mit einer tüchtigen Instruktion über Dienst- und Rangverhältnisse unter den Korpskommandanten und mit näheren Bestimmungen über gewöhnliche Dienstverrichtungen anfangen, sonst wird es immer heißen: „Bei uns gilt dieß und das!" u. s. w., und unter diesem Deckmantel thut Jeder, was ihm gerade gefällt. Wenn dagegen von dem Gesichtspunkte ausgegangen wird: hier muß Alles nach Einer Pfeife tanzen, und nur ein paar Mal die höchsten Officiere recht ordentliche Verweise für Uebertretungsfälle bekommen, dann geht die Maschine von selbst.

Also Prittwitz ließ Bonin gewähren. Was that dieser? Nach einem weitschweifigen officiellen Berichte, den er der Statthalterschaft vorlegte, wollte er in Sundewitt Napoleons Kriegführung in Frankreich im Jahre 1814 nachahmen, und bald die von Alsen, bald die von Jütland eindringenden Dänen niederwerfen. Der kommandirende General der schleswig-holsteinischen Truppen hat schwerlich viel über jenen Feldzug gelesen, sonst würde es ihm klar geworden sein, daß nicht Napoleons Talent darin leuchtete, sondern daß die ungeschickte Führung seiner Gegner ihm die Vortheile in die Hand gab, welche die Einnahme von Paris und den Sturz seines Thrones so lange hinhielten, den Alliirten aber unendlich viele Menschen kosteten. Er würde ferner aus Napoleons eigenen Aeußerungen gesehen haben, daß dieser das südlich vom Po gelegene Italien als für strategische Bewegungen viel zu schmal erklärte, und aus dieser Erklärung

die Folgerung gezogen haben, daß das nur 7 Meilen breite, von einer einzigen Chaussée durchzogene Schleswig sich vollends zu solchen Bewegungen nicht eignete, als diejenigen, zu denen die Unbeweglichkeit des Fürsten Schwarzenberg den französischen Marschällen die Gelegenheit bot. Wenn man die errungenen Vortheile Napoleons von 1814 näher betrachtet, so lagen sie nicht so sehr in der Taktik oder dem Verdienste der einzelnen Korpskommandanten, als in dem fehlerhaften allgemeinen Operationsplan der Alliirten.

Anstatt gleich im November 1813 über den Rhein zu gehen, als keine französische Armee sich blicken ließ und selbst nicht vorhanden sein konnte und eine gesegnete Ernte Speicher und Scheuern gefüllt hatte, ließ man 6 Wochen verstreichen, ehe man den Entschluß faßte, die französische Grenze zu überschreiten. Man hatte in dieser Zeit nicht einmal für Magazinirung gesorgt, sondern marschirte auf das Requisitions-System sich verlassend in Frankreich ein, um Paris zu erreichen.

Der unerschrockene Blücher, der diesen Endpunkt des Kampfes, seit er den Befehl der schlesischen Armee, glorreichen Andenkens übernommen, festhielt, dem dieses Ziel sowohl an der Katzbach als beim Uebergang über die Elbe bei Wartenburg, bei der Ausweichung nach Halle, in der Schlacht bei Möckern, während seiner alleinigen Verfolgung der bei Leipzig geschlagenen französischen Armee, als auch bei seinem endlichen gegen königliche Zumuthung vollbrachten Uebergang über den Rhein, bei seinem plötzlichen Erscheinen bei Brienne und bei seinem Vormarsch von Chalons über Etoges und Epernay u. s. w. vorschwebte, dieser von vielen nicht sattsam geschätzte Feldherr (weil er keinen fehlerfreien Brief schreiben konnte und sich mit den Details der Befehle nicht abgab) hat aber gerade

darin seine Größe gezeigt, daß er ohne Abweichung immer an dem angelegten Plane festhielt, durch erlittene Verluste sich nicht abschrecken ließ, sondern beständig darauf los ging, nicht allein um dem Feinde keine Rast und Ruhe zu lassen, sondern auch durch sein Vordringen seine Mitkämpfer aus ihrer Lethargie heraus zu drängen, so Bernadotte an der Elbe, so Schwarzenberg bei Chaumont, Bar und Troyes. Ja, Blücher, von dem der französische Schriftsteller Charras in Bewunderung sagt: „Dieser merkwürdige Heldengreis, der am 16. Juni bei Ligny im Gefecht unterlegen, der selbst von dem unter ihm erschossenen Pferde gequetscht war, antwortete am 17. Wellington: er würde nicht allein am 18. zu seiner Unterstützung bei Waterloo erscheinen, sondern falls Napoleon an diesem Tage nicht angriffe, wollten sie gemeinschaftlich am 19. ihn angreifen," — dieser Feldherr mußte eben wegen der von allen Subsistenzmitteln entblößten Gegend seine Armee in verschiedenen Abtheilungen von Chalons aus in Marsch setzen und gab dem Feinde, der von der alliirten Hauptarmee gar nicht beläftigt wurde, dadurch die Möglichkeit, ihm Verluste beizubringen, die nun durch die Ungeschicklichkeit mehrerer seiner Unterbefehlshaber oder durch ihre Halsstarrigkeit eine noch ernstlichere Wendung nahmen, als es sonst geschehen wäre.

Dieses Alles scheint aber dem schleswig-holsteinischen Feldherrn nicht recht bekannt gewesen zu sein und ihm haben nur einzelne Artikel in der Militär-Litteratur-Zeitung vorgeschwebt, welche um die deutsche Kriegführung zu heben, die französische als den Lichtpunkt napoleonischen Talents hinstellen. Diese ganze Nachahmung Napoleons schlug aber vollkommen fehl und nur darin konnte eine Aehnlichkeit gefunden werden, daß der erwähnte Bericht mit einem napoleonischen Bülletin auf die-

ſelbe Stufe zu ſtellen war. Es fand ſich darin kein hinreichender Grund angegeben, warum die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen bis Düppel vormarſchirt, noch weniger aber, warum ſie wieder zurück gegangen waren. In dem koupirten Terrain hätten ſie Stand halten müſſen und können, falls irgend ein Zweck mit ihrem Vormarſch verbunden geweſen wäre. Kaum angegriffen, zogen ſie ſich ſchon zurück, obgleich Hadersleben noch in den Händen des 1. Jägercorps war. Geſetzt nun, daß Bonin nach dieſem unerklärlichen Vor- und Rückgehen zum Schutze ſeines linken Flügels ſich an der Chauſſée zwiſchen Flensburg und Apenrade aufgeſtellt und dort ein unvortheilhaftes Gefecht entrirt hätte, dann wäre er in die Marſchen gedrängt worden, wo er alle ſeine Artillerie hätte verlieren und andere dergleichen Unfälle ihm hätten zuſtoßen können.

Es konnte daher durchaus nichts anderes mit dieſer Operation beabſichtigt ſein, als Stoff zu einem erſten Bülletin zu gewinnen.

Als die Dänen bei Hokerup ankamen, erfuhren ſie die Annäherung der Bundesarmee und überließen daher den ſchleswig-holſteiniſchen Feldherrn ſeinen eigenen Reflexionen, indem ſie in der Nacht noch Kehrt machten und nach Sundewitt und Alſen zurückmarſchirten. Jetzt erſt, nachdem Bonin den ganzen Feldzug verdorben hatte, ging er, um dem General v. Prittwitz in Flensburg zu begegnen, und ward von dieſem beauftragt, gegen die nördliche Grenze Schleswigs zu marſchiren, ſelbige aber nicht zu überſchreiten.

In der Hoffnung, die Dänen würden noch einmal von Alſen vorbrechen, ging Prittwitz mit dem Gros ſeiner Armee nach Sundewitt. Es hatte dieſes aber kein anderes Reſultat, als daß die Lobredner des Herrn v. d. Tann, der als Chef des Stabes bei der 1. Diviſion ſtand, Gelegenheit fanden, eine

fabelhafte Beſchreibung der Erſtürmung der ſogenannten Düppeler Schanzen zu machen, deren Wegnahme übrigens ohne alle Mühe des Nachts geſchah, als die Dänen aus Vorſicht die meiſten Kanonen nach Sonderburg hinübergeführt hatten, ſo daß in Wahrheit der berühmte Sturm in einer Ueberraſchung einiger ausgeſtellter Poſten beſtand.

Bonin ging ohne Widerſtand zu finden bis Wonſild vor und blieb hier ganz abgeſondert von der übrigen Armee mit ſeinen 16,000 Mann ſtehen. Es begann jetzt wieder die gewöhnliche Prahlerei der Tannianer. In der ſchleswig-holſteiniſchen Zeitung ſprach man von dem durch verrätheriſche Oberleitung gehemmten Löwenmuthe des jetzigen 9. Bataillons und wie die Herzogthümer von ihrer tapfern Armee erwarteten, daß ſie keine Rückſicht auf Befehle nehmen würde, welche den Landesintereſſen entgegen wären u. dgl. m.

Die Folge war, daß eines Morgens die Grenze überſchritten und Colding beſetzt ward. Im Berichte über dieſen Vorfall entſchuldigte ſich Bonin gegen den Oberbefehlshaber damit, daß er die Impetuoſität ſeiner Truppen nicht länger hätte bändigen können. Ein ſchönes Lob für eine Truppe, die auf Mannszucht Anſpruch macht. Doch muß man dieſe Phraſe nicht den Soldaten anrechnen, denn die Truppe war in der That gut und würde eine auserleſene geworden ſein, falls ihr Befehlshaber verſtanden hätte, ſeine Aufmerkſamkeit darauf zu verwenden.

Obgleich Bonin ohne Verbindung oder Soutien 8 bis 10 Meilen von den nächſten Truppenabtheilungen der Bundesarmee einem überlegenen Feinde gegenüber ſtand, verlegte er doch ſein Corps in ein Kantonnement von circa 2 Meilen Ausdehnung; zwar hinter der Koldinger Aue, die aber an vielen Stellen furthbar und mit mehreren Brücken verſehen war.

Das 1. Jägercorps, die Perle der Armee, war nördlich und östlich vor Colding vorgeschoben und hatte sich daselbst durch Erdaufwürfe ziemlich gedeckt aufgestellt. Am 23. April griffen die Dänen gleich nach Tagesanbruch das ganze Kantonnementsgebiet der Schleswig-Holsteiner an. Diese eilten von ihren Sammelplätzen bataillons- und compagnieweise dem Feinde entgegen, ohne daß an eine Oberleitung gedacht ward. Die vorzügliche Haltung des 1. Jägercorps hemmte während einiger Stunden das Gros der Dänen, und als diese endlich in die Stadt Colding drangen, wurden sie durch die südlich derselben aufgefahrenen zwei 12pfündigen Batterieen am Debouchiren verhindert.

Das Gefecht hatte auf dem linken Flügel der Schleswig-Holsteiner fast fortwährend sich auf demselben Terrain- hin und herbewegt. Es sollte aber das Zentrum, wenn man diesen Ausdruck bei einem nicht rangirten unzusammenhängenden Gefecht gebrauchen darf, vom dänischen General Rye angegriffen und gebrochen werden; und schon war dieser im Begriff, die Brücke bei Seest zu überschreiten, als Hauptmann Dalitz seine reitende Batterie ihm entgegen führte. Die Dänen, diese für ein anrückendes Kavallerie-Regiment haltend, stutzten, und wurden durch den Vormarsch einiger Bataillone in Vereinigung mit dem Feuer der Batterie zum Rückmarsch bewogen.

Obgleich das Terrain in Jütland der Kavallerie-Verfolgung jede Chance bereitet, so fand eine solche doch nicht statt. Wahrscheinlich wollte Bonin, der bisher gar nicht geleitet hatte, auch jetzt nicht eingreifen und folgte bei dieser Gelegenheit dem Beispiel des Kommandanten von Kopenhagen 1807, des Generals Peymann, der, als man ihn aufforderte der Landung der Engländer sich zu widersetzen, antwortete: „Man muß den Feind

nicht irritiren." So wollte wohl auch hier der schleswig-holsteinische Feldherr den Feind nicht reizen, daß er möglicherweise wieder umkehre und ihn angreife.

Es war übrigens erst 3 Uhr, als die Dänen den Rückzug in divergirenden Richtungen nach Fridericia und Veile antraten, folglich hatten die 10 Schwadronen Kavallerie mit der reitenden Batterie noch volle 4 Stunden Tageslicht, um recht tüchtig Gefangene zu machen und Unordnung im Rückzuge hervorzubringen. Statt dessen ergriff der Feldherr die Feder und verfaßte ein napoleonisches Bülletin, in welchem er sich selbst drei Mal dem Publikum vorführte; so weit ich mich erinnere, beschrieb er auch, wie er sich bei der 12pfündigen Batterie vor Colding auf einen Stuhl gesetzt hatte.

Diese Schlacht bei Colding machte aber den schleswig-holsteinischen Truppen die größte Ehre, denn ohne vorherige Befehle und ohne planmäßige Aufstellung schlugen sich die einzelnen Truppenkörper entschlossen und fest und brachten die Dänen nur durch diese gute Haltung zum Weichen.

Dieß war für die Landessache von größter Wichtigkeit, weil es den Dänen die Ueberzeugung gab, daß die Schleswig-Holsteiner im offenen Kampfe ihnen gewachsen seien. Es würde auf die Verhandlungen im Herbst 1849 und im Jahre 1850 großen Einfluß geübt haben, hätte nicht der Leichtsinn Bonins bei Fridericia Alles wieder vereitelt. Doch darauf komme ich später zurück. Jetzt noch eine Betrachtung, die für kommende Fälle dienen kann.

Bonin hatte wiederholt vom Bundes-Oberbefehlshaber die Weisung bekommen, nicht auf dänisches Gebiet zu gehen. Er hatte diesen Befehl übertreten, als er unangefochten Colding besetzte, wahrscheinlich um sich von der schon laut werdenden

Beſchuldigung der thatloſen Kriegführung in den Augen des Publikums zu reinigen. Jetzt ward er von den Dänen angegriffen und ſchlug ſie zurück; aber, wo er mit vollem Rechte nicht allein, ſondern nach allen Vorſchriften der Kriegskunſt und allen Gefechtsregeln ſie verfolgen und ihnen erhebliche Verluſte beibringen konnte, blieb er unbeweglich ſtehen.

Alſo ihm fehlte das erſte und nothwendigſte Requiſit des Feldherrn, das feſte Bewußtſein deſſen, was als Grundzug ſein Verhalten in den einzelnen Fällen leiten ſollte.

Warum gehorchte er dem General v. Prittwitz nicht? Waren es politiſche oder perſönliche Gründe? Warum verfolgte er die Dänen nicht? Aus politiſchen Gründen hätte er es thun müſſen, denn wenn er ſie auch nicht vernichten konnte, ſo hätte er ihnen doch einen noch größeren Reſpekt vor den ſchleswig-holſteiniſchen Truppen eingeflößt. Nehmen wir auch an, daß die Dänen die Verfolgung zurückgeſchlagen hätten, ſo würde dieſes ihnen ſelbſt viele Leute gekoſtet und ſie für den ganzen Feldzug geſchwächt haben, wogegen der Bundestruppen ſo viele im Anrücken waren, daß ein größerer Verluſt der Schleswig-Holſteiner gar nicht in Betracht kam.

Man muß daher zu dem Schluß kommen, daß entweder Bonin ſich auf der tempelhofer Heide am Ende eines vorgeſchriebenen Manövers gedacht hat, bei welcher Gelegenheit keine Verfolgung vorkommt, oder daß er ſeine von den Truppen für ihn errungenen Lorbeeren nicht auf's Spiel ſetzen wollte und daher erfreut über das günſtige Ende ſich jetzt der Ruhe hingab, um über die Abfaſſung ſeines Bülletins nachzudenken.

Tags darauf beſinnt ſich der kommandirende General eines Anderen und läßt nun zwei Recognoscirungen, eine gegen Veile, die andere gegen Fridericia vornehmen, die natürlich zu

nichts führen konnten als zur Beſchuldigung der Uebertretung der Grenze.

Nach mehreren Gefechten auf Sundewitt rückt endlich die Bundesarmee unter ihrem Oberbefehlshaber gegen Jütland vor; doch erforderte es manches Bedenken ehe dieſer ſich entſchloß, die Grenze zu überſchreiten. Dieß geſchah endlich am 7. Mai, und den ſchleswig-holſteiniſchen Truppen ward dabei zu Theil, gegen Fridericia vorzugehen und dieſe Feſtung ſowohl, als den Uebergang bei Middelfart zu beobachten, um den übrigen Theil der Armee gegen einen Flankenangriff ſicher zu ſtellen.

Es erhob ſich in Folge dieſer Dispoſition ein entſetzliches Geſchrei in den Herzogthümern darüber, daß Prittwitz auf ſolche Weiſe den ſchleswig-holſteiniſchen Truppen die ferneren Siege abgeſchnitten habe, daß es Verrätherei ſei u. ſ. w.

Was blieb aber dem General Prittwitz mit dem nicht gehorchenden Bonin zu thun übrig als ihm eine Poſition zu geben, wo er angegriffen werden mußte, um zum Gefecht zu kommen?

Was hätte Bonin thun müſſen? Er mußte jetzt durchaus beſtimmte Befehle fordern, ob er die Feſtung Fridericia nehmen dürfe, falls es ihm möglich ſei, oder ob er bloß abwehrend zu verfahren habe.

Bonin (und auch Delius) hatte 1848 drei Wochen in Fridericia ſein Cantonnements-Quartier gehabt; er mußte daher die Feſtung in allen ihren Verhältniſſen und Eigenſchaften kennen und darnach operiren.

Durfte er die Feſtung nehmen, dann war ſein Vormarſch über Gudſöe ein Fehler; durfte er ſie nicht nehmen, dann waren ſeine folgenden Belagerungspantomimen ein noch größerer Fehler.

Eine Recognoscirung am 3. Mai hatte gezeigt, daß die

Dänen auf die Behauptung der Stellung bei Gudsöe Gewicht legten und da sie ihre Avantgarde mit vieler Mannschaft verstärkt hatten, so war mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß ihre Hauptmacht sich zwischen Bredstrup und Snoghoi befände. Sollte daher ein Angriff auf sie mit Erfolg geschehen, so mußte ihnen der Rückzug nach der Festung abgeschnitten oder doch erschwert werden, um entweder mit ihnen in die Festung selbst zu dringen, oder sie bei einer beabsichtigten Einschiffung bei Snoghoi in die Enge zu treiben. Um dies zu erreichen, mußte manövrirt werden; damit befaßte sich aber Bonin nicht. Seine Sache war es nur darauf los zu laufen, den Stier bei den Hörnern zu packen, und damit Gott befohlen. Seine Cavallerie sandte er auf dem Wege, den er mit seiner Hauptstärke hätte nehmen müssen, während er gegen Gudsöe ein paar Bataillone hätte vorsenden sollen, die in einem Scheingefechte die Dänen dort festhielten, bis er über Hoirup und Taarup die Umgehung vollendet hätte. Wäre diese Bewegung vom Feinde entdeckt worden, hätte dieser die Stellung bei Gudsöe sofort ohne Weiteres verlassen müssen und ohne Blutverlust wäre das beabsichtigte Ziel erreicht worden; hätte der Feind aber die Umgehung nicht frühe genug entdeckt, dann konnten für ihn die größten Verluste daraus entstehen, denn jedenfalls würde ein Theil seiner Armee von der Festung abgedrängt worden sein, und wenn auch durch den Brückenkopf bei Snoghoi die Infanterie während der Einschiffung eine Deckung gefunden haben würde, so wäre jedenfalls an Einschiffung der Artillerie nicht zu denken gewesen.

Statt dessen geht Bonin mit seinem ganzen Armeecorps in einer langen Reihe auf der Colding-Snoghoier Chaussee vor und entsendet erst nach Beginn des Gefechts bei Gudsöe einige Bataillone links, um die bei Vilstrup stehenden Vorposten des

Feindes zurück zu treiben. Als jene vordringen, zieht ſich der Feind zurück; aber jetzt war keine Cavallerie an Ort und Stelle und ſomit der Kampf wieder ohne bedeutende Reſultate geblieben.

Die Dänen zogen ſich größtentheils nach Fridericia und auch nach Snoghoi zurück und ſetzten von beiden Stellen unmoleſtirt nach Fyen und ſpäter nach Alſen über.

Das Gefecht bei Gudſöe gab natürlich Gelegenheit, den Herzogthümern wieder einen ſchönen Bericht vorzumalen, worin das Treffen bei Gudſöe herausgeſtrichen ward; der Verluſt dieſer „Schlacht“: 7 Todte und 77 Verwundete, dämpft allerdings die großartige Auffaſſung ſehr. Unwillkürlich denkt man dabei an den einen Koſaken, den die ruſſiſche Armee in der Krim allezeit verlor.

Die Dänen waren bis auf die Feſtungsbeſatzung aus Fridericia fort und die ſchleswig-holſteiniſchen Truppen ſtanden vor der Feſtung und dem kleinen Belt.

Ich habe ſchon geſagt, daß Bonin im vorigen Jahre mit ſeinem Stabschef Delius 3 Wochen lang in der Feſtung Fridericia gelegen hatte, ſie alſo ebenſo wie Letzterer von innen und von außen kennen und wiſſen mußte, daß man den unrevetirten mit großen Waſſergräben umgebenen Wällen durch Breſchbatterien wenig Schaden thun könne. Beide mußten wiſſen, daß ein Bombardement ihr keine Gefahr bringe, da innerhalb der Feſtungswerke das Terrain zum größten Theil (gewiß $^{7}/_{10}$) aus Kornfeldern beſteht, die Häuſer mit einzelnen Ausnahmen einſtöckig, an breiten Straßen mit Gärten und Bäumen untermiſcht liegen, alſo ein Brand nie weit um ſich greifen konnte; ſie mußten endlich wiſſen, daß die Verbindung mit der Inſel Fyen und alſo mit ganz Dänemark ungehindert fortbeſtehen würde, weil die Lage es unmöglich machte, den Uebergangspunkt zu

beſtreichen, und wäre dies auch ausführbar geweſen, ſo hätte des Nachts doch Alles hin- und herfahren können. Daß der General beſchloß, den Scheinangriff auf die Feſtung zu unternehmen, lag folglich nur in der Intention, das Publicum mit Berichten und Erzählungen zu unterhalten. Deshalb mögen die Lobredner des Stabschefs Delius ihre Bewunderung für dieſen allerdings tüchtigen Officier etwas mäßigen, denn Delius, den ſie zur Seele Bonin's ſtempeln, lebte und leitete dieſe abenteuerliche Unternehmung mit ein.

Welches waren die Nachtheile dieſer Unternehmung? Erſtlich daß die Zeit, welche zur taktiſchen Ausbildung der Armee ſehr nöthig war, verſchwendet ward; daß im Gegentheil durch den Dienſt der Berennung und der Schanzarbeiten die Soldaten verlungerten, und endlich daß unnützerweiſe viele Menſchenleben geopfert wurden. Daß die Niederlage des 6. Juli ſtattfand, war keine unmittelbare Folge der Belagerung, ſondern der Halsſtarrigkeit und des Leichtſinns.

Am 8. Mai ward der Anfang zu jener Belagerung gemacht, deren Ende ein ebenſo trauriges als deren Verlauf ein thörichter war. Batterien auf 2000 bis 3000 Fuß von der Feſtung, die gleichmäßig mit ſchweren und leichten Geſchützen bewaffnet wurden, alſo gar keinen beſtimmten Zweck haben konnten, als blos Pulver und Kugeln zu verknallen, wurden planlos im Halbkreiſe um Fridericia angelegt. Die ſogenannten Laufgräben hatten keinen Zuſammenhang und waren nichts anderes als Schanzgräben, die halbe Manneshöhe deckten. Es war kein leitender Ingenieurofficier, auch kein Obercommandeur der Artillerie vorhanden. Dem General v. Prittwitz, der die Belagerung verbot, antwortete Bonin: er bombardire bloß die Feſtung. Welch ein Unſinn bei einer ſolchergeſtalt gebauten Feſtung!

Dieſe ganze Unternehmung war zu kindiſch, als daß man darüber ein Wort mehr verlieren ſollte; nur iſt nicht zu begreifen, daß ſich nicht unter den tüchtigen Officieren der ſchleswig-holſteiniſchen Armee eine entſchiedene Stimme gegen dieſelbe erhob.

Wie ganz anders wäre die Sache bei einiger vernünftiger Ueberlegung geworden! Hätte Bonin die ſchöne Stellung, welche ihm der Terrainabſchnitt bei Bredſtrup vom Rands-Fiord bis Gudſoe bot, recht tüchtig mit Feldbefeſtigungen eingerichtet, hätte er aus dieſer Stellung gegen die Feſtung einige Male wöchentlich Feldmanöver gemacht, bei denen er allezeit auf einen etwaigen Ausfall gefaßt und vorbereitet ſein mußte, hätte er den Brigaden in ſich und den vereinigten Waffen unter ſeiner Leitung eine taktiſche Ausbildung gegeben, die ihnen, welche nie in größeren Abtheilungen als in Bataillonen exercirt hatten, gänzlich fehlte, ſo hätte er damit den Truppen nicht allein die letzte Politur gegeben, ſondern er hätte auch den Officieren Gelegenheit verſchafft, in der höheren Führung ſich zu inſtruiren, und ſolchergeſtalt für die Zukunft der Armee geſorgt. Wäre der Zeitpunkt gekommen, wo die Dänen ihn angreifen wollten, dann hätte die feſte Stellung im Terrain-Abſchnitt ihm erlaubt, nach zurückgeſchlagenem Angriff konzentriſch über den Feind herzufallen und dieſem bis in die Feſtung zu folgen oder ihm doch einen großen Theil Gefangener abzunehmen, wodurch die Ueberzeugung bei den Dänen mehr und mehr beſtärkt worden wäre, daß die Schleswig-Holſteiner ihnen im Kampfe gewachſen ſeien.

Bonins nutzloſe Kanonaden und kleine Neckereien führten zu kleinen Ausfällen der Garniſon, deren einer ihm ſeinen Stabschef raubte; bei einer Kanonade verlor der ausgezeichnete

Kommandant der 1. Brigade, Oberst Saint Paul, das Leben, und täglich wurden Leute theils getödtet, theils verwundet. An Approchen wurde nicht gedacht, sondern es handelte sich immer darum, die Verbindung zwischen der Festung und der Insel Fyen mit den Geschützen bestreichen zu können. Als ob die Nächte und Dunkelheit nicht Gelegenheit genug boten, den Wurfgeschossen zu entgehen.

Gegen Ende des Monats Juni hatte sich so ziemlich die ganze Truppe von der Nutzlosigkeit ihrer Arbeiten überzeugt, und deßhalb stellte sich bei allen Erschlaffung ein. Der General ließ aber nicht nach, denn er konnte immer wieder seinen Namen in den öffentlichen Blättern durch Berichte an die Statthalterschaft klingen lassen.

Am 2. Juli begannen die Dänen Infanterie, Artillerie und Kavallerie nach der Festung hinüber zu führen, ohne Truppen wieder zurück zu bringen, wie es sonst bei der wöchentlichen Ablösung geschah. Als man hierauf aufmerksam geworden war, wurden von der Avantgarde genaue Berechnungen der Mannzahl, welche jede Barke fassen konnte, angestellt und die Zahl der Barken notirt. Am 5. ward die Zahl der herübergeführten Truppen auf 20,000 Mann geschätzt, in welcher Feldartillerie und Kavallerie mit einbegriffen war. Jedem denkenden Menschen mußte es klar sein, daß ein Ausfall im Großen beabsichtigt wurde, aber Bonin wollte es nicht glauben. Man begreift dieß in der That nicht, denn es ist nicht möglich, irgend einen Grund zu finden, der ihn davon abhalten konnte, die einfachsten Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Es muß wieder das Beispiel Napoleons gewesen sein, der auf seine étoile unbedingt rechnete und sich damit den klaren Blick verdunkelte; wie bei seinem unbedingten Verweilen in Dresden Ende Sep-

tember 1813; wie nach der Schlacht von Laon, als er nach Vitry marſchirte u. ſ. w.

Was wäre doch natürlicher geweſen, als den Reſerve-Artilleriepark, Munitionspark und alle Bagage der Armee hinter den Abſchnitt von Bredſtrup zu ſchaffen, requirirte Pferde in Bereitſchaft zu haben, um ſelbſt, was ſich von den Belagerungsgeſchützen Nachts zurückfahren ließ, zu entfernen; dagegen die Mörſer alle auf die Plätze hinter den Thoren, wo ſich die Truppen zum Ausfall ſtellen, zu richten und die ganze Nacht hindurch dieſe Punkte mit Bomben zu beläſtigen; ferner: Nachts die nicht auf Poſten befindlichen Truppen brigadenweiſe bivouakiren zu laſſen und die Feldbatterien bei der Hand zu haben. Man braucht in der That nicht Soldat zu ſein, um ſolche Maßregeln für rathſam und geboten zu erkennen.

Es ward derzeit dem General Prittwitz vorgeworfen, daß er Bonin nicht von der Einſchiffung des Generals Rye Kunde gegeben habe. Dieß iſt aber eine grobe Unwahrheit; im Gegentheil, der Bundesoberbefehlshaber benachrichtigte Bonin hiervon und fragte gleichzeitig an, ob er ſich ſtark genug fühle, einem Angriff der Dänen zu begegnen, und Bonin gab zur Antwort, daß er ſich vollkommen im Stande fühle, jeden Angriff zurückzuweiſen.

Sich ſelbſt bethörend, den Vorſtellungen und Warnungen ſeiner Untergebenen kein Gehör ſchenkend, ohne jede Anordnung, welche nicht allein die Militärvorſchriften auflegen, ſondern die Kriegsgeſchichte rathſam erſcheinen läßt, ging Bonin am 5. Juli zu Bette, um ſehr bald von dem Donner der Kanonen und dem Toben eines von beiden Seiten mit Erbitterung geführten Kampfes geweckt zu werden. Schon um 2 Uhr ſtürmten die däniſchen Kolonnen die ſchwach beſetzten Redouten

und Schanzgräben der Schleswig-Holsteiner. Jetzt fehlte alle Leitung; die dem Kampfplatz zueilenden Kompagnien und Bataillone, sowie sie ankamen, wurden dem Feinde entgegengeworfen und mußten selbstverständlich allemal der Uebermacht weichen. Hier wäre nichts Anderes zu thun gewesen, als das, was sich schlug, sich selbst zu überlassen, der Avantgarde den Befehl zu senden, den Feind von Erritsö her in der linken Flanke anzugreifen, die zweite Brigade zu sammeln und die Landstraße nach Bredstrup damit zu halten, bis die erste Brigade herankommen konnte, und dann entweder mit der gesammten Kraft einen Angriff auf den Feind zu machen, während die Avantgarde ihn in die Flanke faßte, oder auch einen geregelten Rückzug über den Abschnitt zu machen, indem die beiden Brigaden über Bredstrup, die Avantgarde über Tarp nach Hoirup ging. Statt dessen ward gewiß in der unglücklichsten Weise operirt. Es ward z. B. ein frisches Bataillon ins Feuer gejagt, um den Major Schmidt nebst 50 Mann aus einer Redoute zu befreien. Ob diese gefangen wurden oder nicht, war ja ganz gleichgültig. Das Bataillon, wohl verwendet, hätte der ersten Brigade die Zeit gewinnen können, von Igum und Stallerup heranzukommen, statt daß sie sich jetzt in einzelnen Bataillonen durchschlagen oder gefangen geben mußte.

Das traurige Resultat der Operation vor Fridericia war: acht Wochen vergeudet zu haben, während deren die Armee gut hätte ausgebildet werden können, 27 Belagerungs- und 4 Feldgeschütze in Feindeshand zu lassen, 3000 Mann, den 5. Theil der Armee, zu verlieren, und das Schlimmste von Allem, den Dänen die Ueberzeugung zu nehmen, daß ihnen die Schleswig-Holsteiner gewachsen seien!

Mit dieser Niederlage endete der Feldzug 1849, und unter

den alten Soldaten, die unter mir gedient hatten, ging das Gerede: „Wenn der Prinz uns kommandirt hätte, würde dieß nicht geſchehen ſein.“ Theils um den Eindruck ſolcher Aeußerungen niederzuſchlagen, theils um dem General Prittwitz eine mißfällige Demonſtration zu machen, theils um den General v. Bonin vor dem öffentlichen Tadel zu retten, führte die Statthalterſchaft jetzt wieder einen recht unüberlegten Streich aus, indem ſie der zurückmarſchirenden ſchleswig-holſteiniſchen Armee eine Art Triumphzug bei Miſſunde bereitete, zu welchem ſie alle Bewohner der benachbarten Städte und Oerter zuſammentrommelte.

Hier ward der General v. Bonin bekränzt und den andern Befehlshabern und Truppenabtheilungen wurde ebenfalls großes Lob und Preis geſpendet.

Es muß den Geiſt und die Haltung in der Truppe total verwirren, wenn man nach einer Niederlage ſie fetirt; denn ſie muß ſich doch ſelbſt die Frage aufwerfen: Womit haben wir dieß verdient? Und wenn *wir* dieſe Auszeichnung verdienen, wer iſt dann Schuld an unſerem Unglücke? Es muß ja dann wohl unſer Feldherr ſein? Aber der wird ja am allermeiſten ausgezeichnet? Es muß folglich das Ganze eine Poſſe ſein, die man mit uns ſpielt; dazu ſind wir aber nicht ins Feuer gegangen, um mit uns ſpielen zu laſſen!

Der einzelne Soldat ſieht vielleicht nicht weit, aber die vielen Soldaten finden immer die Wahrheit heraus und fällen in ihrer Geſammtheit ſtets ein richtiges Urtheil. Abgeſehen aber von dem ſchädlichen Einfluß, der durch ſolche Komödie auf eine Truppe geübt wird, war die Abſicht, Prittwitz das Mißfallen des Landes zu zeigen, ein *politiſcher* Fehler, und die Auszeichnung Bonins ein Mißgriff.

Prittwitz war preußischer General; was man ihm anthat, wirkte auf die preußische Armee zurück. Hatte diese verdient, Undank von den Herzogthümern zu erfahren? Hatten nicht die Preußen 1848 und 1849, wo sie Gelegenheit bekamen, tapfer für uns gefochten? Hatte nicht die schleswig-holsteinische Armee ihre Ausbildung den in ihr dienenden preußischen Officieren größtentheils zu danken? War es denn nicht schreiender Undank, wenn man beim Rückzuge der preußischen Truppen in beiden Jahren sie es fühlen ließ, indem man ihnen kaum die Hand reichen wollte?

Prittwitz war allerdings preußischer General und von dem Könige von Preußen zum Oberbefehlshaber der Bundesarmee ernannt, aber die Bundesarmee stand unter der Centralgewalt in Frankfurt. Wenn der Befehlshaber folglich seine Pflicht nicht gehörig erfüllte, so war es Sache der Centralgewalt, ihn dazu anzuhalten und eventualiter ihm den Oberbefehl zu nehmen, um ihn einem Andern zu übertragen. Wagte *diese Gewalt* einen solchen Schritt nicht, so war sie keine Gewalt, sondern eine kümmerliche *Schwäche*, von der man doch Nichts erwarten konnte, und es war um so thörichter, sich mit Preußen zu verfeinden, welches am Ende doch der Stärkere war.

In Betreff Bonins mußte selbst die Statthalterschaft nach seiner Operation vor Fridericia sich davon überzeugt haben, daß er nicht der Hexenmeister sei, für den sie ihn gehalten hatte.

Der im Juli abgeschlossene Waffenstillstand ließ eine Waffenruhe von wenigstens 8 Monaten vorhersehen, folglich war jetzt der rechte Zeitpunkt, für die Armee einen *unabhängigen* General zu bekommen. Es mußte daher in dem Augenblicke die Statthalterschaft dem General v. Bonin eine bestimmte Erklärung abfordern, und zwar in einer Form, die keine Zwei-

den alten Soldaten, die unter mir gedient hatten, ging das Gerede: „Wenn der Prinz uns kommandirt hätte, würde dieß nicht geſchehen ſein.“ Theils um den Eindruck ſolcher Aeußerungen niederzuſchlagen, theils um dem General Prittwitz eine mißfällige Demonſtration zu machen, theils um den General v. Bonin vor dem öffentlichen Tadel zu retten, führte die Statthalterſchaft jetzt wieder einen recht unüberlegten Streich aus, indem ſie der zurückmarſchirenden ſchleswig-holſteiniſchen Armee eine Art Triumphzug bei Miſſunde bereitete, zu welchem ſie alle Bewohner der benachbarten Städte und Oerter zuſammentrommelte.

Hier ward der General v. Bonin bekränzt und den andern Befehlshabern und Truppenabtheilungen wurde ebenfalls großes Lob und Preis geſpendet.

Es muß den Geiſt und die Haltung in der Truppe total verwirren, wenn man nach einer Niederlage ſie fetirt; denn ſie muß ſich doch ſelbſt die Frage aufwerfen: Womit haben wir dieß verdient? Und wenn wir dieſe Auszeichnung verdienen, wer iſt dann Schuld an unſerem Unglücke? Es muß ja dann wohl unſer Feldherr ſein? Aber der wird ja am allermeiſten ausgezeichnet? Es muß folglich das Ganze eine Poſſe ſein, die man mit uns ſpielt; dazu ſind wir aber nicht ins Feuer gegangen, um mit uns ſpielen zu laſſen!

Der einzelne Soldat ſieht vielleicht nicht weit, aber die vielen Soldaten finden immer die Wahrheit heraus und fällen in ihrer Geſammtheit ſtets ein richtiges Urtheil. Abgeſehen aber von dem ſchädlichen Einfluß, der durch ſolche Komödie auf eine Truppe geübt wird, war die Abſicht, Prittwitz das Mißfallen des Landes zu zeigen, ein politiſcher Fehler, und die Auszeichnung Bonins ein Mißgriff.

Prittwitz war preußiſcher General; was man ihm anthat, wirkte auf die preußiſche Armee zurück. Hatte dieſe verdient, Undank von den Herzogthümern zu erfahren? Hatten nicht die Preußen 1848 und 1849, wo ſie Gelegenheit bekamen, tapfer für uns gefochten? Hatte nicht die ſchleswig-holſteiniſche Armee ihre Ausbildung den in ihr dienenden preußiſchen Officieren größtentheils zu danken? War es denn nicht ſchreiender Undank, wenn man beim Rückzuge der preußiſchen Truppen in beiden Jahren ſie es fühlen ließ, indem man ihnen kaum die Hand reichen wollte?

Prittwitz war allerdings preußiſcher General und von dem Könige von Preußen zum Oberbefehlshaber der Bundesarmee ernannt, aber die Bundesarmee ſtand unter der Centralgewalt in Frankfurt. Wenn der Befehlshaber folglich ſeine Pflicht nicht gehörig erfüllte, ſo war es Sache der Centralgewalt, ihn dazu anzuhalten und eventualiter ihm den Oberbefehl zu nehmen, um ihn einem Andern zu übertragen. Wagte dieſe Gewalt einen ſolchen Schritt nicht, ſo war ſie keine Gewalt, ſondern eine kümmerliche Schwäche, von der man doch Nichts erwarten konnte, und es war um ſo thörichter, ſich mit Preußen zu verfeinden, welches am Ende doch der Stärkere war.

In Betreff Bonins mußte ſelbſt die Statthalterſchaft nach ſeiner Operation vor Fridericia ſich davon überzeugt haben, daß er nicht der Hexenmeiſter ſei, für den ſie ihn gehalten hatte.

Der im Juli abgeſchloſſene Waffenſtillſtand ließ eine Waffenruhe von wenigſtens 8 Monaten vorherſehen, folglich war jetzt der rechte Zeitpunkt, für die Armee einen unabhängigen General zu bekommen. Es mußte daher in dem Augenblicke die Statthalterſchaft dem General v. Bonin eine beſtimmte Erklärung abfordern, und zwar in einer Form, die keine Zwei-

deutigkeit übrig ließ. Dieſe wäre geweſen: „Wir legen Ihnen die Frage vor, ob Sie jetzt definitiv in den Dienſt der Herzogthümer bis zur Beilegung des Streits mit Dänemark treten wollen? In ſolchem Falle werden wir und das Land der Niederlage am 6. Juli nicht mehr gedenken und nicht aufhören, Ihnen unſer ganzes Vertrauen zu ſchenken; falls Sie aber ſich nicht ganz unſerer Sache widmen wollen oder können, ſo fordert unſere Pflicht gegen das Land, daß wir beim Bundesoberbefehlshaber darauf antragen, daß Sie vor einem Kriegsgericht ſich über den Verluſt von 31 Stück Geſchützen, aller Munition und des 5. Theils der unter Ihr Kommando geſtellten Truppen rechtfertigen.“ Darauf hätte Bonin mit Ja oder Nein antworten müſſen, und es wäre den Herzogthümern dann wieder ein mit ihnen ſtehender oder fallender General geworden, oder man hätte auch Zeit und Muße gehabt, einen Andern zu wählen und zu erwerben. Jetzt, nachdem man Bonin öffentlich bekränzt hatte, konnte man ihm ſelbſtverſtändlich keine ſolche Alternative ſtellen und die traurige Folge ward die Acquiſition Williſens beim Ausbruche des Krieges von 1850, welcher weder mit den Perſonalien der Armee vertraut, noch von der Armee gekannt war.

XX.

Die ſchleswig-holſteiniſche Marine.

Ich kann es mir hier nicht verſagen, der Broſchüre: „Denkwürdigkeiten zur neueſten ſchleswig-holſteiniſchen Geſchichte“, vom Verfaſſer der Schrift: „General v. Williſen und ſeine Zeit“ zu erwähnen, weil ſie mir Gelegenheit bietet, noch einzelne Gegenſtände zu berühren und einige allgemeine Bemerkungen niederzulegen. Ich thue dieß um ſo viel lieber, weil ein Profeſſor der Geſchichte, namentlich der deutſchen Geſchichte, mir vor einigen Jahren ſagte, daß dieß Büchlein „etwas vom Beſten ſei, welches über den Krieg in Schleswig-Holſtein geſchrieben worden.“ Ich habe ſchon früher erwähnt, daß man mir als den Verfaſſer den früheren Kanzelliſten, ſpäter von mir als Auditeur in Rendsburg angeſtellten Theodor Lüders und einen gewiſſen Grunewald genannt habe. Was die Befähigung des Erſtern anbelangt, ſo bin ich darüber im Klaren, den Letzteren habe ich aber nie geſehen, ebenſo wenig, als er mich je zu Geſichte bekommen hat; und dennoch entblödet er ſich nicht, über mich abzuurtheilen. Was deſſen militäriſche Einſicht betrifft, ſo geht aus ſeinen Bemerkungen hervor, daß er über den Geſichtskreis eines Subaltern-Officiers nicht hinauskommt. Das ganze Machwerk iſt eigentlich nur ein Angriff auf alle handelnden Perſönlichkeiten, mit Ausnahme der Majore von Gerſtorff und Jungmann, des Hauptmanns Delius und des Herrn Grunewald ſelbſt.

Sollten alle unrichtigen Angaben und falschen Darstellungen dieser Schrift berichtigt oder widerlegt werden, so müßte man ebenso viele Seiten füllen, als sie selbst enthält; dieß kann mir nicht einfallen; durch einzelne Aufklärungen und Widerlegungen der gegen Personen geschleuderten Beschuldigungen wird aber schon der Werth dieser „historischen Quelle" genügend hervorleuchten.

Ueber das erste Buch, das voll von Kompositionen über mich und mein Thun ist, gehe ich ganz weg; der Inhalt dieser Blätter wird dem wahrheitsliebenden Leser darüber die richtigste Aufklärung geben.

Die Verfasser ergehen sich im zweiten Buch über die gemeinsame Regierung, obgleich diese sich dadurch den Dank des ganzen Landes erworben hat, daß wieder Ordnung und Regelmäßigkeit in den Geschäftsgang kam und eine sparsame Finanzwirthschaft geführt ward. Es mochten wohl die Stellenjäger sich über ihren Abgang freuen, weil sie unter der provisorischen Regierung erfahren hatten, daß diese gerne die Beamtenzahl durch ihre Freunde vermehrte und ein Aehnliches von der Statthalterschaft erwarteten, aber im Lande war man keineswegs mit der gemeinsamen Regierung unzufrieden.

Im dritten Buch stellen die Verfasser bei Gelegenheit der Beschreibung des Kampfes der dänischen Schiffe mit den Strandbatterien bei Eckernförde eine Betrachtung über die schleswig-holsteinische Marine an, die einer nähern Erörterung wohl werth ist. Die Verfasser preisen nämlich, daß auf die Errichtung einer Marine hingearbeitet wurde. Dieser Ansicht bin ich stets entgegen gewesen, und zwar aus folgenden Gründen: Nach der Proklamation der provisorischen Regierung vom 24. März 1848 und zufolge des Sinnes der ganzen Bevölkerung der Herzog-

thümer ward keine absolute Trennung von Dänemark beabsichtigt, man wollte vielmehr seine eigene Verwaltung wie bisher behalten, man wollte eine pekuniäre Scheidung in den Finanzverhältnissen haben, im Uebrigen aber im Unionsverbande mit Dänemark bleiben. Diese Ansicht ward von den sämmtlichen Kabinetten, die mit der Sache zu thun hatten, auch festgehalten, und es war daher einleuchtend, daß sowohl die Armee als die Flotte eine mit der dänischen gemeinschaftliche Kasse und Administration behalten müßten. Für wen anders bauten wir daher Schiffe in den Herzogthümern, als für die dänische Marine? Die Frage, ob überhaupt bei diesen Seerüstungen etwas Erfolgreiches herauskommen könne, habe ich allezeit verneint. Man führte das Beispiel Amerika's an, welches in seinem Befreiungskampfe aus seinen Handelsschiffen eine Marine organisirt und damit manchen Erfolg erfochten habe. Diese Thatsache konnte aber bei den Verhältnissen in den Herzogthümern gar nicht in Betracht kommen; denn die entfernte Lage Nordamerikas, die Unterstützung, die es in Frankreich fand, hielt die englischen Flottenabtheilungen einestheils im Schache, anderntheils erlaubte die mit vielen Häfen bedeckte, ausgedehnte Küste Amerika's den amerikanischen Schiffen bald in diesen, bald in jenen der Häfen zu entschlüpfen und ihre Angriffe vorzugsweise auf die englische Handelsmarine zu richten. In den Herzogthümern gestaltete sich dieses ganz anders. Die Häfen Flensburg, Eckernförde, Kiel und Neustadt konnten sehr leicht von der dänischen Marine so blokirt werden, daß kein schleswig-holsteinisches Schiff oder Kanonenboot unbeschädigt herauskommen konnte; wozu half dann sie bauen? Es sind ferner auch seit dem amerikanischen Freiheitskriege neben den enormen Fortschritten in der Schiffskonstruktion, der Bewaffnung und Beweglichkeit der Kriegsschiffe,

die Dampfſchiffe mit ihrer ganz veränderten Kampfweiſe entſtanden, ſo daß jede Bezugnahme auf damalige Zeiten nur die Unwiſſenheit in Marineſachen beweiſen konnte. Endlich noch war es ein politiſcher Fehler, auf eine Marine Werth zu legen und beſonders darüber prahlende Artikel in Zeitungen zu ſchreiben, da wir eine Stütze in England ſuchen mußten, und nichts dieſe Nation mehr zurückſchreckt, als die Furcht vor wachſenden fremden Marinen.

Eine Bemerkung füge ich noch über die Kampfweiſe zur See bei, die eine ganz andere, als diejenige auf dem Lande iſt. Hat zu Land der Kampf einmal begonnen, dann reißt ein Individuum das andere mit ſich fort, der Officier die Soldaten und dieſe den Officier. Ganz anders auf dem Schiffe. Regt ſich in dem Gefühle des Kommandanten eines Schiffes die mindeſte Befangenheit, ſo reichen einige Striche des Kompaſſes mehr rechts oder links geſteuert hin, den Kampf zu vermeiden; es gehört daher zum Seeofficier ein ritterlicher Sinn und ein Ehrgefühl, das jede Rückſicht auf ſein eigenes Leben und auf das ſeiner Untergebenen, ferner auf die Erhaltung ſeines Schiffes und auf Alles, was ſich darauf und darin befindet, bei Seite ſetzt und nur das Ziel vor Augen hat, auf dem möglichſt kürzeſten Wege an ſeinen Gegner zu gelangen, um ihm die Breitſeite in den Leib zu donnern und hiernächſt zum Entern zu ſchreiten.

In dieſem Sinne haben immer die däniſchen Seeofficiere ſich den engliſchen gleichſtellen können, und es war deßhalb eine Thorheit, ihnen gegenüber Kapitäne von Handelsſchiffen zu ſchleswig-holſteiniſchen Marine-Officieren zu ernennen; denn dem Kauffarthei-Kapitän wird vom erſten Anbeginn allezeit als erſte Regel vorgehalten: Sorge für die Sicherheit deines Schiffes und

ſeiner Ladung; wo du ein anderes Schiff in Gefahr ſiehſt, gib ihm Beiſtand, ſoweit es ohne Gefahr für dein eigenes Schiff geſchehen kann.

Dieſe Leute ſollten jetzt das ganz Entgegengeſetzte thun, und als Grundſatz feſthalten: Thue deinem Widerſacher allen möglichen Schaden, einerlei, ob dein Schiff und du ſelbſt dabei zu Grunde gehſt.

Aus allen dieſen Gründen habe ich mich jederzeit gegen die Bildung einer ſchleswig-holſteiniſchen Marine erklärt, wie ich ebenfalls ganz in Zweifel ziehe, daß jemals eine deutſche Marine, die im Verhältniß zur Macht Deutſchlands ſteht, gebildet werden kann. Hätten Deutſchland einige und richtige politiſche Anſichten geleitet, dann würde es längſt mit Dänemark einen Vertrag geſchloſſen haben, wonach dieſes es übernähme, ſeine Flotte zum Schutz des deutſchen Handels und der deutſchen Küſte zu ſtellen. Dänemark, wenn es nicht von albernen Nationalträumen befangen wäre, müßte mit Kußhand dieſe Angelegenheit betrieben haben, weil ihm keine größere Sicherheit geboten werden konnte.

Dänemark iſt wie England ein Inſelreich, es hat von jeher einen ausgebreiteten Seehandel gehabt, und daher die große Anzahl Matroſen. Der däniſche Matroſe hat alle Fähigkeiten des engliſchen, dabei die große Tugend, nicht dem Trunke ergeben zu ſein, wie dieſer. Es wird daher nie an geübten Leuten zur Bemannung der Flotte fehlen.

Deutſchland aber, woher ſoll es erfahrene Seeleute zu einer Flotte nehmen? Das wenige Küſtenland und die ſpärlichen Häfen Deutſchlands können ihm nie die Bemannung einer größeren Flotte liefern, wenn dieſe nicht gleich den ruſſiſchen Matroſen durch Konſcription aus dem ganzen Lande genommen werden

ſoll. Was aber bei ſolcher Bemannung erreicht werden kann, darf man nicht nach der Maſſakre bei Sinope meſſen, es wird die Zeit kommen, wo die engliſche Marine es der ruſſiſchen zeigen wird, wie groß der Unterſchied zwiſchen einem befahrenen und einem gezogenen Seemann iſt.

Die Reſultate der ſchleswig-holſteiniſchen Marine geben trotz der Beſchreibung des Verfaſſers der „Denkwürdigkeiten“ von den wiederholten Kämpfen derſelben durchaus nur ein negatives Bild. Eines dieſer Seegefechte, das am 1. Juni ſtattfand und Seite 474 erzählt wird, habe ich ſelbſt mitangeſehen, und deſſen Erfolg rechtfertigte ganz meine obige Anſicht.

Die vier Kanonenboote mit dem M. T. Schmidt'ſchen Dampfſchiff, das jetzt den Namen Bonin trug (eine Ehre, um die man in der That den General nicht beneiden konnte; denn das Boot war zu ſeiner Beſtimmung in jeder Beziehung untauglich), kamen aus dem Kieler Hafen heraus, um das davorliegende Linienſchiff Skiold anzugreifen. Es war ganz ſtilles Wetter, folglich hätten die Kanonenboote den Spiegel des Schiffes zu gewinnen ſuchen und dann darauf losrudern müſſen, bis ſie es ordentlich langſchiffs zuſammenſchießen konnten. Was thaten ſie ſtatt deſſen? Mit dem Dampfboot in der Mitte gingen die vier Boote in einer Linie vor, Front gegen den Skiold, und fingen ſchon zu feuern an, als ſie noch eine halbe Meile von ihm entfernt waren, ſolchergeſtalt, daß die Kugeln das Linienſchiff gar nicht erreichten. Nun ſagt der Verfaſſer, daß nach zweiſtündigem Kampfe der Skiold mit Hülfe eines Dampfſchiffes die Flucht nahm. In zwei Stunden rudert aber bei ſtillem Wetter ein Kanonenboot mehr, als eine Kanonenſchußweite; warum kamen denn die Boote nicht an das Schiff heran? Sie blieben fortwährend in dieſer unſchädlichen Entfernung, und der Skiold,

der unnützen Pulververschwendung überdrüssig, ging etwas in See.

Dieß bestätigt, glaube ich, hinreichend meine Ansicht, daß in der Marine der Schiffskommandant einen ritterlichen Muth haben muß. Hätte der Führer des „Bonin" nur ein wenig hiervon gehabt und sein Handwerk verstanden, dann hätte er die Kanonenboote bis auf 300 Schritte an das Linienschiff gehen lassen, und während dieses sich mit ihnen schlug, hätte er vermittelst seiner Dampfkraft stets dem Schiffe den Spiegel oder den Bug abgewinnen können, und dann wäre es ein zweifelhafter Kampf geworden. So wie die Sache aber gemacht wurde, mußte sich jeder Augenzeuge davon überzeugen, daß die schleswig-holsteinische Marine nichts als eine unnütze Geldverschwendung sei.

So viel von der Beschreibung der Marine in den „Denkwürdigkeiten" und von Glaubwürdigkeit der letztern.

Nicht zufrieden mit dieser überseeischen Flotte wollte die Statthalterschaft auch eine unterseeische haben. Ein bairischer Unterofficier, der zum ersten Male das Meer erblickte, glaubte eine Erfindung machen zu können, um unter dem Wasser unbemerkt an feindliche Schiffe heranzugehen, ein Pulverfaß an ihnen zu befestigen und vermittelst elektrischen Drahtes dieses explodiren zu lassen, wodurch das Schiff in die Luft fliegen solle.

Die Idee ist zu albern, und daß sie nicht unbeachtet blieb und sofort verworfen ward, beweist nur zu sehr, wie nach Allem gehascht wurde, von dem man sich einen Erfolg einbildete, während das wirklich Nöthige und Nützliche versäumt oder abgewiesen wurde. Die bairische Erfindung war folgende:

Ein eisernes Boot ward solchergestalt konstruirt, daß es

wasser- und luftdicht gemacht werden konnte. Vorn hatte es einen Schnabel, an welchen das Pulverfaß gehängt ward, das unter dem zu zerstörenden Schiffe angebracht werden sollte. Gleichfalls vorn waren zwei Glasscheiben angebracht, durch welche man sehen konnte, um die Arbeit zu vollbringen. Vermittelst Guttapercha-Handschuhen, die in einigen Oeffnungen im Bug steckten, sollten die hineingesteckten Hände das Befestigen des Fasses vollführen und den elektrischen Drath anbringen. Wenn die Bemannung sich im Boote befand, sollte so viel Luft heraus und Wasser hineingelassen werden, daß das Fahrzeug einige Fuß unter Wasser sank, und dann sollte die Fahrt beginnen. Wie die Bewegung und Lenkung des Boots bewerkstelligt werden sollte, hat mir Niemand erklären können und es war mir auch nicht um einen derartigen Aufschluß zu thun, denn jeder einigermaßen mit dem Seewesen vertraute Mensch konnte wissen, daß alle Regeln der Natur und Kunst bei diesem Experiment übersehen waren. Wie sollte nämlich bei einer etwas dauernden Fahrt der durch's Athmen verzehrte Sauerstoff, d. h. die nothwendige Lebensluft ersetzt werden, damit die Bemannung nicht erstickte? Mit Dampf konnte das Boot nicht bewegt werden, sonst hätte ein Schornstein über dem Wasser sein müssen und die Unsichtbarkeit wäre somit nicht erreicht worden. In See sollte das Fahrzeug gehen, um die Linienschiffe anzugreifen, also erforderte es Kräfte dieß zu bewerkstelligen. Gewiß mußten hierzu 6 Mann zu jeder Zeit, mit einer Ablösung folglich 12 Mann verwendet werden. Ein Kommandant und noch 2 Mann zur Handtirung des Boots und den Arbeiten, dieß macht schon 15 Mann. Wenn diese tüchtig arbeiten sollen, brauchen sie viel Athem, und wie lange würde die eingeschlossene Luft ihnen diesen hinreichend liefern, wenn neben der ausgeathmeten

verdorbenen Luft noch die Ausdünstung der Leute den verschlossenen Vorrath der Lebensluft verderben half? Wie sollte der Cours nach dem Schiffe gefunden werden, da man wohl vor sich hin auf 10 bis 12 Fuß sehen konnte, was unter, aber nicht über dem Wasser sich befand? Erreichte man dennoch durch Zufall das anzugreifende Schiff, so fragt es sich, wie der Nagel herausgebracht wird, der ins Schiff geschlagen werden soll, um das Pulverfaß daran zu befestigen; wie der Hammer herausgestreckt und geführt werden kann, um den Nagel einzutreiben, wie die Hand das Pulverfaß vom Boot lösen und an das Schiff hängen kann, da die kleinste Oeffnung unter Wasser das Boot füllen würde? Alle diese Einwendungen hatte der bairische Unterofficier sich natürlich nicht gemacht, da er nie das Meer gesehen hatte. Uebrigens war noch das Allerwichtigste von den Konstrukteuren übersehen, nämlich: daß die Luft der Kompression unterworfen ist. Das Boot hätte daher so konstruirt sein müssen, daß es dem Wasserdruck durch seine eigene Stärke widerstehen konnte. Dieß war nicht geschehen; als daher der erste Versuch damit im Kieler Hafen gemacht ward und die Fahrt unter Wasser losgehen sollte, klappte das Ding durch den Wasserdruck zusammen wie ein Klapphut, und mit genauer Noth schlug die Besatzung den Deckel auf, um aus der Tiefe des Hafens an die Oberfläche hinauf zu fahren, wie die Pfropfen aus den Champagnerflaschen. Da war die ganze Herrlichkeit vorbei, zu welcher man der schleswig-holsteinischen Armee per Mann einen Thaler abgezogen hatte.

In solchen Experimenten gefielen sich die Herren Reventlow und Beseler. In der provisorischen Regierung gaben sie, wie oben erläutert, 9000 Rthl. für das Experiment des Seeräubers Hansen und des v. d. Tann'schen Freicorps, um die Korvette

Galathea zu nehmen. Im Jahre 1849 ward das Experiment mit dem Dampfkanonenboot gemacht, welches bei einer Kiellänge von 36 Fuß eine Kanone, eine Dampfmaſchine, Kohlenvorrath, Munition und Bemannung mit Proviant und Kocheinrichtung ꝛc. faſſen ſollte. Ich erklärte mich in dem Comité zur Beurtheilung dieſes Projekts von vorneherein dagegen, aber Herr M. T. Schmidt überredete die anderen Mitglieder und der Bau ward ausgeführt. Das erſte Mal als dieſes Boot mit einem däniſchen Dampfboot zuſammenkam, nahm es die Flucht, lief auf den Strand und flog in die Luft. Das Jahr 1850 ſollte durch die unterſeeiſche Schifffahrt verherrlicht werden, das Reſultat war nicht beſſer als in den andern Fällen, und damit ſchloſſen dieſe geldraubenden Experimente.

Nach dieſen Ergebniſſen dürfte dem Leſer nicht ſchwer fallen, mir Recht zu geben, daß es eine durchaus verfehlte Sache war, eine ſchleswig-holſteiniſche Marine gründen zu wollen und das Geld, welches man an anderen Orten beſſer und nothwendiger bedurfte, auf dieſen Gegenſtand zu verwenden.

Die Behauptung des Verfaſſers der Denkwürdigkeiten, daß die däniſche Marine den Operationen im Jahre 1848 Abbruch gethan habe, iſt gleichfalls aus der Luft gegriffen; denn die däniſchen Kanonenboote thaten am 9. April 1848 keinen großen Schaden, ſie jagten Michelſen Bedenklichkeiten ein, aber dieß fällt ihm zur Laſt und iſt den Schiffen nicht hoch anzurechnen. Daß bei Fridericia ein Kampf der preußiſchen Artillerie mit der däniſchen Flottille zum Vortheil der erſteren ausfiel, kann unmöglich als Nachtheil bezeichnet werden. Daß der Oberſt v. Zaſtrow in Arhuus und bei Langballig ſich mit den Schiffen kanonirte, hat uns keinen Bleſſirten gekoſtet. Daß der Fürſt Radziwill hinter den Schiffen her galloppirte nach Holnis, hat

ihm höchstens den Appetit etwas geschärft, sonst aber gar nichts gebracht. Woher nimmt der Verfasser denn seine Behauptung? Ebenso ist auch seine Beschreibung des Gefechts bei Eckernförde, welches ich mit angesehen habe, unrichtig; ich kann bezeugen, daß die Gefion nicht die Flagge strich, bevor der Christian dieß gethan hatte. Dieser Letztere lief auf den Grund, weil er nicht Segel genug beigesetzt hatte, um die nöthige Fahrt zum Wenden zu bekommen. Mit dem Fahrwasser bekannt, sagte ich es den zunächst bei mir Stehenden voraus als er die Anker lichtete, daß er mit Gefechtssegeln das Schiff nicht holen könnte. Das Schiff brannte aber vorne bereits seit einer halben Stunde, denn wir sahen beständig den Rauch aus den Kanonenlucken heraussteigen und nur die Kanonen auf der hinteren Hälfte Schiffes gaben Feuer.

Wenn sich der Verfasser der Denkwürdigkeiten Seite 330 über den Kapitän Donner ergehen läßt, daß er bei dieser Gelegenheit gesagt habe: „es sei eine Schande, daß zwei so schöne Schiffe vor zwei Strandbatterieen die Flagge gestrichen hätten ꝛc.“, so beweist dieser Verfasser damit nur, daß er eine Landratte ist, die vom Geiste eines Seemannes keinen Hauch in sich spürt; und zur Rechtfertigung der Gefühle, freilich nicht der hier besser unterlassen gebliebenen Aeußerungen des Kapitäns Donner, will ich anführen, daß auch ich ausrief, wie ich die Flagge heruntergehen sah: „dieß ist doch zu toll, sie haben die Flagge gestrichen.“

Als ich sah, daß dem ungeachtet die Batterie feuerte und durch ein Fernglas gewahrte, daß das hohe Ufer hinter dem Christian mit Zuschauern sich füllte, fürchtete ich, daß die Schiffe von den dort befehlenden Personen nicht gehörig in Besitz genommen werden möchten, und da ich den Hekla nach Osten und

den Geiser nach Norden hatte gehen sehen, war es mir klar, daß diese Hülfe suchten. Ich eilte daher zu meinem Wagen und fuhr nach Kiel. Ehe ich Gettorf erreichte, flog das Linienschiff in die Luft, ohne daß ich, durch das Rasseln des Wagens verhindert, es hörte, aber meine Pferde machten einen Satz vorwärts, der dem Kutscher fast die Zügel entrissen hätte. Als ich in Kiel angekommen war, ward mir von einem Seeofficier gesagt, Donner, den ich suchte, sei in Holtenau. Ich schrieb diesem einen Zettel und bat ihn, sofort mit der nöthigen Zahl Matrosen nach Eckernförde zu eilen, um die beiden Schiffe in Besitz zu nehmen; hiermit eilte ein Seeofficier in einem schnell rudernden Boote nach Holtenau. Sofort nach dessen Abfahrt kam die Nachricht von dem Auffliegen des Christian, und nun eilten Professor Christiansen, Syndikus Christensen und der Advokat Forchhammer mit mir wieder nach Eckernförde, wo wir um Mitternacht ankamen. Auf eine Erkundigung, was zur Sicherstellung der Fregatte geschehen sei, ward mir die Antwort, daß 30 reußische Soldaten an Bord gesetzt wären, sie zu bewachen. Dies war ja albern, denn während der Nacht konnte ein Dampfboot sie wegholen, ohne daß die Soldaten es verhindern konnten. Ich fragte daher sogleich, wo der Herzog von Koburg sei? (den ich an diesem Tage zum ersten Mal gesehen hatte). Man antwortete mir, er sei zu Bette. „Wer ist denn hier der Nächsthöchstkommandirende?" fragte ich, und man entgegnete: „der Oberst des reußischen Bataillons." Meiner Frage: „Wo ist er?" wurde die Antwort: „Man hat ihn zu Bette gebracht." „Wer in aller Welt kommandirt denn hier?" Anderweite Antwort: „Niemand! so viel wir wissen." „Ach so! nun so muß man sich selbst helfen", sagte ich und ging der Schiffbrücke zu, wo ich den Schiffer Bertelsen aus Schleswig

mit mehreren Fiſchern traf. Auf meine Frage, weßhalb die Fregatte nicht nach dem inneren Hafen gebracht worden ſei, ſagten ſie mir, daß die Takelage ſo beſchädigt ſei, daß man keine Segel ſetzen dürfe. „Nun! antwortete ich, kennt ihr denn nicht das Warpen?“ „Ja, antwortete Bertelſen, da haben Sie Recht.“ „Wohlan Kinder, ſagte ich, ſo geht gleich daran, und wenn ihr nicht anders könnt, ſetzt ſie auf den Grund, denn Morgen Früh ſind die Dänen wieder hier.“

Die braven Eckernförder gingen ſogleich zu ihren Booten und unter Bertelſens Leitung ward die Fregatte in den Hafen hineingewarpt, bis ſie auf dem Grund ſtand. Von der Marine-Commiſſion, von welcher der Verfaſſer der Denkwürdigkeiten hier fabelt, hat kein Menſch etwas bemerkt. Donner mit den Matroſen kam mir bei Neudorf entgegen als ich wieder nach Kiel fuhr, um mit dem Morgenzug nach Hamburg zu eilen.

An dieſem Morgen 5 Uhr lagen 5 Dampfboote bei Noer, da ſie aber von den beiden Schiffen nichts gewahr werden konnten, gingen ſie wieder in See; ich hatte alſo ganz richtig vorhergeſagt.

XXI.

Weitere Berichtigungen von falschen Angaben und Ansichten in den Denkwürdigkeiten zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte.

Im 24. Kapitel Seite 441 findet Verfasser der Denkwürdigkeiten Gelegenheit, über den Oberst v. Zastrow herzufallen und über die Adjudanten und Ordonnanzofficiere des Generalkommandos zu schelten. Der gute Mann zeigt hierbei nur, daß er von den Befugnissen der Kommandirenden, der Adjudanten und Ordonnanzofficiere gar keine Kunde und in den Tag hinein geeifert hat, blos um zu tadeln.

Daß der Laie in Militärverhältnissen sehen und erwägen könne, wie weit er diesen Denkwürdigkeiten Glauben beimessen darf, dazu diene die folgende kurze Auseinandersetzung.

Der Oberst v. Zastrow ist immer einer der umsichtigsten Kommandanten gewesen und hat davon zu viele Proben abgelegt, als daß ein solches Geschwätze diese Erfahrung widerlegen könnte. „Abgesehen davon, sagt einmal an einer tadelnden Stelle der Verfasser, daß sein großer Delius von der Taulow-Kirche das Gefecht mit ansah ꝛc.“ Hätte aber dieser große Feldherr so grobe Fehler gefunden als Verfasser, so war es seine Pflicht einzuschreiten und veränderte Anordnungen vorzuschreiben; dazu ist der Chef des Stabes nicht allein befugt, sondern verpflichtet, denn er theilt mit dem kommandirenden General die

Verantwortlichkeit. Wessen Schuld war es andererseits, wenn sogenannte Bummler oder unbekannte Adjudanten und Ordonnanzofficiere im Generalkommando Störungen machten? Blos dem Stabschef ist dieß vorzuwerfen, weil unter diesem der ganze Stab steht. Dieser hat folglich alle diese Herrn zu instruiren. Er war verpflichtet, nicht allein dieß zu thun, sondern er mußte auch einen Generalkommando-Befehl verfassen, worin die Namen aller solcher angestellten Persönlichkeiten aufgeführt und ihre Befugniß bezeichnet ward.

Als Regel ist hierbei geltend, daß ein Officier vom Generalstabe, der bei einem Kommandirenden angestellt ist, an Ort und Stelle Anordnungen treffen kann; ferner, daß einem Adjudanten bei zu bringenden bedingten Ordres die Beurtheilung im Sinne des Kommandirenden überlassen ist, endlich, daß, wenn ein Ordonnanzofficier den Befehl bringt, an den eine Bedingung geknüpft ist, demjenigen, dem die Ordre gebracht wird, stets überlassen bleibt, welche Art der Ausführung er auf seine Verantwortlichkeit hin vorziehen will.

Ist vom Stabschef solchergestalt das Nöthige geschehen, dann sind die Officiere zu tadeln, die sich von diesen jungen Herren ohne Befugniß Befehle ertheilen lassen. Der Verfasser weiß aber selbst nichts von alle diesem und folgt nur seiner Sucht, zu tadeln. So glaubt er auch eine nützliche Bemerkung machen zu können, indem er sagt: „Es wäre überhaupt vorzuziehen, blos Ordonnanzen mit einem Zettel, auf dem die Ordre geschrieben sei, zu senden." Ich will dagegen blos zwei Fälle anführen, die beweisen, wozu dieser Vorschlag führen kann und bemerke vorher, daß wenn es sich um die Uebersendung eines einfachen Befehls außerhalb des Bereichs des Feindes handelt, gewiß kein vernünftiger Kommandant einen Officier

hinjagt, aber wo man in der Nähe des Feindes iſt, kann die Ordonnanz erſchoſſen oder gefangen werden und der Befehl dem Feinde zur Kenntniß kommen. Die Ordonnanz kann durch einen Unfall den Zettel verlieren, oder dergleichen mehr. Deßhalb ſendet man bei ſolchen Gelegenheiten einen Officier, der die Ordre ſowohl, als die damit verbundenen Eventualitäten vollſtändig auffaſſen und begreifen kann, um denjenigen Alles zu erklären und erläutern zu können, denen der Befehl gilt.

In der Schlacht von Idſtedt ſandte General v. Krogh mit einem Huſaren den ſchriftlichen Befehl an den Oberſt v. Scheppelern nach Silverſtedt: „Er ſolle gleich zurückmarſchiren!“ Dieſer unbedingte Befehl ward ſtreng und unbedingt befolgt, und das veränderte die ganze Sachlage. Hätte ein Officier dieſen Befehl gebracht, würde er die Erklärung der Urſache gleichzeitig abgegeben haben, warum er ausgeſtellt ſei. Von Scheppelern würde an dem wieder vordringenden Feuer der Dänen geſehen haben, daß keine Urſache für ihn vorhanden ſei, den Rückzug anzutreten, ſondern daß er gerade das Gegentheil thun müſſe.

In dem Gefechte bei Balaclava brachte Kapitän Nolan dem General Lord Lucan einen Zettel, der ihm befahl, anzugreifen. Lord Lucan ſah keine Gelegenheit, eine Kavallerie-Attake zu machen, und remonſtrirte, aber Kapitän Nolan zeigte den Zettel und berief ſich auf die darauf geſchriebene Ordre. Die leichte Brigade ſtürzte ſich daher mit der Verwegenheit der engliſchen Kavallerie in ein Thal hinein, das an beiden Seiten mit Gebüſch bewachſen war, in welchem die ruſſiſchen Jäger ſtanden, und am Ende der Schlucht war eine 12pfündige Batterie aufgefahren, gegen welche die Brigade anprallte. Die Waffenthat war, wie Canrobert ſagte, der ſie mit anſah, **cela est brillant, mais ridicule.** Die Hälfte der Leute und Pferde blieben auf

dem Platze, ohne etwas erreicht zu haben; denn es war nichts zu erreichen. Also auch hier brachte der Zettel Unglück.

Bei dieser Gelegenheit glaube ich auch die Officiere meines Stabes vor den Angriffen des Verfassers schützen zu müssen.

Der Chef desselben, Oberstlieutenant Leo, war gewiß in seinem Expeditionsgeschäfte so tüchtig, wie es Einer nur sein konnte, und das Büreau ward in einer so kompleten Ordnung abgeliefert, wie es nicht besser möglich war. Hauptmann v. Katzler, der Souschef, ein tüchtiger und gebildeter Officier, hat sich immer durch Kaltblütigkeit im Gefechte und Umsicht in seinem Geschäfte bewährt. Hauptmann v. Berger, gegen den der Verfasser nur eine nicht korrekte Orthographie aufführt, war gewiß so brav im Feuer und pünktlich in der Ausführung ihm gegebener Befehle, als ich es nur wünschen konnte. Diese drei Officiere arbeiteten dabei unermüdlich im Büreau, sobald wir Abends ins Quartier kamen oder Rasttag hielten. Von meinen anfänglichen Ordonnanzofficieren behielt ich nur den Grafen Eltz und den Lieutenant Bärens, weil die anderen Herren im Bureau mit ihrem Gespräche störten und im Gefechte sich amüsiren wollten, statt nach gebrachtem Auftrage zu mir zurückzukehren. Es war aber im Jahre 1848 für mich und meinen Stab keine Zeit, Vergnügungen zu huldigen und sie zu suchen, sondern Arbeit war unsere Aufgabe. Daß nichts versäumt ward, bewiesen mir oft genug die Aeußerungen des Oberbefehlshabers, Generals von Wrangel, wenn er sagte: „Bei Ihnen ist immer Alles in Ordnung.“ Was die Ordnung der Berichte und Listen betraf, so darf ich bei dieser Gelegenheit nicht den vom Verfasser der „Denkwürdigkeiten“ angeführten Rittmeister Aye unbemerkt lassen und benutze diesen Anlaß, um auch hier wieder eine Fabel zu beleuchten. Diese „Denkwürdigkeiten“ sind augenscheinlich

auch dazu geschrieben, um mich in ein schlechtes Licht zu setzen, und dazu sollte denn die Bemerkung dienen, daß ich Aye wegen seiner Herkunft nicht zum Officier avanciren lassen wollte. Der Adel hat mich nie wegen einer Parteilichkeit für ihn gelobt! Solche Phrasen klingen aber schön und scheinen dem mit der Person unbekannten Leser ganz annehmbar. Ich unterlasse nicht, über Aye Folgendes zu bemerken: Derselbe ist der Sohn eines in meinem früheren Regimente gestandenen Unterofficiers; auf der Garnisonsschule erzogen, ward er Unterofficier in demselben Regimente und zeichnete sich, wie ich nicht ohne Eitelkeit von den meisten Unterofficieren meines Regiments sagen kann, durch musterhaftes Betragen in und außer dem Dienste aus; er schrieb eine sehr gute Hand und ward daher ins Büreau des Generalkommandos der Herzogthümer als Generalkommando-Schreiber kommandirt. Hier fand ich ihn, als ich im Jahre 1842 das Generalkommando übernahm, wieder. Und so fanden wir uns denn auch im Jahre 1848 in gleicher Stellung zum zweitenmal wieder. Auf den Vorschlag des Oberstlieutenants Leo ernannte ich Aye zum Kanzellisten im Generalkommando-Büreau, das heißt, er übernahm unter dem Stabschef die Verantwortlichkeit für's Archiv und die Richtigkeit der Protokoll- und Listen-Verzeichnisse. Hier war er ganz an seinem Platze, und, was sollte er mit einer Militärcharge, die ihn der Anciennität nach in einer Zeit, wo täglich ganz junge Officiere ankamen, unter kaum ausgewachsene Knaben gestellt haben würde? Einen höhern Grad konnte ich ihm aber auch nicht geben, weil dann mancher schleswig-holsteinische Officier, dem er als Unterofficier gehorcht hatte, unter ihm gestanden hätte. Wozu brauchte Aye aber mehr? Als Kanzellist stand er unter Niemandem als mir selbst und dem Stabschef. Hier war er auf dem Posten, dem er

ganz gewachsen war. Wäre er Officier geworden und als solcher Adjutant, dann würde Aye oft in Verlegenheit gekommen sein, falls er an Ort und Stelle hätte beurtheilen sollen, welche Bewegung die beste und zweckmäßigste wäre; also ließ ich ihn da, wo er Meister war. Was Bonin nachher für Grundsätze befolgt hat, ist nicht meine Sache zu beurtheilen, aber wohl den albernen Vorwurf zu widerlegen, den der Verfasser von „Willisen und seine Zeit" mir macht, wo er von Aye spricht.

Mit Rücksicht auf Persönlichkeiten will ich hier auch noch einer andern Fabel Erwähnung thun, welche der Verfasser mit Beziehung auf Major v. Gerstorff erdacht hat. Ich soll nämlich Herrn v. Gerstorff nicht haben leiden können und ihn deßhalb zu beseitigen gesucht haben. Dieß hängt ganz anders zusammen.

Am 9. April Abends meldete sich der Lieutenant v. Gerstorff bei mir in Schleswig, als ich von Flensburg zurück kam. Wir besprachen Abends den Plan, mit der Infanterie nach Angeln zu gehen, und Gerstorff übernahm den Auftrag, bei General v. Bonin anzufragen, ob er bis zur Schlei vorgehen wolle, falls wir zu hart gedrängt würden. Am 10. blieb v. Gerstorff bei mir zur Disposition, weil ich ihm keine Stelle geben konnte, ehe und bevor ich die Truppen wieder etwas in Ordnung gebracht hatte. Am 11. Morgens, als der Rückzug hinter den Kanal angeordnet war, mußte ich das 3. Freicorps, das in Cappeln lag, über die Schlei nach der Hüttener Harde rufen. Es erbot sich der Inspektor Beck, der alle Stege und Wege in Schwansen kannte, die Ordre hinzubringen. Gerstorff bat um die Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen, um bei der Gelegenheit zu erkunden, ob sich mit dem Landsturme in Angeln etwas ausrichten ließe! Gerstorff hatte nämlich den Krieg

im Kaukaſus mehrere Jahre mitgemacht und wohl von dorther eine höhere Idee von Volksbewaffnung mitgenommen. Dieſe Idee wurde aber ſehr bald abgekühlt, und mit dem 3. Freicorps kehrte Gerſtorff wieder zurück. Die Unfähigkeit des Oberſtlieutenants Koch war derzeit ſchon an den Tag gekommen, und daher übergab ich Gerſtorff mit ſeiner vollkommenen Uebereinſtimmung die Oberleitung der Freicorps. Als ich dieſe entließ, kam v. Gerſtorff wieder zu mir mit dem Geſuche um eine Beſchäftigung. Da er nicht im Stabe bleiben wollte, erbot er ſich, einen Plan auszuarbeiten, wie man die nöthige Anzahl von Officieren herbeiſchaffen könne. Während der Zeit avancirte er zum Hauptmanne in Preußen, alſo zum Major bei uns. Zaſtrow war zum Kommandanten des 1. Jägercorps ernannt und Inſpektor der übrigen Jäger-Abtheilungen. Alſo ward v. Gerſtorff dem 1. Jägercorps als Stabsofficier beigegeben und bekam es ſpäter als Kommandant.

Ich glaube, daß Niemand mehr als ich den v. Gerſtorff geſchätzt hat und beweiſe es noch dadurch, daß er einer der wenigen Officiere iſt, mit denen ich in Briefwechſel geblieben bin. Wenn aber der Verfaſſer dem Major v. Gerſtorff das alleinige Verdienſt der Heranbildung des 1. Jägercorps vindiciren will, ſo muß ich dagegen auf's Entſchiedenſte Einſprache thun.

Das 1. Jägercorps verdankt ſeine erſte Ausbildung dem alten General v. Ewald, der den amerikaniſchen Freiheitskrieg mit großer Auszeichnung mitgemacht hatte. Nach dieſem General bekam es der Oberſt v. Lange (Vater des ſpäteren Majors v. Lange), der ebenfalls in Amerika gedient hatte und ein vortrefflicher Feldofficier war. So zeichnete ſich ſtets dieſes Korps bei den Manövern durch ſeine Benutzung des Terrains und ſeine Beweglichkeit im Terrain aus. Nach dieſen beiden

Kommandanten kam es auf einige Zeit in unfähige Hände, aber der Geist blieb doch im Korps, und sein letzter Kommandant vor 1848 war ein tüchtiger Mann, der Oberstlieutenant v. Renouard, der dem Korps wieder seine alte Perfektion zu geben wußte. So trat es 1848 ins Feld, bekam gleich tüchtige Compagnieführer und war im ganzen Feldzuge 1848 die Truppe, auf die ich mich besonders verlassen konnte; sie ging wohin sie gehen sollte, und stand, wo sie stehen mußte. Ehre diesen braven Soldaten und diesen lieben Kameraden, von denen jeder Einzelne durch's Feuer und Wasser für mich ging. In meiner Meinung das höchste Lob, das einem Kommandirenden widerfahren kann.

Ich glaube in Vorstehendem genügend dargethan zu haben, daß der Verfasser der „Denkwürdigkeiten", was sowohl Thatsachen als Persönlichkeiten, als Betrachtungen betrifft, sich nicht auf dem Standpunkte befunden hat, von welchem aus er solche genau zu erkennen und richtig zu beurtheilen vermochte. Er hat nur seiner Laune freien Lauf gelassen, um sich seines üblen Humors auf Kosten Anderer zu entledigen.

Nicht, wie der Verfasser der „Denkwürdigkeiten" behauptet, ging ich aus dem Lande, als ich im Jahre 1848 das Kommando der Armee abgab und aus der provisorischen Regierung trat, sondern ich blieb noch bis zum Monat Juni 1850 auf meinen Gütern, die ich dann aus Gesundheitsrücksichten verließ, um ein und ein halb Jahr unter der Leitung von Priesnitz die Wasserkur in Gräfenberg zu gebrauchen. Von der Politik hielt ich mich ganz fern, und folgte nur mit dem Interesse, welches ich der schleswig-holsteinischen Armee nie entziehen konnte, dieser auf ihrem Feldzuge 1850.

XXII.

Die Kriegführung des Jahres 1850.

Daß die Statthalterſchaft im Sommer 1849 nach der Affaire von Fridericia nicht das Verhältniß Bonins zur Armee entweder feſtzuſtellen oder aufzulöſen gewußt hatte, habe ich bereits getadelt; noch mehr muß man es tadeln, daß ſie im Laufe des Winters lauter halbe Schritte that, um dieſem Uebelſtande abzuhelfen.

Daß Preußen ſich aus der Sache zurückziehen würde, unterlag keinem Zweifel mehr; alſo war es auch gewiß, daß Bonin zurückberufen werden würde. Ein anderer General mußte daher engagirt werden. Statt ſich an eine andere deutſche Regierung zu wenden oder an mehrere gleichzeitig, und zu bitten, daß man ihr einen tüchtigen Mann überlaſſen wolle, ließ die Statthalterſchaft ſich unter der Hand erkundigen, wo man wohl einen ſolchen finden würde. Dieß führte natürlich zu keinem Reſultate; denn theils ſind tüchtige Generale eine ſeltene Waare, die nicht von Jedermann beurtheilt werden kann, theils läßt keine Regierung einen anerkannt tüchtigen Mann los, wenn er nicht von ihr ſelbſt vorgeſchlagen wird.

Die Sache zog ſich alſo bis in den Monat März hin, als der Juſtizrath Schleiden, der ſich in Paris aufhielt, um auf die franzöſiſche Preſſe zu wirken, in einem Kaffeehaus die Bekanntſchaft des Generals von Williſen machte, und ſich von dieſem

über den Krieg in der Lombardei allerhand erzählen ließ. Justizrath Schleiden war bis zum Jahre 1848 im Zollfache angestellt gewesen; im März verließ er Kopenhagen und stellte sich der provisorischen Regierung zur Disposition. Weil er französisch sprach, ward er als eine Art Diplomat bald nach Frankfurt, bald nach Berlin gesandt, und hatte in dieser Eigenschaft im Herbst 1848 die Uebersendung der Anmeldungen preußischer Officiere zum Eintritt in die schleswig-holsteinische Armee zu besorgen. Dieß wird das einzige Geschäft gewesen sein, bei welchem er jemals mit Militärangelegenheiten sich befaßt hat. Dieser Mann glaubte aber dessen ungeachtet, die Tüchtigkeit eines Generals beurtheilen zu können, und fragte Willisen, ob er nicht geneigt sei, das Kommando der schleswig-holsteinischen Armee zu übernehmen? Willisen, auf dem seit seinem Feldzuge in Posen ein Schatten haftete, ging in der Hoffnung, sich wieder einen Ruf zu gründen und eine feste Stellung einzunehmen, leichtfertig darauf ein, ohne mit den Verhältnissen oder Persönlichkeiten im Mindesten bekannt zu sein. Schleiden schreibt also an Beseler, daß er einen Mann gefunden habe, der ganz der General sei, dessen die Herzogthümer bedürften, und die Statthalterschaft, die im Blinden so lange herumgetappt hatte, glaubte auf diese Empfehlung hin, daß jetzt ein militärisches Licht für die Sache der Herzogthümer leuchten würde, wenn sie einen Mann, der gute Bücher geschrieben hatte, an die Spitze der Armee stellte. Nach Willisens praktischen Antecedentien fragte man gar nicht, sondern ließ sich sogar von ihm Bedingungen stellen, als ob er ein Glücksstern sei, der der ganzen Sache eine andere Wendung geben würde.

Am 19. März 1850 war der General v. Bonin zu einem Familienfeste bei mir auf Noer und brachte bei dieser Gelegen-

heit meine Geſundheit aus. Als er mit ſehr ſchmeichelhaften Aeußerungen geendet hatte, ſagte ich in der Erwiederung unter Anderem, daß ich der Intrigue erlegen ſeie, ich wolle von ganzem Herzen wünſchen, daß es ihm nicht ebenſo ergehen möge.

Nach drei Wochen war Bonin aus ſeinem Kommando, aus ſeiner Charge und aus dem Lande entfernt und Williſen an die Spitze der Armee geſtellt.

Wie Theoretiker nun einmal ſind, ſie können praktiſch nichts auffaſſen und aus ihrem Theoretiſiren nicht herauskommen. Sie ſind nicht im Stande, zu begreifen, was Salomon ſchon ſagte, „daß jedes Ding ſeine Zeit hat", d. h. daß die ſchönſten Syſteme, wo ſie nicht zeitgemäß ſind, nur ſchädlich wirken können.

Alſo trotz allen Abrathens und Widerrathens führte Williſen eine neue Ordnung in der Armee-Organiſation ein, unmittelbar bevor die Truppen ins Feld rückten. Er annullirte die Organiſation, welche ich nach langer Kenntniß des Landes und langer Dienſterfahrung gegründet, welche ſich auch unter Bonin im Feldzuge bewährt hatte, und nach welcher die Armee ſeit zwei Jahren eingetheilt und eingeübt war.

Dem Manne fehlte unläugbar alle praktiſche Urtheilskraft. Die beurlaubten Soldaten, welche kurz vor dem Ausmarſch zu ihren reſpektiven Bataillonen oder Korps zurückkamen, wurden nicht allein zu ganz anderen vertheilt, ſondern auch die Officiere in ſolcher Weiſe verſetzt, daß alle alte Bande der Bekanntſchaft, des Vertrauens und der Anhänglichkeit gelöst waren, und dieß iſt beim Schleswig-Holſteiner weit höher anzuſchlagen, als bei jeder andern Nation.

Mit dieſer desorganiſirten Armee eilte Williſen am 14. Juli 1850 von Rendsburg über Schleswig nach Idſtedt. Die beurlaubt geweſenen Soldaten, die gar nicht mehr marſchgewohnt

waren und in der Sonnenhitze jetzt einen Marsch von vier geographischen Meilen machen sollten, litten selbstverständlich bei diesem tollen Unternehmen sehr, und der erste Marschtag des Schleiden'schen Generals kostete der Armee über 100 Mann. Er wollte nicht weiter als bis Idstedt vorrücken, es war kein Feind so nahe, daß nicht einige Schwadronen Kavallerie mit der reitenden Batterie jede feindliche Patrouille oder Recognoscirung leicht hätten zurücktreiben können. Wozu also diese Eile?

Ich komme hier wieder auf die Urtheilsfähigkeit der Masse der Soldaten, die unnöthige Strapazen und Verluste nicht leicht verzeiht und ihr Urtheil über den Befehlshaber nach solchen Dingen bestimmt. Ich darf daher behaupten, daß Willisen niemals das Vertrauen der Armee besessen, wie er seinerseits ihr auch nie vertraut hat, welches seine ohnedieß schon wankende Ansicht nicht zu befestigen geeignet war.

Die Stellung bei Idstedt für eine gute zu erkennen, dazu gehört nicht viel Einsicht; denn sie ist die einzige zwischen Hadersleben und Schleswig, in welcher eine Vertheidigungsschlacht gegen eine Uebermacht angenommen werden kann; wenn ihr aber die Kunst noch zu Hülfe kommt, so kann ein Truppencorps sich daselbst gegen die doppelte Zahl seiner Stärke nicht nur allein behaupten, sondern dem Feind auch nach abgeschlagenem Angriff eine Niederlage beibringen.

Was that nun Willisen in dieser Beziehung? Nichts!! In seiner Theorie von Offensive und Defensive befangen, konnte er, wo sie zur Anwendung kommen mußte, nicht mit sich einig werden, ob er offensiv oder defensiv verfahren wolle, und dieser Zweifel dauerte nicht blos vom 15. bis zum 24. Juli, sondern noch am Abend dieses Tages gab er widersprechende Befehle hierüber aus.

Vom 16. Juli Morgens bis 23. Abends ſtand die Armee, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, bei Idſtedt, 27,000 Mann ſtark. Unmittelbar hinter der Stellung liegt die Stadt Schleswig mit 10,000 Einwohnern, rechts ſtößt das Terrain an das dichtbevölkerte Angeln, wo Pferde und Wagen zu Tauſenden zu haben ſind. In dieſen acht Tagen hatte alſo Williſen Zeit und Kräfte weit über den Bedarf, um ſeine Stellung ſo einzurichten, daß kein Feind ihm etwas anhaben konnte.

Da der mit der Lokaleigenthümlichkeit Unbekannte ſie nach der Karte ſich nicht vollſtändig vergegenwärtigen kann, will ich ſie hier ganz genau beſchreiben und dabei angeben, wie ſie nach meiner Anſicht hätte benutzt werden müſſen.

Es gehen von Flensburg nach dem Süden des Herzogthums Schleswig drei Hauptverbindungswege. Der öſtlichſte geht über Klein- und Groß-Solt, Havetoft, Böklund, Welſpang und Miſſunde, iſt nicht chauſſirt, ſondern von Steinwällen und Knicken eingefaßt, welche von Havetoft an bis Miſſunde immer höher und ſtärker mit Gebüſch bewachſen ſind; namentlich in der Gegend von Welſpang ſind die Knicke ſowohl an der Landſtraße, als überhaupt um die Koppeln oder Felder ſehr hoch; die Wälle ſind oft mit Buchengebüſch bewachſen, welches viel dichter und ſchwieriger zu paſſiren iſt, als das in Angeln ſonſt gewöhnliche Haſelgebüſch. Für ein größeres Truppencorps iſt alſo dieſe Landſtraße nur in aufgelöster Marſchordnung zu paſſiren. Falls Widerſtand demſelben entgegengeſtellt würde, können ein oder zwei Bataillone eine Stärke von 10- bis 12,000 Mann faſt einen Tag auf der Marſchweite von einer Meile aufhalten. Artillerie kann auf dieſem Terrain faſt gar nicht verwendet werden, Kavallerie durchaus nicht.

Die mittlere Landſtraße iſt die Chauſſee zwiſchen Flensburg

und Schleswig. Diese ist die Hauptstraße, welche Hamburg mit Jütland verbindet. Sie ist ohne Einfriedung, geht meistens über hohes Haideland, ist vermittelst ziemlich bedeutender Bäche von mehreren Terrainabschnitten durchkreuzt, die durch davor oder dahinter liegende Holzungen verstärkt werden. Südlich von Helligbeck läuft die Chaussee über einen Haiderücken, der an verschiedenen Stellen von Moorstrecken an beiden Seiten begrenzt wird, bis nach der Krugstelle Luusbusch oder Idstedter Krug.

Die Artillerie und Kavallerie sind daher auch hier in ihren Bewegungen beschränkt.

Bei Luusbusch erhebt sich das Terrain, indem die Chaussee hier einen Hügelrücken überschreitet, der von dem Enskierer Moor bis zum Langsee sich ausdehnt und mit Holz bewachsen ist, welches den Namen Westergehege führt.

Unmittelbar an der Chaussee beginnt das Moor, welches sich zuerst bis zum Gammelunderse in einer Ausdehnung von 9000 Fuß, dann von diesem See bis Jübeck 15,000 Fuß weit erstreckt, und von dort bis zur Treene seinen Abfluß durch einen mit Moor und Wiesengrund begrenzten Bach nimmt, der nur stellenweise für Infanterie passirbar ist, falls die Brücke bei Jübeck abgebrochen wird. Der Theil des Moores zwischen der Chaussee und dem Gammelunderse ist über 3000 Fuß breit und so von Torfstichen durchzogen, daß es schon für die einzelnen Bekassinenjäger schwierig wird, sich über denselben zu bewegen, er folglich nur Tirailleuren zugänglich war.

Die von Luusbusch bis zum Ahrenholzersee sich hinziehende Höhe gibt der Artillerie vortreffliche Gelegenheit, den in ihrem Bereich liegenden Theil des Moores zu bestreichen.

Von der Chaussee östlich streckt der Höhenrücken, der an seiner nördlichen Böschung nur schwach mit Holz besetzt ist, sich

in einer Länge von 8000 Fuß bis zum Lang-See, der $^3/_4$ Meilen lang bis Welspang sich ausdehnt, wo er durch den Welbeck in die Füsinger Aue sich ergießt. Der Welbeck läuft durch ein 1500 bis 2000 Fuß breites, flaches Thal, das ganz moorigen Wiesengrund hat und mit leichter Mühe überstaut werden kann.

Welspang selbst ist eine Wassermühle, die im tiefen, ungefähr 500 Fuß breiten Terrainabschnitt liegt, der an der nördlichen Seite sich allmählig, an der südlichen aber steil erhebt. Das Mühlengebäude so wie das Kruggebäude und noch ein an der Brücke liegendes Haus sind einstöckige Grundmauer-Gebäude, welche sich ganz dazu eignen, blendirt und krenelirt zu werden, um den Brückenübergang zu vertheidigen und dieß Defilé überhaupt auf längere Zeit unpassirbar zu machen, indem die auf der Höhe hinter ihnen aufgestellte Artillerie über sie weg die ganze davor liegende Gegend bestreichen kann.

In das östliche Ende des Lang-Sees, ungefähr 1200 Fuß von Welspang, ergießt sich durch einen tiefen Einschnitt von 10,000 Fuß Länge der Tolker und Schalbyer See nebst dem Wasser der diese umgebenden Torfmoore. Die Ausdehnung des Abschnittes dieser beiden letzten See'n, welcher von Süden nach Norden rechtwinklig auf den Lang-See trifft, ist 10,000 Fuß, und er ist gänzlich unpraktikabel.

Südlich vom Schalbyer See ist das Terrain ganz mit Knicken, Gärten, Streuholzungen und von einzelnen sowohl, als zusammengelegenen Häusern und Höfen durchflochten und hat eine Breite von 8000 Fuß bis zur Schlei an dem Ausflusse der Füsinger Aue.

Südöstlich von Welspang und östlich des Tolker Sees befindet sich das Dorf Tolk mit einem hochliegenden, mit Stein-

wall versehenen Kirchhof und vielen soliden Gebäuden, von sehr vielen kleinen Feldern und Gärten, die jedes mit Knicken umgeben sind, eingeschlossen, wo folglich eine kleine Schaar sehr langen Widerstand leisten kann.

Unter diesen Terrainverhältnissen kann kein Zweifel darüber sein, daß die Strecke vom Idstedter Krug bis zum Lang-See, 8000 Fuß lang, der einzige Punkt ist, der einem förmlichen Angriff mit vereinigten Waffen ausgesetzt ist. Dieser besondere Abschnitt ist nun, wie schon gesagt, ein mit Wald bewachsener Hügelrücken, dessen nördliche Abdachung aber nur theilweise und zwar nur mit Busch besetzt ist, welches gestattet, auf einer Höhe von circa 30 Fuß über der davor liegenden Fläche Geschütze aufzustellen. Am Fuße der Höhe laufen Feldwege, die von Steinwällen eingefaßt sind, von Osten nach Westen, und sie eignen sich sehr dazu, eine Art bedeckten Weg für die Infanterie zu bilden.

Vor dieser Position liegt das Dorf Idstedt 5000 Fuß entfernt, und bildet der Idstedter See mit seinem Abfluß in den Lang-See noch eine große Verstärkung des rechten Flügels.

Die dritte Landstraße, welche von Flensburg nach Süden geht, ist die Chaussee von Flensburg über Wanderup und Viöl nach Husum, die aber, weil Flensburg mit seinem tief ins Land hineingehenden Hafen und seiner Schiffsverbindung mit Dänemark immer die Operationsbasis der Dänen sein müßte, nur als für Seitenkolonnen anwendbar betrachtet werden durfte, denn falls sie zur Operationslinie erwählt und die Chaussee von Schleswig nach Flensburg nicht gleichzeitig stark besetzt würde, dürfte die Hauptmacht des Feindes leicht Gelegenheit finden, die dänische Stellung zu durchbrechen.

Der Verfasser der „Denkwürdigkeiten" redet von der Posi-

tion bei Bau als einer ſtarken Stellung, da er ſie aber ſelbſt wohl nie geſehen hat, ſo fallen die Vorwürfe, die er Williſen über das Aufgeben derſelben macht, in ein Nichts; denn dieſe Stellung bietet der Vertheidigung gar keinen Vortheil. Im Bonin'ſchen Hauptquartiere hatte man ſich im Monat März darum bekümmert und verſchiedene Vorſchläge wurden von höheren Officieren eingegeben; was ich aber davon geſehen habe, war Alles ſehr unvollkommen und es konnte nicht anders ſein, da das Terrain nur von Bau bis zum Hafen eine vortheilhafte Stellung darbietet, die nach Weſten aber ganz offen und ſehr leicht zu umgehen iſt.

Alſo Idſtedt iſt und war die einzige wirklich ſtarke Stellung nördlich von Schleswig. Wie hätte ſie verſtärkt und wie beſetzt werden müſſen?

Auf dem linken Flügel mußte der Ausfluß des Gammellunder Sees und Moores, von der Treene an, geſtaut werden, ſo daß die moorigten Ufergründe aufgeweicht und unter Waſſer geſetzt wurden, ſo viel als ſich dieß erreichen ließ. Nur die Brücke bei Jübeck durfte bleiben, alle anderen Uebergänge mußten unpraktikabel gemacht werden.

Vom Gammellunder See bis zum Idſtedter Krug mußte quer durch das Torfmoor ein 10 Fuß breiter Graben geöffnet und die daraus gewonnene Erde an die Süderſeite geworfen werden, um eine Schutzwehr für die dahinter zu poſtirenden Tirailleure zu bilden und zugleich einen Kommunikations-Steig zwiſchen der Hauptſtellung und dem Seitendetachement zu bilden.

Der nördliche Abhang des Höhenrückens an der Chauſſee vom Idſtedter Krug bis zum Boſch-See, 1600 Schritt, mußte für Artillerie eingerichtet werden, die mit den bei der Armee vorhandenen drei 12pfündigen Batterieen und noch 24 Stück

18- und 24pfündiger Festungsgeschütze aus Rendsburg, zusammen mit 48 Geschützen, diesem einzigen Punkte der Position, welcher mit den vereinigten Waffen angreifbar war, eine überwiegende Stärke gegeben haben würde. Unterhalb der Batterie konnte das erste Treffen der Infanterie sich ganz durch die vorhandenen Steinwälle, welche zusammengeworfen und mit Erde überdeckt eine sehr gute Deckung geben würden, gegen das feindliche Feuer schützen.

Das Dorf Idstedt selbst mußte zur Vertheidigung auf die Weise eingerichtet werden, daß alle Strohdächer abgetragen, alle Fachwerkhäuser niedergerissen wurden; das Material daraus mußte zur Blendirung der Grundmauer-Gebäude verwendet werden. Diese Arbeiten und Einrichtungen würden das Dorf zu einem vorgeschobenen Posten gemacht haben, an dem sich der Feind erst etwas verbeißen konnte, ehe er zum wirklichen Angriff überging. Da das Dorf nur 1500 Schritt von der Artillerie-Aufstellung liegt, so konnte es, wenn der Feind sich auch desselben bemächtigen würde, sehr leicht für ihn durch das schwere Geschütz unhaltbar gemacht werden.

Die Furth durch den Lang-See mußte tiefer und unpraktikabel gemacht werden und die gegen das Feuer dahinter gestellter Geschütze schützenden Gegenstände fortgeschafft werden.

Wie Welspang eingerichtet werden sollte, habe ich bereits gesagt; auf der Höhe unmittelbar dahinter würde eine Feldverschanzung für eine Batterie zu errichten sein und die Welbeck müßte so gestaut werden, daß ihr breites Moorgrundthal ganz unzugänglich würde.

Diese selten starke Stellung in einem Lande, wo weder Berge, noch große Flüsse vorhanden sind, mußte benutzt werden, um durch die Vortheile, welche sie bot, die numerische Ueberlegenheit

des Feindes zu neutralisiren, sie mußte, richtig benutzt, den Feind zwingen, den größten Theil seiner Kräfte zu entwickeln, während die schleswig-holsteinische Armee nur mit einem Theil sie zu vertheidigen brauchte und den übrigen Theil frisch erhalten konnte, um gegen den ermüdeten Feind vorzubrechen, wenn er den vereitelten Angriff aufgab.

Die Armee, welche aus 15 Linienbataillonen, fünf Jägercorps 12 Schwadronen Dragoner, drei 12pfündigen, vier 6pfündigen, einer 24pfündigen Granat- und einer reitenden 6pfündigen Batterie bestand, mußte folgendermaßen in dieser Stellung vertheilt werden.

Acht Bataillone, circa 10,000 Mann besetzen in zwei Treffen die Hauptstellung zwischen Idstedt-Krug und dem Lang-See, eine Distanz von 3000 Schritte, die mit 48 Geschützen besetzt ist. Fünf Bataillone stehen im ersten Treffen, auf dem verdeckten Weg am Fuße der Anhöhe, drei Bataillone stehen hinter den Geschützen etwas zurück auf der Höhe, wo sie völlige Deckung finden.

Ein Jägercorps und ein Linien-Bataillon nebst einer 6pfündigen Batterie besetzen Idstedt und entsenden die vorgeschobenen Pikets und Posten, um die Annäherung des Feindes zu beobachten.

Ein Jägercorps und zwei Linien-Bataillone nebst einer 6pfündigen Batterie besetzen Welspang und die davor liegende Gegend zwischen den beiden Dörfern Fahrenstedt, entsenden eine Kompagnie Infanterie und zwei Geschütze nach der Furth bei Güldenholm und sechs andere Geschütze werden auf der Höhe unmittelbar südlich von Welspang postirt.

Ein Jägercorps wird in einer Tirailleurlinie längs des Grabens von Idstedt-Krug bis zum Gammellunder See und längs der Inondation bis Jübeck vertheilt und dieses davon mit einer Kompagnie besetzt.

Eine Schwadron wird als **éclaireurs** gegen die Treener und die Bollingſtedter Aue, eine andere Schwadron nach Poppholz und auf die Miſſunder Straße zum ſelbigen Zwecke verſendet.

In Reſerve bleiben bei Neu-Berend vier Bataillone Infanterie, zwei Jägercorps, 10 Schwadronen, zwei 6pfündige, eine reitende und eine Granat-Batterie ſtehen, von wo der Abſtand zur Hauptſtellung $^1/_4$, nach der Friedrichs-Kolonie $^1/_2$ und nach Welſpang oder Schaleby $^3/_4$ Meilen beträgt.

Daß die vorhandenen Feld- und Kommunikationswege hinter der ganzen Stellung von Welſpang bis Jübeck und von der Reſerve nach den verſchiedenen Punkten, wo ſie mit eingreifen würde, gehörig erweitert und vollſtändig in Ordnung gebracht werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt.

Die Stellung iſt eine rein defenſive, in welcher man den Feind feſten Fußes erwartet. Ein jedes Gefecht, welches vor derſelben geliefert ward, konnte nur ſchaden, einestheils weil es die Truppen in der Stellung nöthigte, ſich zum baldigen Kampf bereit zu halten, ſie alſo unnöthigerweiſe ermüdete, anderentheils weil es den Muth des Feindes ſteigerte, indem er mit Erfolg die Avantgarde zurücktrieb und ſolchergeſtalt ſchon ſiegesfreudig gegen die Stellung rückte, während die zurückweichende Avantgarde gerade den entgegengeſetzten Eindruck bei dem Hauptcorps hervorrief. In Williſens Fall war dieß um ſo nachtheiliger, als ſechs Bataillone ſeiner Armee noch nie im Feuer geſtanden hatten und nun das Zurückbringen der Verwundeten und die Zahl der Todten ſehen und hören mußten, ohne ſich ſelbſt in Aktivität zu befinden. Im Gegentheil, durch weit vorgeſchickte Patrouillen und die ausgeſtellten Infanterieposten konnte man zeitig genug von dem Anmarſch des Feindes benachrichtigt werden und mußte dieſen ruhig herankommen

laſſen, bis die 48 Geſchütze ihm ein Halt! entgegen donnern würden und das Dorf Idſtedt ihn mit dem Gewehrfeuer ſeiner Beſatzung empfing.

Die engen von hohen Knicks eingeſchloſſenen Wege zwiſchen Böcklund und Welſpang, ſo wie die zwiſchen dieſen Orten gelegene, ganz mit einem Netz von Knicks bedeckte Gegend, machen einen ſtärkeren Angriff hier ganz unmöglich und ein oder zwei richtig geführte Bataillone können den Vormarſch einer feindlichen Kolonne daſelbſt leicht aufhalten; es konnte daher vorausgeſetzt werden, daß kein ernſtlicher Angriff dort gemacht wurde, aber man vermochte auch mit Gewißheit darauf zu rechnen, daß derſelbe, falls er verſucht würde, nur ſehr langſam fortſchreiten konnte. Die Detaſchirung einer bedeutenden Stärke weſtlich der Treene durfte der Feind nicht wagen, weil er ſich dann dem ausſetzte, daß die ſchleswig-holſteiniſche Armee über den zurückgebliebenen Theil vor der Stellung herfiel und dieſen nicht allein überwältigte, ſondern den detaſchirten Theil von Flensburg abſchnitt und in die Marſch hinein drängte, wobei er jedenfalls ſeine Artillerie eingebüßt, wenn nicht größtentheils die Waffen hätte ſtrecken müſſen.

Nur bei Idſtedt alſo konnte der Angriff erfolgen. Umgehungen der ſchleswig-holſteiniſchen Aufſtellung waren nicht möglich: es mußte nach vorbereitendem Geſchützkampf im Sturmſchritt die Stellung genommen werden. Alles ſtand aber hier auf ſchleswig-holſteiniſcher Seite gedeckt gegen das feindliche Feuer, auch die 24 ſchweren Geſchütze hatten ein ganz freies Feld auf mehr als 3000 Schritt vor ſich, und kamen die feindlichen Kolonnen näher, dann ſchleuderten 48 Schlünde ihnen Kartätſchen entgegen, die ihren Effekt nicht verfehlt haben würden.

Wenn die beiden Bataillone im Dorfe Idſtedt zum Rückzug

gezwungen worden wären, blieb ihnen dieser den Umständen nach entweder östlich oder westlich des Idstedter Sees nach dem Grüder Holz, wo sie wieder Stellung genommen haben würden gegen den Feind, der von Unterstolk oder Güldenholm kam, oder gegen die linke Flanke der Abtheilung, welche den Angriff auf das Wester Gehege machte.

Gesetzt, dem Feinde gelänge es, sich Welspang's zu bemächtigen, so konnte er dies nur mit großem Verlust erreichen und hätte damit doch nichts gewonnen, denn das Jägercorps wich fechtend im koupirten Terrain nach Tolk zurück, während die beiden Linienbataillone und sechs Geschütze auf 1200 Schritt Entfernung eine fast noch stärkere Stellung am Auslauf des Tolker- in den Lang-See fanden, die der Feind nicht angreifen durfte, weil er dann seinen Rücken den Jägern in Tolk preisgab, und den Jägern durfte er nicht mit einer bedeutenden Stärke entgegen gehen, weil ihm der Rückzug über Welspang von den zwei Linien-Bataillonen und einer von der Reserve herbeigeholten Verstärkung verlegt werden konnte.

Eine detaschirte Brigade, wie die des Oberst v. Scheppelern über Sollbroe und Silverstedt würde durch die aus der Reserve über Jübeck vorgehenden Bataillone und Schwadronen gänzlich abgeschnitten worden sein, und daher glaube ich hier mit der Behauptung nicht zu viel zu sagen, daß Willisen, wenn er ein praktischer General gewesen wäre, dem Feinde unbedingt eine gänzliche Niederlage hätte beibringen müssen. Führte dieser alle seine Kräfte bei Idstedt ins Gefecht, dann würde seine ganze Armee, moralisch gebeugt, dem schließlichen Angriff der Schleswig-Holsteiner nicht haben widerstehen können. Hielt er bei der Hauptstellung nur das Gefecht hin, um nach seinen Flügeln zu detaschiren, so schwächte er jene solchergestalt, daß

Williſen mit den im Weſter Gehege und in der Reſerve vorhandenen 14 Bataillonen und 10 Schwadronen nebſt der friſchen Artillerie ihn nicht allein zurückwerfen, ſondern bis nach Flensburg hin gänzlich zerſtreuen konnte.

Wie operirte dahingegen Williſen? In ſeinen theoretiſchen Ideen von Defenſive und Offenſive befangen konnte er zu keinem Entſchluſſe kommen, wie er den Kampf führen wollte. Er bereitete daher auch nichts vor; man muß faſt glauben, daß er nicht einmal die vor der Stellung liegende Gegend ſelbſt rekognoscirt habe, ſonſt wäre es nicht zu begreifen, daß er ſolche Gefechtsanordnungen treffen konnte. Statt deſſen ließ er eine Revüe vor den beiden Mitgliedern der Statthalterſchaft abhalten und ſolche Poſſen dicht vor dem feindlichen Anmarſch aufführen.

Endlich kam der Tag heran und Williſen war noch in der Marſchordnung. Eine vorgeſchobene Avantgarde beſtand aus vier Bataillonen, dem 5ten Theil ſeiner Stärke; die andern vier Fünftel verzettelte er in einer Stellung, die ſich von Weſſpang bis hinter Bollingſtedt auf Haide und Moorflächen über 20,000 Schritte ausdehnte und auf $^1/_4$ Meile hinter ſich lauter Defilés hatte. Die Folge davon war denn auch, daß weder Reſerve noch zweites Treffen vorhanden waren, daß nicht einmal eine Verbindung zwiſchen den einzelnen Theilen des einzigen Treffens ſtattfand, daß ein in Unordnung gerathenes Bataillon den ganzen Plan zertrümmerte, falls ein ſolcher wirklich exiſtirt hat, und daß trotz partieller Niederlage und großen Fehlern die däniſche Armee zu dem Siege gelangte.

Es iſt viel über dieſe Schlacht geſchrieben worden, eine einzige gute Recenſion iſt mir nur vorgekommen, nämlich in der allgemeinen Taktik von Rüſtow, dem gegenwärtig bedeutendſten Militärſchriftſteller, weil ſie ihre Bemerkungen mit

Gründen belegt. Der geehrte Herr Recenſent würde es bei der Terrainbeſchaffenheit noch viel mehr haben tadeln dürfen, daß Williſen einen koncentriſchen Angriff vor der Fronte machen wollte. Es iſt nämlich unmöglich, auf Wegen, aus denen man nicht herauskommen kann, die bald eine Front von acht, bald nur von 4 Mann erlauben, wo jeder begegnende Wagen ein Defilé bildet, das mit noch geringerer Front paſſirt werden muß, nur irgendwie eine Zeit für beſtimmte Entfernungen feſtzuſetzen. Nun iſt aber jeder Knick, deren auf alle 100 Schritte einer oder mehrere vorhanden ſind, eine Feldbefeſtigung, die genommen werden muß. Kanonen ſind nicht zu verwenden, kaum fortzuſchaffen; wie will man bei ſolchen Verhältniſſen auch nur annähernd ein Manöver berechnen, zu welchem aus verſchiedenen Direktionen Truppenkörper zuſammenwirken ſollen?

Daß Williſen ein bloßer Theoretiker iſt, beweist ſchon, daß er nach ſeinem Feldzuge in Poſen nicht einſah, daß er für die Praxis nicht geſchaffen ſei; ferner, daß er, ſtatt ſein Augenmerk nach Uebernahme des Kommandos der ſchleswig-holſteiniſchen Armee auf die Bildung eines tüchtigen Stabes zu richten, dieſen ganz überging und ſich mit Umbildung der Armee-Organiſation befaßte. In ſeinem Stabe fand er daher auch keine Unterſtützung, ſondern nur widerſtreitende Elemente und Anſichten. Die Sache würde ganz anders geworden ſein, wenn der Chef des Stabes, Herr v. d. Tann, der kommandirende General, und Williſen Chef des Stabes geweſen wäre. Aus der Theorie des Letzteren würde Erſterer vielleicht manches Gute herausgefunden haben und für die Ausführung war v. d. Tann ein ganz anderer Mann als Williſen.

Etwas muß man ihn allerdings damit entſchuldigen, — und Niemand kann dieß beſſer wiſſen als ich, — daß die beiden

Mitglieder der Statthalterſchaft mit ihrer Manie, ſich in Alles miſchen zu wollen, ihn unſtreitig oft unſchlüſſig und verwirrt gemacht haben. Mit mir konnten ſie dieß nur durch Verhinderung in meinen Anordnungen treiben, bei Bonin wurden ſie noch etwas zurück gehalten, weil er ein fremdherrlicher General war; aber dieſer arme Williſen, den ſie ſelbſt gewählt und angeſtellt hatten, den mögen ſie gewiß ſo geplagt haben, daß ihm oft die Haare zu Berge ſtanden. So denn auch während der Schlacht bei Idſtedt ritten der Graf Reventlow und andere vornehme Herren, die weder dort etwas zu thun hatten, noch vom Krieg etwas verſtanden, herum, fragten und riethen Williſen dieß und jenes und ſtörten dadurch ihn ſo, daß er, um ſich nur von dieſen Bummlern frei zu machen, das Schlachtfeld verließ und nach dem linken Flügel ritt, von wo aus er den Befehl zum Rückzuge gab.

Es iſt mir immer ein widerſtrebender Gedanke, daß Zuſchauer ſich auf dem Schlachtfelde einfinden. Wir Soldaten ſchlagen uns, weil es unſere Pflicht iſt, aber nicht als Gladiatoren zum Schauſpiel. Wenn Einer Arme oder Beine oder das Leben verliert, ſo thut er dieß für's Vaterland oder für eine rechtliche Ueberzeugung, die ihn in den Kampf treibt, aber wahrlich nicht, damit Neugierige ſehen ſollen, wie verſtümmelte Körper ausſehen. War daher Graf Reventlow nicht in dieſer Abſicht auf dem Kampfplatze erſchienen, ſondern aus höhern Gründen, und ſtand ſeine Ueberzeugung feſt, daß ein Rückzug nicht nöthig ſei, ſo hätte ſeine Pflicht ihm geboten, den Stabschef, den Kommandanten der Artillerie und den nächſten Brigadekommandanten, der aufzufinden war, zuſammenzurufen, ihre Anſicht zu vernehmen, und falls dieſe mit der ſeinigen übereinſtimmte, kraft ſeiner Stellung Williſen vom Kommando zu ſu-

ſpendiren und es Herrn v. d. Tann zu übergeben. Aber der Mann hatte, wo es darauf ankam, nie Charakterfeſtigkeit; miſchte ſich in alle Sachen, die er nicht verſtand, und verſtand nicht die Sache, die er verſtehen ſollte, um den Platz auszufüllen, den er übernommen hatte.

Wenn die däniſche Armee ſich hier eines großen Sieges rühmt, ſo kann man ihrem Feldherrn den Ruhm dafür nicht zuſprechen, denn die Leitung der Schlacht war ebenſo kümmerlich, als die Williſens. Beim erſten Mißgeſchick gab der General den ganzen Plan auf und dachte nur an den Rückzug, ſchickte eine unbedingte Ordre zur Rückkehr an die Brigade Scheppelern und Befehle nach Flensburg, Alles zum Rückzuge einzuleiten.

Hätte Williſen eine halbe Stunde länger gewartet, ehe er den Befehl zum Rückzuge gab, dann würde die Kriegsgeſchichte das Faktum zu erzählen gehabt haben, daß beide kommandirenden Generale in der Ueberzeugung, geſchlagen zu ſein, das Schlachtfeld geräumt hätten.

Es iſt unnöthig, hier mehr darüber zu ſagen, ſondern ich verweiſe auf die vortreffliche Kritik in Rüſtow's allgemeiner Taktik, wobei ich nur wiederhole, daß der verehrte Verfaſſer die Terrainverhältniſſe noch nicht genug zum Nachtheile der Williſen'ſchen Anordnungen gewürdigt hat. Man hat es hier mit einer Gegend zu thun, in welcher man keine Truppenabtheilung auf kurze Entfernung ſieht, inſofern man den Rauch des Pulvers nicht bemerkt, wo ſelbſt der Laut des Geſchützes, durch die vielen Knicke und Streuholzungen aufgefangen, oft aus ganz anderer Richtung, als es der Fall iſt, zu kommen ſcheint.

Napoleon ſtellte unter den Hauptregeln für die Kriegführung auch die beiden auf: „Verachte nie deinen Feind, und

wenn es auch nur Bauern sind;" und ferner: „Sichere dir deinen Rückzug, bevor du zum Angriffe schreitest."

Sonderbar ist es, daß in den Kriegen in den Herzogthümern dieß immer unbeachtet blieb. So Michelsen, der bei Krusau gar nicht an den Rückzug gedacht und das hinter ihm beginnende Terrain nicht beobachtet hatte.

Bonin vor Fridericia verachtete seinen Feind dergestalt, daß er an einen möglichen Rückzug nicht glauben wollte, und that nichts, ihn für den vorkommenden Fall vorzubereiten.

Willisen hatte auch nicht daran gedacht und die Eiderübergänge nicht gehörig besetzt, so auch jede Verstärkung Friedrichstadts gegen einen Angriff unterlassen.

Meinerseits sollte ich eine Befriedigung darin finden, daß Willisen gerade die Stellung wählte, um dem Feinde entgegenzutreten, die ich zwei Jahre früher dazu ausersehen, und gerade denselben Weg zum Rückzuge wählte, den ich gewählt hatte. Doch standen die Sachen jetzt anders als zu jener Zeit; denn ich hatte kaum 4000 Mann regulärer Truppen und Willisen hatte 26,000 Mann. Ich zog mich auf den rechten Flügel der den Kanal besetzenden Preußen zurück, um meine Truppen zu reorganisiren und zu verstärken. Willisen konnte hinter der Schlei sehr wohl dem Feinde entgegentreten. Dazu bedurfte es aber eines starken Brückenkopfs bei Missunde und einer Befestigung Friedrichstadts. Beides war versäumt. Die Schlei, das Selker Noer und die sich gegen Breckendorf erhebenden Höhen boten der zurückgehenden Armee eine sichere Stellung, um sich vom Kampfe zu erholen und die Vereinigung mit dem über Missunde gegangenen Theil zu bewerkstelligen. Wenn dann das Hauptquartier in Breckendorf etablirt ward, so konnte die Vorpostenlinie von Oberselk bis Hollingstedt (2 Meilen) südlich

des Waſſerlaufs, der durch die beiden Dörfer Reide geht, das ganze ebene Terrain, welches aus Moor und Haide beſteht, ſehr gut beobachten und bei jeder annoncirten Annäherung des Feindes konnte Williſen hervorbrechen, um ihn zu überwältigen, weil der Feind allezeit ein bedeutendes Korps gegen Miſſunde vorſchieben mußte, um ein Vordringen von dorther zu verhüten. Williſen hätte den Treene-Uebergang bei Hollingſtedt mit einigen Bataillonen beſetzen ſollen, die jederzeit von ihm unterſtützt zu werden vermochten und ſich im ſchlimmſten Falle entweder auf ihn, öſtlich der Treene, oder auf Friedrichsſtadt, weſtlich des Fluſſes, zurückziehen konnten. Bei einer ſolchen Aufſtellung würde er ganz Schwanſen, den däniſchen Wohld, die Hüttener und Hohner Harde, einen Theil des Amtes Huſum und die Landſchaften Eiderſtedt und Stapelholm gegen feindliche Okkupationen gedeckt haben. Er that aber nichts davon, ſondern ging hinter die Linie von Eckernförde, Wittenſee und der Sorge zurück.

Es fingen nun wieder die Häckeleien mit der Statthalterſchaft an, man wollte immer klüger ſein als der kommandirende General, hörte auf alle albernen Pläne, Vorſchläge und Räſonnements Unwiſſender und Untergebener und brachte den armen Theoretiker in ſolche Klemme, daß er, um ſich Luft zu machen, ſeine Entlaſſung anbot. Dieſe nahm man halb und halb an, ſtellte indeß Alles wieder ſo auf Schrauben, daß Williſen einlenken konnte, und die Folge hiervon war ein Angriff auf Miſſunde. Neuer Unſinn.

Die Stellung der däniſchen Armee hatte von Eckernförde über Miſſunde, Schleswig, Hollingſtedt, Huſum, Friedrichsſtadt bis Tönning eine Ausdehnung von nahe an 9 Meilen. Williſen dagegen ſtand im inneren Kreis dieſes Bogens auf einer

Linie von ungefähr 4½ Meilen, er konnte also überall der Stärkere sein. Ein Scheinangriff auf Friedrichsstadt an einem Tage, auf Missunde am nächsten, auf Hollingstedt am dritten oder vierten würde einestheils den dänischen General genöthigt haben, an allen Hauptpunkten seine Truppen zu verstärken und seine Hauptmacht dadurch zu schwächen, anderntheils durch forcirte Hin- und Hermärsche sie sehr zu ermüden. Dann hätte Willisen mit seiner ganzen Kraft gerade auf Schleswig losgehen können. Es hätte ihm dabei gelingen müssen, den so weit zerstreuten Feind zu werfen und in Flensburg zugleich mit ihm anzukommen, ehe die detaschirten Theile diesen Ort erreichten, wodurch ihm ein rühmlicher Sieg nicht schwer geworden wäre. Statt dessen ward immer von den großen Verschanzungen gefaselt, die bei Schleswig errichtet waren, als ob auf die Ausdehnung einiger Meilen solche unüberwindlich sein könnten, und als ob es gefährlich sei, einen Sturm zu wagen, wobei wir Todte verlören? Statt dessen wird nach dem abgeschlagenen Versuch, den Brückenkopf von Missunde zu nehmen, der Schandfleck des ganzen Krieges angezettelt, nämlich der Angriff auf Friedrichsstadt, eine in der Marsch belegene, mit tiefen und breiten Kanälen umgebene Stadt, zu welcher nur ein Deich und eine mit breiten und tiefen Gräben begrenzte Landstraße führte. Wollte man sich ihrer bemächtigen, so wäre dieß gleichzeitig mit dem Angriff auf Missunde dadurch zu bewerkstelligen gewesen, daß man einen Angriff auf Hollingstedt gemacht hätte; die Besatzung Friedrichstadts, in der Besorgniß, abgeschnitten zu werden, ohne Aussicht auf baldige Hülfe, hätte sich dann vielleicht bis auf eine unbedeutende nachgelassene Besatzung gegen Hollingstedt begeben. Ein Bataillon, westlich von Friedrichsstadt über die Eider gesetzt, würde sich nun leicht der

Stadt bemächtigt haben. Oder man mußte 3 bis 4 Bataillone zwiſchen Tönning und Friedrichſtadt über die Eider werfen und den Angriff von beiden Seiten ſo machen, daß eine Ueberraſchung damit verbunden war. Statt deſſen wurde die Sache erſt lange in Rendsburg herumgeklatſcht, dann vor Friedrichſtadt vorbereitet und endlich in jeder Beziehung mangelhaft ausgeführt. Die eigene Stadt ward zur Hälfte nieder- und in Brand geſchoſſen, es blieben unnützerweiſe viele Todte auf dem Platze und die Zuverſicht der Dänen ward nur erhöht. Wem die Schuld auf dem Gewiſſen haftet, dieſe Schandthat erdacht zu haben, iſt nie bekannt geworden. Sie war Williſen über den Kopf gekommen. Das Publikum ſchob ſie zuletzt dem früher hochgeprieſenen Major Aldoſſer auf die Schultern, und dieſer Herr reiste daher zuletzt noch von unlieben Wünſchen begleitet, zum Lande hinaus. Hiermit endeten die Unternehmungen der ſchleswig-holſteiniſchen Armee und Williſen ging Anfangs Dezember fort; gedrängt, etwas Entſcheidendes zu unternehmen, legte er ſein Kommando nieder und v. d. Horſt ward mit demſelben betraut. Jetzt geſchah gar nichts.

Es hatte alſo die proviſoriſche Regierung ihren General fortchikanirt und die Statthalterſchaft verſäumt, den von ihr vorgefundenen feſt zu engagiren; er ward ihr entzogen durch ſeinen Landesherrn. Den von ihr ſelbſt erwählten hatte ſie entweder zu leichtſinnig erkoren oder zu verkehrt behandelt, ſo daß er lieber Alles aufgab, als daß er ſich dieſer Bevormundung unterwarf. Sie entließ ihn ohne einen anderen zu haben, der die Armee zu führen verſtand. Dabei muß nicht überſehen werden, daß gar kein Generalſtab vorhanden war, der die Sache in gehörigem Geleiſe zu halten wußte. Man kann ſich des Lächelns nicht enthalten, wenn man die Perſön-

lichkeiten aufzählt, welche Stellen im Generalſtabe ausfüllten, man vermag aber auch die Thränen kaum zurückzuhalten, wenn man daran denkt, wie dieſes Alles hätte anders ſein können und müſſen, im Falle wirklicher Patriotismus ſtatt Egoismus, Verſtand ſtatt Unverſtand, Syſtem ſtatt Wankelmuth und Experimentirluſt die Angelegenheit der Herzogthümer geleitet hätte. So traurig endeten die Anſtrengungen und Opfer, welche das Land zur Aufrechthaltung ſeiner alten wohlerworbenen und anerkannten Rechte gemacht hatte!

Zum letzten Male komme ich hier wieder auf den Verfaſſer der „Denkwürdigkeiten" zurück, der nach ſeiner Darſtellung der Schlacht bei Colding ausruft: „So war alſo der Feind von der jungen ſchleswig-holſteiniſchen Armee geſchlagen!" Ich frage ihn, ob denn nicht die däniſche Armee eben ſo jung war? Volle Anerkennung muß man den Dänen für das laſſen, was ſie geleiſtet haben, beſonders in Bezug darauf, daß ſie ganz auf ſich ſelbſt beſchränkt waren, während die Herzogthümer die Hülfe von faſt ganz Deutſchland in Waffen, Officieren, Mannſchaften und ſonſtigen Bedürfniſſen erhielten. Als im Jahre 1851 die Sache endete, befand ſich die däniſche Armee in guter Zucht und Ordnung, während die der Herzogthümer, in ſich ſelbſt eigentlich aufgelöst, ohne Zucht und Ordnung ſich darſtellte.

Das Land ſelbſt erlag den drückenden Abgaben und Jedermann war des unnützen Treibens überdrüſſig. Hätten die Dänen damals geſagt: Wir haben uns um Recht und Unrecht geſchlagen, wir haben geſiegt, aber wir wollen vergeſſen und vergeben, wenn ihr mit uns wieder in alter Weiſe leben und eine Beſtimmung treffen wollt, daß wir auch für die Zukunft zuſammenbleiben können — dann hätte Alles in beiden Herzogthü-

mern zugegriffen, und für immer wären die Lande glücklich und ruhig beisammen geblieben. Hier kam aber die geschichtliche Herrsch- und Habsucht der Dänen zu Tage, die ihnen bereits England, die Ostseeländer, Schweden und Norwegen gekostet hatte, und der Bruch ward vollständig.

Jeder Mensch muß sich hierbei die Frage aufwerfen, welchen denkbaren Vortheil die dänische Monarchie davon haben kann, die Herzogthümer aus ihrer bisherigen einigen Stellung zu bringen? Von einer Theilung war nicht die Rede, von einem Eintritt Schleswigs in den deutschen Bund konnte ohne Dänemarks Zustimmung ebenso wenig die Rede sein. Das Verhältniß Holsteins zum deutschen Bunde ist für Dänemark glücklicherweise nur geeignet, dessen südliche Grenze sicherzustellen, und dasselbe hat ihm nie Ungelegenheit verursacht, so lange es die Rechte der Herzogthümer unangetastet ließ. Die Zufriedenheit in den Herzogthümern mit der Regierung war bis zum Jahre 1848 eine Stütze für den dänischen Thron. Es ist und bleibt folglich blos die Begierde der dänischen Stellenjäger, welche Schleswig von Holstein trennen wollen, um ungehindert dänische Sprache, dänische Gesetze, dänische Geschäftsführung daselbst einführen zu können, und auf solche Weise die Anstellung in den einträglichen Aemtern und Pfründen Schleswigs für sich und ihre Angehörigen zu gewinnen.

XXIII.

Schluß.

Die traurige Geſchichte der Herzogthümer ſeit dem Jahre 1848 ruft manche Reflektion hervor, und mein perſönliches Schickſal gab mir dazu oft Gelegenheit, ſolche anzuſtellen.

Woran ſcheiterte dieſe gerechte Sache ſo vollkommen?

Die Schuld hieran tragen zwei Erſcheinungen. Vor Allem, weil die proviſoriſche Regierung ſich bemühte, der Erhebung einen Anſtrich von deutſchem Freiheitskampf zu geben, ſtatt einfach auf dem Standpunkte des alten Rechts ſtehen zu bleiben. Hierdurch entfremdete ſie erſt den nördlichen und däniſchen Theil Schleswigs, brachte die Kabinette, welche nie aufgehört hatten, antiliberal zu ſein, auf den Gedanken, daß man ſich Inkonſequenzen und ſpäteren Ungelegenheiten ausſetzen könnte, falls man zu viel für die Sache der Herzogthümer thäte, und ſchreckte alle außerdeutſchen Höfe zurück, ſich dieſer ſogenannten Inſurgenten anzunehmen. Das andere Hauptagens gegen die Sache der Herzogthümer war der Kaiſer Nikolaus, der darin eine vortreffliche Gelegenheit fand, Rußland eine Expectance auf die däniſchen Häfen zu verſchaffen und durch die Wiedererwerbung Holſteins einen Sitz am Bundestag zu gewinnen. Dieſer Mann, der in Dünkel und Herrſchſucht befangen, ebenſo wenig Verſtand hatte, als er viel Charakterſtärke beſaß, der in ſeinem eigenen Staate kein reiches Feld für die Ausübung der ſchönſten und höchſten Regentenpflichten gefunden

hätte, versäumte diese letzteren auf die unverantwortlichste Weise, um seine Finger in alle Angelegenheiten anderer Staaten zu stecken, die ihn durchaus nichts angingen. Es sollte allen Regenten die genauere Betrachtung des Endes dieses Despoten gewiß eher zum warnenden Beispiele dienen, statt daß sie noch immer seine Anmaßungen, seinen Stolz und seine Herrschsucht bewundern.

Wie endete dieser Czar?

Das Einzige und Hauptsächlichste, welches er mit Eifer in seinem Reiche betrieben hatte, war die Bildung seiner Armee. Allerdings gingen seine militärischen Kenntnisse und Einsichten nicht über den Gesichtskreis eines Subaltern-Officiers hinaus, wie sein Feldzug im Jahre 1828 bewies; aber er hatte doch mit anhaltendem Eifer der russischen Armee eine höhere Ausbildung zu geben gesucht. Es kommt im Jahre 1853, 54, 55 der Krieg im Orient, und siehe da, die ganze Sache bricht an allen Enden zusammen. Ein Theil der Armee existirt gar nicht. Generale, welche die Truppen außerhalb des Paradeplatzes führen könnten, sind keine vorhanden; ein Drittel der Armee stirbt aus Mangel und Entkräftung auf den Märschen, kurz, die ganze Glorie des Paradekaisers zertrümmert vor den ebenfalls nicht besonders geführten Armeen der Alliirten. Nikolaus stirbt vor Aerger und sein Nachfolger findet das Reich in seiner Administration und seinen inneren Verhältnissen solchergestalt vernachläßigt, daß er eine gründliche Reform für seine erste Pflicht hält.

Dieses waren also die Thaten des Mannes, vor welchem fast alle deutschen Fürsten sich in den Staub beugten und den sie priesen, während sie es gleichzeitig für die größte Ehre hielten, von ihm gepriesen zu werden. Kaum war er todt, so wendeten sie sich wiederum dessen Widersacher mit gleicher

Devotion zu, und dieſer Widerſacher iſt der franzöſiſche Kaiſer, der Neffe des Mannes, der ihre Väter wie Schuljungen behandelt hatte, deſſen ganzes Geſchlecht in dem Friedensſchluſſe und den Verträgen von 1814 und 1815 von jedem Rechte auf einen Thron ausgeſchloſſen worden war. Welche Hebel liegen aber dieſer Erſcheinung zu Grunde? Das Gefühl der Schwäche bemächtiget ſich der Souveräne; ſie klammern ſich an jeden mächtigen Despoten, um Unterſtützung gegen ihre Unterthanen zu finden, wenn dieſe auf Erfüllung der ihnen wiederholt verſprochenen freien politiſchen Inſtitutionen dringen ſollten.

Warum verſprachen die deutſchen Fürſten im Jahre 1813 und 1814 mehr Freiheit? Weil ſie der Hülfe ihrer Unterthanen bedurften, um ihre Herrſchaft wieder zu bekommen oder ſie zu erhalten.

Warum hielten ſie nicht ihr Verſprechen? Weil die Gefahr gegen außen verſchwunden war und ſie viel angenehmer ſich zu befinden hofften, wenn ſie allein über die Staatsgelder disponirten, als wenn unbequeme Abgeordnete ein Wort mitſprechen durften.

Warum regte ſich der öffentliche Unmuth im Jahre 1830? Weil Alles wieder in den alten Schlendrian verfallen war und man aus dem Verhalten Frankreichs erkannte, daß man der Reaktion Grenzen zu ſetzen im Stande ſei. Sogleich gaben die Regierungen nach und verſprachen Beſſerung, aber die alte Geſchichte ging wieder ihren Gang. Hofleute und Speichellecker bekamen einträgliche aber auch einflußreiche Stellen, zeigten ſich natürlich dieſen nicht gewachſen, blieben aber doch darin. Nun ſchlug die Stunde des Jahres 1848 wie ein Blitz aus blauem Himmel drein. Regenten wurden weggejagt oder liefen davon, den andern ſchrie der Pöbel etwas unter den Fenſtern

zu und sogleich ward Alles versprochen, ja viel mehr noch als jemals verlangt ward. Was aber ward davon gehalten? Nichts!

Das böse Gewissen über solche heillose Wirthschaft, das ist der Zauber, welcher das sogenannte rothe Gespenst herauf beschwört, die Fürsten zu geängstigten Geisterſehern umschafft und dazu treibt, sich der Knute im Osten oder dem Scepter im Westen anzuklammern. Kann es unter solchen Verhältnissen Wunder nehmen, daß die deutschen Fürsten, als sie nur erst wieder vom Schrecken von 1848 zur Besinnung kamen, die Sache der Herzogthümer, die in sich ganz konservativ war, mit scheelen Augen betrachteten und fürchteten, die Regentenrechte überhaupt möchten leiden, falls man den König von Dänemark eines Mißbrauchs derselben zeihe? War es ein Wunder, daß diese selbigen Fürsten sich dem Willen des Knutenkaisers ganz unterthänigst beugten? Haben doch viele unter ihnen im Jahre 1848 mir die schönsten Briefe geschrieben und sich es als eine ganz besondere Begünstigung auserbeten, einen oder den anderen Protegé unter mein Kommando stellen zu dürfen u. d. m. Damals glaubten sie, daß ich ihnen gefährlich werden könnte; als ich später ganz aus allen politischen Verhältnissen herausgetreten war, da beeilten sie sich, mir überall den Rücken zu kehren, für mich allerdings die liebste Seite, welche ich von ihnen sehen mochte. Stürzten sich nicht im Jahre 1849 von jedem deutschen Fürstenhause, mit Ausnahme Oesterreichs, einige Mitglieder an der Spitze ihrer Truppen in die Herzogthümer hinein? und 1850 ward diese Sache schon von Allen verlassen!

Preußen, das vom deutschen Bundestage mit der Wahrung der Rechte der Herzogthümer betraut war, dessen specielles Interesse es sein mußte, diese deutsche Sache zu verfechten, um

in Deutſchland immer mehr Anhang ſich zu verſchaffen, wie hat daſſelbe dieſe Angelegenheiten nach und nach unter dem imaginären Druck Rußlands vernachläſſigt und verdorben? Dank ſei Preußen für ſeine Hülfe im Jahr 1848. Hätte es uns damals einen fähigen Diplomaten ſtatt des einfältigen Wildenbruch geſchickt, es würde nie zum Kriege gekommen ſein. Hätte es Wrangel gehörig inſtruirt, dann würde der Krieg ſchon 1848 beendet worden ſein. Aber 1849 fing die faule Geſchichte ſchon an. Damals hatte aber Manteuffel ſchon im Miniſterium ſeinen Sitz und mit ihm war jedes rechtliche und mannhafte Gefühl aus der preußiſchen Regierungspolitik verſchwunden. Oeſterreich hatte genug mit ſich ſelbſt zu thun und, in der ganz falſchen Centraliſationspolitik befangen, konnte es unmöglich der Unabhängigkeit der Herzogthümer, däniſchen Centraliſationsideen gegenüber, das Wort reden.

War es denn ein Wunder, daß dieſe gerechte Sache, von ihren *eigenen Lenkern* in eine ſchiefe Bahn gebracht, an der Schwäche deutſcher Kabinete und den ruſſiſchen Intriguen ſtrandete?

Die Sache der Herzogthümer ſcheiterte; aber *was hat Dänemark gewonnen*? Eine unſichere Herrſchaft über eine feindlich geſtimmte Bevölkerung; eine vergrößerte Staatsſchuld, ein höheres Budget, um mit Gewalt zu erhalten, was früher gutwillig gehorcht, und die Verwandlung aus einer ſouveränen Macht in einen Pförtner des europäiſchen Areopags. Etwas Anderes iſt Dänemark jetzt nicht. Dänemark war früher ein Wahlreich. Mit Hülfe der Demokratie Kopenhagens vernichtete der regierende König das Wahlrecht des Landes und das Erbrecht mit weiblicher Succeſſion trat an die Stelle der freien Wahl. Die Intrigue eines Weibes wollte hiervon Vortheil ziehen und dem vorhandenen Geſetze ſeinen regelmäßigen Gang

nicht laſſen; dieß bewog Chriſtian VIII. in die Erbrechte auf die Krone einzugreifen. Die Folge davon iſt jetzt, daß die weibliche Erbfolge zum Vortheil Rußlands abgeſchafft, daß aber auch gar kein Recht in der Erbfolge mehr vorhanden iſt; ferner, daß ein beliebig zuſammengeſetzter und berufener Diplomaten-Kongreß den däniſchen Thron beſetzt, alſo Dänemark eigentlich aufgehört hat, ein ſouveräner Staat zu ſein. In dieſer Lage und ſelbſt als Pförtner der Oſtſee muß es ſich gefallen laſſen, den Thron mit dem Individuum beſetzt zu ſehen, welches ſich am leichteſten von Rußland leiten laſſen will.

Solchen Inhaltes und Reſultates erfreut ſich der Londoner Tractat vom 8. Mai 1852, wie es der Diplomatie beliebt hat, ihn zu nennen, denn weiter als der Name iſt Tractatähnliches nichts darin. Es kann unmöglich eine Uebereinkunft zwiſchen einigen Diplomaten, eben weil ſolche die verhandelnden Perſonen ſind, das Reſultat ihrer Verhandlungen zu einem Tractat ſtempeln. Bei einem Tractat muß der verhandelte Gegenſtand ein Vergleich zwiſchen zwei oder mehreren Regierungen über Territorialaustauſch, Handelsvereinbarung oder andere gegenſeitige Verpflichtungen ſein. Davon iſt aber hier nicht die Rede, ſondern es iſt ein Arrangement, welches einzig und allein die Succeſſionsverhältniſſe zum däniſchen Thron betrifft, alſo der Gegenſtand eines Familienvertrags geweſen wäre und der Anerkennung der Landesvertretung bedurft hätte, fremde Höfe aber durchaus nichts anging und denſelben unbekannt war. Es hatten in Spanien, Schweden, Portugal, Frankreich, Braunſchweig Veränderungen in der Thronbeſetzung durch Gewaltthätigkeiten ſtattgefunden, aber allezeit war dieß eine innere Landesangelegenheit oder ein **fait accompli** geblieben, das von den fremden Mächten angenommen oder anerkannt wurde. Beim

Streite zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern handelte es ſich durchaus nicht um die Erbfolge, ſondern um das gegenſeitige Verhältniß dieſer Länder unter ſich und zu einander. Darüber wird im ſogenannten Tractat gar nichts geſagt; es heißt blos, „um die Monarchie in ihrer jetzigen Größe beſtehen zu laſſen", an deren Auflöſung ja Niemand gedacht hatte. Wäre die Erbfolge wirklich zweifelhaft geweſen, dann ſagte jedes vernünftige Rechtsgefühl, daß die Erbberechtigten die Sache unter ſich zuerſt abzumachen ſuchen mußten, und falls ſie ſich darüber nicht vereinigen konnten, dann erſt wäre es Sache der von den Intereſſenten dazu aufgeforderten Mächte geweſen, einen Vergleich zu vermitteln, der die Genehmigung ſowohl der Familienmitglieder als der Landesvertretung erlangte. Zweifelhaft waren die Beſtimmungen der Erbfolgegeſetze zum Thron Dänemarks uud der Herzogthümer aber gar nicht; ſie waren blos für den Augenblick ungewiß, weil es von den etwaigen früheren oder ſpäteren Todesfällen einzelner Individuen abhing, welche Branche die nächſte zum Throne berechtigte ſei. Ferner wäre noch ein anderer Weg offen geweſen, falls es ſich in Wahrheit um Recht und Gerechtigkeit gehandelt hätte. Dieſer war kein anderer, als auf das alte Wahlſtatut von 1448 zurückzugehen, den Gewaltſtreich von 1660 nebſt dem daraus entſprungenen Erbgeſetz von 1665 zu annulliren und unter ſämmtlichen männlichen Nachkommen Chriſtian des I. zu wählen. Die Herzogthümer, wenn man ihnen ihre bisherigen Verhältniſſe ſichergeſtellt hätte, würden ſich leicht mit Dänemark hierüber verſtändigt haben, aber gegen jede vernünftige Ordnung der Thronfolge ſtritten ohne Ausnahme die verſchiedenartigen Partei-Intereſſen. Die büreaukratiſche Demokratie in Dänemark wollte die Incorporation Schleswigs durchſetzen, und da die

Erbgesetze die Vereinigung der Herzogthümer theilweise sicherten, so wünschte sie dieselben zu vernichten. Die cognatisch hessischen Erben sahen in der Gesinnung der Dänen gegen sie zu wenig Sicherheit, um es auf eine Abstimmung ankommen zu lassen. Der Kaiser Nikolaus fürchtete die sich in Dänemark bahnbrechenden freien Verhältnisse und hoffte die von seinem Hause 1773 aufgegebenen Erbrechte auf die Herzogthümer wieder gewinnen zu können. Während nun der deutsche Bund und Dänemark sich über die Rechte der Herzogthümer stritten und die Vermittelung Englands angenommen hatten, beliebte es dem Kaiser Nikolaus, den Prinzen Christian von Glücksburg und den dänischen Diplomaten Reetz nach Warschau zu bescheiden und daselbst ganz unberufen ein Protokoll zu verfassen, nach welchem er sich selbst erst Erbrechte auf die Herzogthümer anmaßt und ferner sich herausnimmt, über die Besetzung des dänischen Thrones zu bestimmen, so aus Machtvollkommenheit, als ob er Alleinherrscher in Europa sei. Wäre in dem Manne auch nur eine Spur von Gerechtigkeitsliebe gewesen, so würde er statt dessen als Mitglied des Oldenburger Hauses versucht haben, durch Zusammenberufung aller Erbberechtigten eine Uebereinkunft anzubahnen. Es würde Allen daselbst frei gestanden haben, ihre Rechte vorzutragen, und ein solcher Familienkongreß hätte am Ende eine Entscheidung abgeben können.

Ein solches würde indessen den russischen Plänen ebenso wenig als den geheimen Absichten der dänischen Bureaukratie zugesagt haben. Der Charakter und die Eigenschaften des Prinzen Christian von Glücksburg wurden bei dessen Anwesenheit in Warschau näher geprüft und den beabsichtigten Zwecken entsprechend gefunden. Das Warschauer Protokoll (Anlage 15) war also das unmittelbare Resultat dieser Prüfung, und ge-

nügte ſeinen Verfaſſern, ſowie der Diplomatie überhaupt in jeder Beziehung, um es zur Grundlage und zum Vorbilde des ſpäter daraufhin entworfenen Vertrages von London zu machen. Man kümmerte ſich durchaus nicht darum, ob und wie viele der Erbberechtigten durch dieſe ruſſiſch-däniſche Willkür übergangen ſeien, ob ſie abgefunden wären, ob Haus- und Erbrechte, Landes- und Familienrechte dadurch verletzt oder umgeſtoßen würden. Es handelte ſich einfach darum, Alles zu beſeitigen, was dieſer für ſo paſſend gefundenen Wahl des Prinzen Chriſtian im Wege ſtand, und es wurde nur angedeutet, daß der König von Dänemark es übernommen habe, die betreffenden Erbberechtigten zu entſchädigen. Im Londoner Tractate vom 8. Mai wurde jedoch die Entſchädigungsfrage mit Stillſchweigen übergangen.

Dennoch war dieß vom Standpunkte der Diplomatie nur der kleinſte Theil des fehlerhaften Verfahrens; denn viel wichtiger für Europa ſind die Konſequenzen, die aus dieſem Protokoll gezogen werden können und theilweiſe ſchon gezogen ſind. Vorſtehend bemerkte ich, daß die verſchiedenen Thron- oder Erbentſetzungen in Europa als geſchehene Thatſachen betrachtet oder anerkannt worden ſeien, ohne daß ſich die Geſammtheit darein gemiſcht hätte.

Am Wiener-Kongreß handelte es ſich nicht um Familienverhältniſſe, ſondern um Ländervertheilungen, um Wiederbeſetzung der verſchiedenen Throne durch Vertheilung oder Austauſch einzelner Provinzen ꝛc. Die Beſetzung des griechiſchen Thrones ward durch europäiſche Uebereinkunft ſowohl, als die des belgiſchen entſchieden; allein dabei kam in Betracht, daß beide neucreirte Staaten waren, und erſterer als chriſtlicher Staat der Pforte gegenüber einen allgemeinen europäiſchen Schutz finden

mußte, und daher einer europäischen Billigung bedurfte. Bei Belgien war es ein noch wichtigerer Grund, weil die Gesammtheit der in Wien 1815 vertretenen Mächte dem Hause Oranien Belgien garantirt hatte, auf dessen einzelne Theile verschiedene Ansprüche bestanden, die, wenn es sich von Holland trennte, wieder erhoben werden konnten. Es mußte daher Europa wieder darüber entscheiden und dem neugebildeten Staat einen Herrscher geben, dessen Haus dann das von Allen anerkannte Recht zur Regierung bekäme. Eben deßhalb wurde es nöthig, daß diese Wahl erst die Bestätigung durch die Abstimmung der Kammern erhielt. Es war also in beiden Fällen keine Rede von Erbstreit oder gekränkten Rechten, sondern von neugebildeten Staaten und Einsetzung von Regenten auf neu entstandene Throne. Im Londoner Tractat war von allem diesem nicht die Rede, die Staaten, um die es sich hier handelte, gehörten zu den ältesten Europas; der Thron war nicht ledig, sondern sogar der unbestrittene Erbe desselben vorhanden; es handelte sich um innere Verhältnisse der Monarchie, und daraus machte man vorgeblich einen Successionsstreit, um sich Rußland gefällig zu zeigen. Ein Diplomaten-Kongreß maßte es sich an, zehn Erbberechtigte zu ignoriren und den eilften als Thronfolger zu proklamiren. Welche Folgerungen sind hieraus zu ziehen? Erstlich, daß das Recht von Gottes Gnaden nicht mehr existirt (denn dieses kann doch nur bedeuten, daß derjenige, den Gott in dem Erbrecht hat geboren werden lassen, nicht durch menschlichen Beschluß oder physische Gewalt daraus verdrängt werden darf). Zweitens, daß ein oder der andere Machthaber, der einen Thron zu seinem Vortheil oder nach seiner Laune anders besetzt wünscht, das Recht hat, im Verein mit andern Mächten die Neubesetzung vorzunehmen. Drittens,

daß es den Unterthanen gleichfalls freiſteht, ihre Herrſcher zu entlaſſen oder zu vertauſchen; denn am Ende haben dieſe doch das größte Intereſſe dabei, wer auf dem Throne ihres Landes ſitzt.

Dieſer ſogenannte Londoner Tractat iſt alſo eine völlige Umwälzung des bisherigen Legitimitätsprinzips, und es iſt ganz wunderbar, wenn nach dieſem Tractat Kaiſer, Könige, Fürſten und Diplomaten über die Vorgänge in Italien ſich noch mißbilligend ausſprechen.

Es iſt hier vielleicht nützlich, noch etwas genauer in dieſe Sache einzugehen, weil ſo widerſprechende Anſichten darüber vorhanden ſind. Mit welchem Rechte oder unter welchem Vorwande ward der Nächſtberechtigte nebſt ſeinen Kindern, der Herzog von Auguſtenburg, bei der Succeſſionsbeſtimmung übergangen? In Dänemark heißt es, weil er Preußens Hülfe angeſprochen habe; die Diplomaten ſagen, weil er Theil am Aufruhr (?) genommen habe. Daß dieß beides, und was ſonſt noch behauptet werden mag, leeres Gerede iſt, beweist Nachſtehendes.

Der Herzog erſuchte den König von Preußen, eine Erklärung zu geben, die nach beiden Seiten (Dänemark ſowohl, als den Herzogthümern gegenüber) zur Beruhigung dienen ſolle. Dieß war an ſich gewiß keine tadelnswerthe Abſicht, und um ſo weniger, als Preußen vom Bundestage mit der Wahrnehmung der Rechte der Herzogthümer betraut war. Daß der Herzog ſich in den Herzogthümern während der Jahre 1848, 49, 50 aufhielt, mag allenfalls unklug geweſen ſein, aber ein Verſehen oder gar Verbrechen kann ihm deßhalb nicht vorgeworfen werden; denn er hatte ſeine Beſitzungen dort und blieb folglich nur im Lande, wo er zu Hauſe war. Daß er ſich abwechſelnd bei den Deutſchen und in Rendsburg zeigte, ſagt ja nichts, da er nirgends etwas befehlen oder anordnen konnte.

Die Behauptung der Diplomatie, daß der Herzog Antheil an dem Aufruhr genommen hätte, ist noch ungegründeter; denn wo war der Aufruhr? Doch wohl nicht in den Herzogthümern, für welche der deutsche Bund mit seinen 37 souveränen Herrschern in die Schranken trat? Deren Erhebung sofort vom Bundestage gebilligt und ermuthigt ward? Also auch dies ist bloße Erdichtung. Was wäre nun natürlicher gewesen, als den Herzog aufzufordern, sich wegen solcher Beschuldigungen vor einer dazu ausersehenen Kommission zu rechtfertigen oder auf irgend eine andere Weise die Wahrheit zu ergründen?

Es hätte aber sehr schlecht in Rußlands Pläne gepaßt, wenn dem Herzog nichts vorzuwerfen gewesen wäre. So leichtsinnig gehen die Diplomaten zu Werke! In einem andern Falle wurde ganz anders verfahren; nämlich: als im Jahre 1814 Dänemark im Kieler Frieden Norwegen an Schweden abtrat, war der damalige Prinz Christian Friedrich, später König Christian VIII., Statthalter in Norwegen und kommandirender General daselbst. Als er den königlichen Befehl erhielt, das Land den Schweden zu überliefern, verweigerte er den Gehorsam, erklärte Norwegen für ein unabhängiges Königreich, sich selbst zum Könige, gab dem Lande eine Verfassung (die höchste Machtvollkommenheit eines Regenten), ließ sich krönen und salben und die norwegischen Truppen den Eid der Treue schwören.

Als diese Unternehmung ein für den Prinzen sehr trauriges Ende nahm und er nach Dänemark zurückkehren mußte, wollte der König Friedrich VI. ihm für diesen aufrührerischen Akt seine Erbrechte absprechen und ließ, da er selbst in Wien beim Kongreß war, durch die Königin dem Staatsrathe die Sache vorlegen. Dieser gab aber einstimmig die Entscheidung ab: daß ein königlicher Prinz durch solche Hand-

lungen **nicht ſeiner Erbrechte** zum Throne verluſtig gehen könne. Precedenzien, Fürſten- und Hausrechte, Staatsrechte und Staatsklugheit, dieß Alles ſchien den Diplomaten, die den Londoner Tractat fabrizirten, unbekannt; denn Rußland wollte, daß es ſo ſein ſollte, wie das Warſchauer Protokoll es beſtimmte, und ſo unterzeichneten denn im Londoner Vertrage am 8. Mai 1852 die Vertreter der europäiſchen Großmächte in feierlicher Sitzung **das Todesurtheil** aller bisher heilig gehaltenen Legitimitäts-Grundſätze und **eröffneten** die Bahn, auf welcher ſich die Politik Europas jetzt ſicher fortbewegt und **künftig immer ſchneller fortbewegen** wird.

Wenn auf die Folgerungen aus dieſem ſaubern Aktenſtück hingedeutet wurde, darf hier auch eine Inkonſequenz, die dabei vorleuchtet, nicht unbemerkt bleiben. Ich empfing 1848 nebſt manchen anderen Beweiſen der Anerkennung vom Könige von Preußen den Militärverdienſtorden mit einem Diplom, in welchem meine Verdienſte um das Vaterland hervorgehoben wurden u. dgl. m. Vier Jahre ſpäter, während welchen ich als Privatmann lebte und weder an politiſchen noch diplomatiſchen Ereigniſſen, noch ſonſt an einer öffentlichen Demonſtration Theil genommen, ja nur kurze Zeit in meinem Vaterlande mich aufgehalten hatte, läßt der König von Preußen durch ſeinen Geſandten eine Akte unterzeichnen, derzufolge ich für dieſelbe Sache, für welche er mir den Orden gegeben hat, exilirt bleibe! Ja, er läßt einen Tractat unterzeichnen, nach welchem mir meine aus Gottes Gnade gewordenen Erbrechte entwendet werden, wahrſcheinlich wegen derſelben Sache, für die ich als um's Vaterland verdienter Mann dekorirt wurde. Ich habe es freilich nie erfahren, warum ich exilirt, enterbt und verfolgt worden

bin; denn mir ist darüber nichts, auch nicht das Mindeste offiziell mitgetheilt worden. Als ich ein Jahr, 1850, in Gräfenberg und den Sudeten gelebt hatte, sah ich in den Zeitungen einen Artikel aus Dänemark, der mich mit unter diejenigen zählte, welchen es nicht erlaubt sei, das Herzogthum Schleswig zu betreten. Dies Verbot ward im Februar 1852 auch auf das Herzogthum Holstein ausgedehnt. An mich ist aber nie eine direkte Mittheilung oder eine Aufforderung ergangen, mich vor einem Gericht wegen meiner Handlungen zu rechtfertigen, im Gegentheil, als die Königin von England mir hiezu Gelegenheit geben wollte, ward sie durch das dänische Gouvernement daran gehindert. Es ist ferner, trotz der Bestimmungen des Warschauer Protokolls, kein Versuch gemacht worden, mich zur Entsagung meiner Successionsrechte zu bewegen. Das Einzige, welches ich weiß, was offiziell von der dänischen Regierung meinethalben geschehen, ist eine Instruktion an alle dänischen Diplomaten, dahingehend, daß sie nichts versäumen möchten, mich überall anzuschwärzen und mein Erscheinen bei den Höfen, wo sie akkreditirt wären, zu hintertreiben. Diese Ordre haben sie auch stets in einer mehr oder weniger unnobeln Weise befolgt. In diesen saubern Bestrebungen ist die dänische Diplomatie allezeit von der russischen kräftig unterstützt worden. So z. B. hatte mir der König von Preußen, als ich 1852 nach England ging, geschrieben, daß wenn sein dortiger Gesandter (Bunsen) mir von irgend welchem Nutzen sein könnte, ich mich an ihn wenden möchte. Als ich auf den ausdrücklichen Wunsch Ihrer Majestät der Königin mich an Herrn Bunsen wendete, um der Königin vorgestellt zu werden, eilte dieser zuerst zum russischen Ambassadeur Brunnow, um dessen Ansicht zu erfahren, und sandte mir dann eine Liste von Erklärungen, die ich zu unter-

ſchreiben hätte, bevor er mich zur Königin führen könne. Natürlich bekam Herr Bunſen darauf eine paſſende Antwort; aber dieſe beiden Diplomaten brachten doch ſo viel Häkelei in die Sache, daß ich der Königin ſchrieb: ich fände es unziemlich, Ihr ſo viel über meine Perſon zu hören zu geben, und behielte mir für ein anderes Mal die Ehre vor, Ihrer Majeſtät aufzuwarten.

So viel von der Regentengunſt. Wie ſteht es jetzt mit dem Regentenrecht von Gottes Gnaden, wenn man es dem guten Willen der Bevölkerung überläßt, ob ſie ihre rechtmäßigen Regenten behalten wolle oder nicht? Bisher hat man doch nur Erbberechtigte aus ihren Rechten vertreiben laſſen oder vertrieben, jetzt werden auch Regierende verjagt und die Wiedererlangung ihres Rechts wird dem Volkswillen überlaſſen. Schon iſt Europa mit Prätendenten angefüllt, jetzt ſollen auch Entthronte deren Zahl vermehren.

Ein alter Officier in meiner früheren Umgebung ſagte oft: „So lange die Maſſe Rechte reſpektirt, geht es in Europa noch ruhig ab, wenn ſie aber damit aufhört und ihre Kraft kennen lernt, dann hat es mit der Ordnung ein Ende.“ Darin hatte er gewiß Recht.

Wer zeigt der Maſſe den Weg, das Recht nicht zu reſpektiren? Niemand mehr, als die Regierenden ſelbſt, welche Rechte Anderer mit Füßen treten, und die traurige Folge muß unausbleiblich die ſein, daß die Maſſe ſich ſelbſt ſagt: „Ei, man hat ja in Spanien, in Portugal, in Frankreich, in Dänemark, in Italien die Regentenrechte und Erbrechte nicht anerkannt, warum ſollen wir es denn thun? Wir ſind doch diejenigen, welche bezahlen und welche regiert werden ſollen, alſo wollen wir auch die Wahl haben! Dieſe Familie hat nun lange genug regiert,“

kann hinzugefügt werden, „nun kann einmal eine andere daran kommen!“ Und damit wird der ganze monarchiſche Zuſtand Europas umgekehrt.

Das alte Sprüchwort: „Thue ſelbſt Anderen, was du willſt, daß ſie dir thun!“ iſt gewiß nirgends richtiger anzuwenden als hier.

Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo man weder leſen noch ſchreiben konnte, wo man in einer Stadt nicht wußte, was in der andern vorging. Zeitungen, Eiſenbahnen und Telegraphen ſetzen in wenigen Stunden ganz Europa in Kenntniß von jeder Begebenheit, die irgend ein allgemeines oder öffentliches Intereſſe berührt. Alles wird beſprochen und über Alles wird nachgedacht. Was iſt daher natürlicher, als daß Unterthanen darüber nachdenken, *wie* ſie regiert werden? *Mit welchem* Rechte und *aus welchem* Rechte man ihnen Steuern auferlegt, warum man den freien Gedankenverkehr durch Cenſur beſchränkt, warum man den freien Perſonenverkehr durch Päſſe erſchwert, warum man ſie ſelbſt oder ihre Kinder dem Feinde entgegenführt, warum überhaupt unter gebildeten und fleißigen Völkern Feinde vorhanden ſind, kurz Alles wird beſprochen mit oder ohne Grund, und der Regent, als die Spitze der Regierung, für die Urſache von allem Ungemach gehalten. Die und die Regenten haben durch ihre bevollmächtigten Diplomaten dieſen oder jenen Tractat oder Vergleich geſchloſſen, wonach dieſem oder jenem Regierenden oder Erbberechtigten ſeine Rechte geraubt wurden. Dieſelben ſind nun die Geſetzgeber und oberſten Wächter über die Erfüllung der Geſetze und Rechte und haben ſomit die bis jetzt in dieſer Beziehung beſtandenen Befugniſſe und Verpflichtungen als aufgehoben und nichtig erklärt, alſo ſteht den Unterthanen die Berechtigung zu, ein Gleiches zu

vollbringen. Ein ſolches Räſonnement kann und wird nie fehlen, ſo lange denkende Menſchen den Erdball bewohnen.

Wird ſelbſt von Staatsoberhäuptern das göttliche Recht des Thronberechtigten nicht mehr anerkannt, ſo iſt es jedenfalls beſſer, daſſelbe dem Volke zurückzugeben, welches doch gewiß ein größeres Recht darauf hat, als die Diplomaten verſchiedener Nationen, von welchen Jeder das Intereſſe ſeines Staates vertritt.

Was ſind überhaupt Diplomaten? Leute, die mit hohlen Phraſen Verwirrung in aller Länder Verhältniſſen und Intereſſen zuwege bringen.

In alten Zeiten wurden Verträge und Tractate zwiſchen den Regenten und Völkern verabredet und geſchloſſen, damit ſie zum Vortheil beider Parteien gehalten werden konnten und ſollten. Einen ſolchen Tractat einzuleiten oder abzuſchließen, ſandte man einen kundigen und in der Achtung hochſtehenden Mann. Wenn er ſeine Miſſion vollendet hatte, reiste er zu ſeinem Herrſcher zurück und gab dieſem die erhaltene Vollmacht wieder ab. Theils der ſchlechte Glauben, mit dem in den letzten Jahrhunderten Verträge gehalten wurden, theils der Wunſch, begünſtigten Perſonen eine Anſtellung zu verſchaffen, theils das Beſtreben, den Höfen einen größeren Glanz durch Anweſenheit von Vertretern anderer Höfe zu geben, haben die Exiſtenz der corps diplomatiques hervorgerufen. Der Zweck dieſer Korps beſteht darin, einestheils die durch Verträge ihrem Lande zugeſtandenen Intereſſen zu überwachen, anderntheils den jüngeren adeligen Herren, welche zu beſchränkt oder zu träge waren, ein Amtsexamen zu beſtehen, eine Laufbahn auf Staatskoſten zu eröffnen, auf welcher ſie in den größeren Reſidenzen den Hof zu umgeben, in den kleineren aber Feten zu veranſtalten, befähigt werden.

Wenn wir die traurige Gewiſſenloſigkeit in Haltung eingegangener Verbindlichkeiten leider einräumen, wenn wir uns auf dieſe niedrige Stufe der Gewiſſenloſigkeit ſtellen wollten, und dann vielleicht das Bedürfniß ſolcher quasi Spione nicht abläugnen könnten, ſo ſollte damit dann wenigſtens der Nutzen verbunden ſein, daß man ſtets durch dieſelben eine genaue Kenntniß von den Verhältniſſen, Anſichten und Abſichten der Regierungen und Länder, in welchen ſie akkreditirt ſind, erhalte.

Wird dieß erreicht? Wußten die Alliirten 1813 nach der Schlacht von Leipzig, wie die Sachen in Frankreich ſtanden, obgleich mit Ausnahme des preußiſchen Geſandten faſt alle anderen preußiſchen Diplomaten in Paris bis zum Monat Auguſt geblieben waren? Wußte man, daß Napoleon alle ſeine Kräfte, ſowohl an Menſchen und Geld, als Waffen erſchöpft hatte und bis zum Aeußerſten verhaßt war? Nein, man bedachte ſich in ängſtlicher Beſorgniß vor einer Volkserhebung ſechs Wochen, ehe man es wagte, über den Rhein zu gehen. Wußte man 1848 etwas von dem morſchen Zuſtande des Louis Philipp'ſchen Bürgerkönigthums, bevor der Lärm losbrach, der ganz Europa erſchütterte? Glaubten nicht die Diplomaten, daß Louis Philipp ein kluger Regent ſei? Kannten die gegenſeitigen deutſchen Diplomaten die innere Landesſtimmung in den deutſchen Staaten? Nein! — War Nikolaus in Rußland richtig berichtet über die Stärke des Volkswillens in England, die Gefühle in den Tuilerien und die Kräfte der Türkei, als er Menſchikoff nach Konſtantinopel ſandte? Kennt man in Deutſchland die wahren Urſachen der Verhältniſſe im jetzigen Frankreich? Nein! Warum weiß man ſo wenig? Weil man den Diplomaten eine ganz verkehrte Stellung gegeben hat, indem ſie als Repräſentanten ihres Souveräns behandelt werden, ſtatt daß ſie als bloße Agen-

ten des Staates hingeſtellt werden ſollten, welche die Handels- und Perſonal-Intereſſen wahrnehmen. Zu politiſchen Verhandlungen müßte, wie jetzt dennoch geſchieht, der extra-ordinäre Geſandte geſchickt werden und nach Abmachung ſeiner Miſſion wieder fortgehen. Durch die gegenwärtige Behandlung der Diplomaten glauben ſie ſich über ihre Mitmenſchen erhaben. Statt ſich mit den Geſetzen der Adminiſtration, den Handels- und Induſtrie-Verhältniſſen der Länder bekannt zu machen, in welche ſie geſandt werden, bekümmern ſie ſich blos um die geſelligen Beziehungen der Hauptſtädte, in welchen ſie ihren Wohnſitz nehmen, beſuchen die Klubs und erſten geſellſchaftlichen Cirkel, wo bekanntlich nur von Bällen, Theater, Pferden, Feſten, Damen aller Gattungen u. ſ. w. geplaudert wird. Hier finden ſie Stoff zu Depeſchen, in welchen Börſen-Enten und Parteigerüchte als wahre Regierungsanſichten dargeſtellt werden und oft zu Rückfragen Veranlaſſung geben, welche Reizbarkeit hervorrufen, die nicht ſelten einen ernſten Charakter anzunehmen droht. Soll aber wirklich eine wichtige Angelegenheit verhandelt werden, dann muß doch ein außerordentlicher Abgeſandter die Verhandlung übernehmen, weil man dem Akkreditirten nicht die geheimen Abſichten anvertrauen will.

Ich ſagte oben, daß die Diplomatie ſich mit hohlen Phraſen herumtriebe, z. B.: „Es würde das europäiſche Gleichgewicht ſtören!“ Frage man nur einmal einen Diplomaten, was denn eigentlich dieſes Ding ſei, ſo wird er zu ſtottern anfangen und ſich durch irgend eine unverſtändliche Erklärung zu retten ſuchen. Dieſes ſo oft wiederholte europäiſche Gleichgewicht, was kann daſſelbe bedeuten? Von Metternich beim Wiener Kongreß in den Diplomatenkreis geſchleudert, verfehlte es ſeinen Zweck nicht, gerade weil es nicht verſtanden werden konnte, und daher Alle

sich das Ansehen gaben, es gleich und leicht zu begreifen. Worauf soll dies Gleichgewicht sich basiren? Doch wohl nicht auf das religiöse Prinzip, daß die verschiedenen christlichen Konfessionen sich gegenseitig in Schach halten sollen? Leider ist durch die Verderbtheit der europäischen Bevölkerung die Rücksicht auf religiöse Ueberzeugung sehr in den Hintergrund gedrängt worden. Soll der höhere oder niedere Standpunkt der Intelligenz die Basis bilden, so müßte die Zahl der Schulen, Universitäten, Bibliotheken, Professoren und Studenten in Betracht kommen. Sollen die Handels- und Industrieverhältnisse zum Grunde gelegt werden? Soll die Seelenzahl gelten, die am Wiener Kongreß so viel besprochen wurde? Dies gibt gar kein Fundament, denn Hände haben allerdings fünf Finger, aber wie diese Hände gebraucht werden, in welchem Klima sie arbeiten, unter welchem Drucke der Verhältnisse sie liegen, alles dieses muß berechnet werden, und wechselt mit den Zeitläufen.

Soll die politische Eintheilung der europäischen Karte gelten? Dies ist wohl eigentlich damit gemeint, aber gerade diese ist die allerunsicherste Basis, denn dann kommt die Verfassung jedes Landes in Betracht. Ein konstitutioneller Staat ist mehr defensiv als offensiv. Der Regent eines Landes ist friedliebend, während der eines anderen sich den Krieg zum Handwerk wählt.

Die Geschichte der letzten 50 Jahre zeigt, daß die politischen Verhältnisse in den verschiedenen Staaten oft wechseln; bald ist eine beschränkende Verfassung vorhanden, bald wird diese nur als Aushängeschild für herrschsüchtige Uebergriffe benutzt, bald wird sie durch einen coup d'état ganz beseitigt. Gesetzt aber auch, dies Alles wäre genau berechnet, begründet und gehalten; so frägt sich dennoch, wo dies künstliche Gleichgewicht

bleibt, wenn es ſämmtlichen Mächten gefällt, über eine unter ihnen herzufallen. Was bedeutet dann dieſe Phraſe? Alſo leeres Stroh dreſchen die Diplomaten mit ſolchen Worten. Das einzige Gleichgewicht, das in Europa Ruhe und Frieden bringen kann, iſt: wenn jeder Staat in ſich Geſetze gibt, die mit den intellektuellen und materiellen Verhältniſſen des Landes in Einklang ſtehen; wenn der Perſonen- und Handelsverkehr zwiſchen den verſchiedenen Staaten möglichſt wenig gehindert wird; wenn die Staaten unter ſich ehrlich und gewiſſenhaft die Verträge halten, welche von ihnen geſchloſſen ſind; wenn die Armeen ſo weit vermindert werden, daß die Nachbarländer ſich dadurch nicht bedroht fühlen, dadurch zugleich Arbeitshände für den Erwerb gewonnen und Gelder zur Abtragung der Staatsſchulden erübrigt werden können.

Nur dies kann Europa den Frieden mit ſeinen Segnungen erhalten und macht das Vorhandenſein hochgeſtellter diplomatiſcher Agenten überflüſſig.

Die Armeen müſſen vermindert werden, nicht blos aus finanziellen Rückſichten, ſondern auch aus techniſchen Gründen.

Die franzöſiſche Revolution rief eine Armee von 1,500,000 Mann auf die Beine, um die von allen Seiten andrängenden Feinde zu vertreiben. Napoleon mit ſeinem großen ſtrategiſchen Talent wußte ſpäter ſolche Kräfte zu bewegen und zu benutzen, bis ſein Uebermuth ihn ſtürzte. Aber auch nur ſelten wird ein ſolches Talent erſcheinen und die Gelegenheit finden, ſich auszubilden und zu leuchten. Was helfen dann dieſe Maſſen, die in ungeſchickter Hand ſich ſelbſt verzehren und vernichten? Haben wir doch noch in dieſem Sommer (1859) es ſehen müſſen, wie 4- bis 500,000 Mann ganz ohne alle höhere ſtrategiſche Leitung gegen einander fochten, in der Richtung, wie

Berge und Flüsse ihnen den Weg zeichneten; denn man nenne nicht den Flankenmarsch der Franzosen von Alexandrien bis Palästro und Turbigo ein strategisches Manöver. Wenn Parma neutrales Gebiet war, konnte man nicht zwischen Pavia und Piacenza den 600 Ellen breiten Po überschreiten, also mußte man über den Ticino zu gehen suchen. Die Gefechte waren reine Kraftproben zwischen den Soldaten ohne höhere Leitung und umsichtige Benutzung der von ihnen erfochtenen Vortheile.

Würden sich auch die Feldherren für die großen Truppenmassen finden lassen, so steht ihnen die finanzielle Rücksicht fast noch entschiedener entgegen. Um so zahlreiche Armeen herzustellen, ist das allgemeine Rekrutirungssystem nöthig. Es ist also nicht blos die Baarausgabe der Staatskasse, welche die Last bildet, sondern weit höher müssen die dem Ackerbau und der Industrie entzogenen Arbeitskräfte angeschlagen werden, nicht blos für die wirkliche Abwesenheit der jüngern Bevölkerung von der Arbeit selbst, sondern auch durch ihre Entwöhnung von dem anhaltenden Fleiß, der dem Erwerbe so wichtig ist, und so oft im Garnisonsleben verloren geht.

Noch einen Uebelstand bringt die Wichtigkeit, welche die Armeen durch ihre Größe bekommen: daß nämlich die Regenten sich verpflichtet glauben, nicht blos selbst Soldat zu sein, sondern auch ihren Kindern eine vorzugsweise militärische Erziehung geben zu müssen, wodurch ihnen die thörichte Idee eingeimpft wird, ein glücklicher Feldzug sei rühmlicher und ehrenvoller für einen Fürsten, als eine friedliche Regierung, die das seiner Leitung anvertraute Land durch Handel und Verkehr nach allen Richtungen zur Entwickelung und zu Wohlstand brächte, und dadurch der wahren Civilisation entgegen führte.

Wollen die Fürsten das Kriegsspiel und Kriegführen auf-

geben, die Intelligenz ihrer Unterthanen wecken und befördern, indem sie zweckentsprechende freie Verhältnisse in ihren Staaten einführen und sich entwickeln lassen, die Erziehung ihrer Kinder in vernünftiger Weise leiten, um aus ihnen gescheidte Menschen zu machen, die sich selbst nicht für Halbgötter halten, sondern den Gesetzen und Rechten Anderer die gehörige Achtung zollen; dann wird Frieden in Europa vorherrschen, die großen Armeen werden überflüssig werden, die Staatsschulden schwinden, der Wohlstand und die Zufriedenheit allgemein werden, und das gefürchtete rothe Gespenst sich nicht blicken lassen.

Anlagen.

Anlage 1.

Ew. Majestät!

Die großen und fast unbegreiflichen Begebenheiten, welche in den letzten drei Wochen Europa bis zu seinen tiefsten Grundpfeilern erschütterten, haben auch in unserem Lande, wie zu erwarten war, Wiederhall gefunden. Ew. Majestät werden sicherlich zu vollständig davon in Kenntniß gesetzt sein, als daß ich dieß zu wiederholen brauchte. Wir stehen an der Schwelle eines entsetzlichen Ausbruchs, der gerade des sonst so besonnenen Charakters unseres Volkes halber um so heftiger zu werden droht. Unter solchen Verhältnissen bin ich von mehreren Seiten aufgefordert worden, mich an die Spitze der Bewegung zu stellen, um sie zu einem heilbringenden Ende zu führen, bevor die Anarchie Gelegenheit bekommen könne, sich ihrer zu bemeistern. Wiederholt habe ich solche Zumuthungen zurückgewiesen, weil ich niemals einem gesetzwidrigen Weg gefolgt bin und folgen werde. Mittlerweile ist die Gefahr dermaßen herangewachsen, daß ich mich nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet glaube, Ihnen die Mittel zur Abwendung derselben vorschlagen zu dürfen. Der Zustand in den Herzogthümern ist in der That besonders dadurch ein so trauriger und bedenklicher geworden, daß der Mann, der gegenwärtig an der Spitze ihrer Administration steht, weder Achtung noch Vertrauen zu erwecken ver-

mag. Deßhalb entbehren alle beſonnenen und redlichen Männer eines Vereinigungspunkts, und wird in dieſer Beziehung nicht ſofort eine Aenderung getroffen, ſo eilen wir mit Sturmſchritten einem Unglücke entgegen. Den Herzogthümern muß ein Mann vorgeſetzt werden, der im Beſitze des vollen Vertrauens des Volkes iſt und die Energie hat, ſich daſſelbe zu Nutzen zu ziehen. Fern ſei es von mir, mich aufdrängen zu wollen, ich habe mich aber allezeit meinem geſetzmäßigen Herrſcher angeſchloſſen und hoffe ſolches auch künftig thun zu können. Daher halte ich es für meine Schuldigkeit gegen Ew. Majeſtät und das Vaterland, Ihnen folgende Maßregeln vorzuſchlagen, die Alles hier wieder in ſeinen gewöhnlichen ruhigen Gang bringen werden.

Es muß von Ew. Majeſtät ein Adminiſtrations-Kollegium proviſoriſch ernannt werden, beſtehend aus mir als Statthalter und kommandirendem General, gleichzeitig Präſes deſſelben, dem Grafen Fritz Reventlow zu Preetz, dem Advokaten Bargum in Kiel und Herrn Beſeler in Schleswig. Der uns zuzutheilende Geſchäftskreis und die uns zu gebende Befugniß werden Ew. Majeſtät am einfachſten aus der im Entwurfe beigelegten Inſtruktion und dem Reſcript entnehmen können.

Das Zutrauen, welches alle Bewohner der Herzogthümer in uns ſetzen, wird ſofort Ruhe verbreiten, und ich glaube dafür aufkommen zu dürfen, daß die Ordnung nicht geſtört werden wird. Indeſſen kann ich dieſe Geſchäfte erſt dann übernehmen, wenn Ew. Majeſtät nachſtehende Konzeſſionen zu machen Allerhöchſt ſich bewogen fühlt:

1. Die vollſtändige, ſowohl adminiſtrative, als finanzielle Trennung der Herzogthümer Schleswig-Holſtein vom Königreiche;

2. die Berufung der beiden Provinzial-Ständeverſammlungen zu einer gemeinſchaftlichen Verſammlung, um eine Verfaſſung für beide Herzogthümer gemeinſchaftlich unter Vorbehalt der Allerhöchſten Genehmigung zu berathen und zu beſchließen;
3. vollſtändige Preß- und Vereinsfreiheit;
4. die Entfernung des Kammerherrn v. Scheel, des Regierungsraths Höpfner und der däniſchen Officiere (die perſönliche Sicherheit dieſer letzteren darf ich nicht einmal garantiren).

Halbe Maßregeln der Regierung haben überall und ſtets zu erhöhten Forderungen der Völker geführt, daher kann und werde ich weder Verpflichtungen noch Verantwortlichkeit irgend einer Art übernehmen, falls Ew. Majeſtät vorſtehende Konzeſſionen nicht bewilligen. Auch darf ich nur drei Tage, bis zum 24. d. M., bei dieſem Anerbieten die Ordnung zu erhalten beharren, denn bei der Schnelligkeit, mit welcher augenblicklich eine Begebenheit der anderen auf dem Fuße folgt, darf man kaum von einem Tage zum andern Schlüſſe faſſen.

Meine Stellung als „kommandirender General" müßte ſelbſtverſtändlich eine von den anderen Herren unabhängige ſein.

Die Vorſchläge, welche ich vorſtehend Ew. Majeſtät gemacht habe, ſetzen voraus, daß Sie unbedingtes Vertrauen zu mir haben. Ich ſage darüber nichts weiter, als daß ich es zu verdienen glaube und es zu rechtfertigen hoffe; denn indem ich Ew. Majeſtät auf ſolche Weiſe die Herzogthümer erhalte, wird die feſte Stütze, die Ihnen dieſe gewähren, nicht wenig dazu beitragen, Ihnen Ihren däniſchen Thron zu ſichern.

Wenn ich es mir erlaubt habe, im gegenwärtigen Augenblick und unter den obwaltenden Verhältniſſen Ew. Majeſtät

die vorſtehenden Vorſchläge zu machen, darf ich jedenfalls mich der Hoffnung hingeben, daß Allerhöchſt Sie die Gründe dazu weder in der Eitelkeit, noch in der Zudringlichkeit oder Gewinnſucht ſuchen werden.

Roer, den 20. März 1848.

allerunterthänigſt

(gez.) Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Roer.

Anlage 2.

Schreiben der proviſoriſchen Regierung an den Chef des Kriegsdepartements, zugleich kommandirenden General der ſchleswig-holſteiniſchen Armee.

Nach der Konſtituirung der „proviſoriſchen Regierung" bedurfte, wie Ew. Durchlaucht bekannt, kein Verwaltungszweig in den Herzogthümern einer vollſtändigeren Reorganiſation, als das Militärweſen. Die bis dahin ſtreng durchgeführte Idee der Einheit der Armee der Herzogthümer und des Königreichs Dänemark, die Concentration ſämmtlicher höchſter Militärverwaltungsbehörden in Kopenhagen brachte es mit ſich, daß die Herzogthümer nach ihrer Erhebung von allen zu einem geregelten Heerweſen gehörenden Einrichtungen ſo gut wie ganz entblößt waren. Es mußte Alles neu geſchaffen werden. Dies ward indeſſen durch mannigfaltige Umſtände ſehr erſchwert. Der plötzliche Ausbruch des Krieges, der Mangel an geeigneten Officieren, welche den Herzogthümern zur Dispoſition ſtanden, der Umſtand, daß Ew. Durchlaucht mit der Leitung des Militär-

departements zugleich den Oberbefehl über die Armee übernehmen mußten, traten einer raschen Förderung der nothwendigen Organisationsarbeiten hemmend entgegen.

Ist nun auch in den letzten Monaten Manches für die Organisation geschehen, so bleiben doch noch umfassende Arbeiten übrig, namentlich die Organisation der inneren Militärverwaltung, deren baldigste und vollständigste Beendigung dringend erforderlich ist, wenn nicht sogar der Bestand des bereits Geschehenen gefährdet werden soll. Bei dem in naher Aussicht stehenden Abschluß eines Waffenstillstandes und dem dadurch bedingten Abtreten der „provisorischen Regierung" müssen wir uns dem Lande gegenüber verpflichtet halten, dafür zu sorgen, daß bald möglichst solche Einrichtungen getroffen werden, welche auch nach dem Eintritt einer neuen Regierung von Bestand bleibend dem Lande eine Garantie geben, daß die auf die Organisation des Heerwesens bezüglichen Arbeiten befriedigend zu Ende geführt werden. Es würde hierzu vor Allem erforderlich sein, daß für unsere Armee ein höherer Officier gewonnen würde, welchem die oberste Leitung der Militärverwaltung anvertraut werden könnte.

Die hierzu nöthigen Eigenschaften machen es aber sehr schwierig, eine geeignete Persönlichkeit zu finden. Unter der Hand haben wir früher bei dem preußischen Kriegsministerium anfragen lassen, ob den Herzogthümern außer den Officieren für den Felddienst nicht auch ein höherer Officier angewiesen werden könne, der für die Organisation des Heerwesens mit Erfolg verwendet werden könnte. Von den in Folge dessen uns namhaft gemachten Personen konnte indessen nach eingezogenen näheren Erkundigungen nicht erwartet werden, daß sie den an sie zu machenden Anforderungen genügend würden entsprechen

können, und fanden wir uns demnach nicht veranlaßt, mit denſelben in nähere Verhandlungen zu treten.

Unter dieſen Umſtänden haben wir unſer Augenmerk auf den Generalmajor v. Bonin gerichtet, deſſen allgemein anerkannte beſondere Thätigkeit eine genügende Garantie dafür bietet, daß unter ſeiner Leitung das Werk der Organiſation des Militärweſens der Herzogthümer einer befriedigenden Löſung entgegengeführt werden würde. Wenn der General v. Bonin auch Bedenken tragen würde, den königlich preußiſchen Dienſt zu verlaſſen, ſo ſcheint es uns doch nicht unwahrſcheinlich, daß derſelbe ſich dazu verſtehen würde, ſich auf einige Zeit dem ſpeziellen Dienſt der Herzogthümer zu widmen, wenn ihm ein angemeſſener Wirkungskreis und eine geeignete Stellung, etwa als Kriegsminiſter, angewieſen würde. Die proviſoriſche Regierung erſucht hiernach Ew. Durchlaucht, ſie mit einer Aeußerung gefälligſt zu verſehen, ob nicht mit dem General v. Bonin hinſichtlich der Uebernahme der oberſten Leitung des Militärweſens der Herzogthümer in Verhandlung zu treten ſein möchte. Der gegenwärtige Stand der Waffenſtillſtands-Verhandlungen macht eine ſchleunige Erledigung dieſer Angelegenheit nothwendig, und dürfen wir daher Ew. Durchlaucht erſuchen, die erbetene Aeußerung uns baldigſt zugehen zu laſſen.

Rendsburg, den 19. Auguſt 1848.

Die proviſoriſche Regierung:

(gez.) Beseler, Rebentlow, M. T. Schmidt.
Fr. Lüders.

Anmerkung des Verfaſſers. Aus vorſtehendem Schreiben wird jeder Leſer ſich von dem Mangel an Takt, an Geſchäftskunde und an Konſequenz bei der proviſoriſchen Regierung überzeugen. Sie ſagt ſelbſt: es war durchaus Nichts vorhanden; — daß ich an zwei

Stellen sein mußte; — daß Vieles geschehen sei; — daß das Geschehene sichergestellt werden müsse. Es war also organisirt, und zwar gut organisirt, weil man es behalten wollte. War es Dummheit oder sollte es Beleidigung sein, daß die provisorische Regierung mir erzählt, sie habe alles dieß hinter meinem Rücken gethan? Sie weiß, daß Bonin den preußischen Dienst nicht verlassen wollte; also hat sie bereits mit ihm verhandelt (wie er mir schon im Juli selbst sagte). Zuletzt geht die bestimmte Wortstellung von Militär-Verwaltung in Militär-Wesen über. Alles Einleitung zum Sturz des Generals Krohn und zu meiner Beseitigung.

Anlage 3.

Auszüge

aus den Privatbriefen des Generals v. Krohn an den Prinzen Friedrich zu Schleswig-Holstein-Noer.

Schluß eines Briefes vom 26. August 1848 mit Bezug auf das ihm von mir mitgetheilte Verlangen der provisorischen Regierung, daß er abgehen müsse.

„Indem ich solchergestalt die Entscheidung in Ew. Durchlaucht, als Chef des Kriegsdepartements, Hände lege, gebe ich schließlich noch zu bedenken:

Ew. Durchlaucht haben mich am 24. März gerufen. Sie haben mich aus einer Stellung gerissen, in die ich nicht wieder zurückkehren kann und werde. Ich bin Ihrem Rufe gefolgt. Sie gaben mir ein Kommando, wo ich auf dem Punkte stand, meine Ehre einzubüßen. Darauf setzten Sie mich auf einen Posten, auf dem ich nun vier Monate mit unsäglicher Mühe und unter den ärgerlichsten Verhältnissen fast übermenschlich gearbeitet, einen Theil meiner Gesundheit zugesetzt habe. Und

nun, da die Sachen in Ordnung sind — und die es noch nicht sind, doch vorbereitet, so daß in kurzer Zeit Alles in Ordnung sein wird — nun soll ich meine Entlassung erhalten? Wie oft haben Ew. Durchlaucht mich dringend aufgefordert, auszuhalten, wie oft haben Sie mich unersetzlich genannt, — und nun soll ich wie eine ausgepreßte Citrone weggeworfen werden?!

Doch ich breche ab, ich erwarte von Ew. Durchlaucht Rechtlichkeit und Gerechtigkeitsliebe die Entscheidung; bis dahin u. s. w.

Krohn.

Aus einem Schreiben vom 30. August.

Ew. Durchlaucht haben mich durch Ihr gnädiges Schreiben vom 26. d. in dem Maße beruhigt, als ich daraus ersehe, daß Höchstsie wenigstens nichts an meiner Geschäftsführung auszusetzen haben, und danke ich hierfür ganz gehorsamst.

Von der provisorischen Regierung ist mir bis dato nichts geantwortet, ich glaube daher, man wird die Sache auf sich beruhen lassen u. s. w.

Anlage 4.

Armee-Kommando (Nr. 1755).

An Se. Durchlaucht den Prinz Friedrich zu Schleswig-Holstein, kommandirenden General der schleswig-holsteinischen Truppen.

In dem geehrten Schreiben vom gestrigen Tage erneuern Ew. Durchlaucht in Folge eines Sie betreffenden Artikels der

schleswig-holsteinischen Zeitung vom 5. d. Mts. den schon früher gegen mich ausgesprochenen Wunsch, aus dem Verhältniß als kommandirender General der schleswig-holsteinischen Truppen auszuscheiden. In einer schweren ernsten Zeit haben Ew. Durchlaucht mit persönlicher Aufopferung dieses Kommando mit Ruhm und Ehre geführt, wovon ich oft selbst Zeuge war, und mit Stolz können Sie hinblicken auf die von Ihnen in kurzer Zeit neugeschaffene schleswig-holsteinische Armee; ich kann Ew. Durchlaucht daher nur ungerne von der Armee scheiden sehen, kann indeß doch unter den angeführten Umständen Ihrem Vorhaben nicht entgegen sein, vielmehr muß ich es ehrend anerkennen, daß Sie als Mitglied der provisorischen Regierung, welche nach der abgeschlossenen Konvention durch eine andere Regierung ersetzt werden soll, selbst auf die Entlassung aus Ihrer hohen militärischen Stellung im Lande antragen. Ew. Durchlaucht ersuche ich daher ganz ergebenst, das Generalkommando dem preußischen Generalmajor v. Bonin geneigtest zu übergeben, der ebenfalls in Folge jener Konvention zur Uebernahme des Kommandos der hier verbleibenden Bundestruppen bestimmt ist, indem ich Ihnen zugleich anheimstelle, die untergebenen Truppen von diesem Wechsel im Kommando in Kenntniß zu setzen.

Gestatten mir Ew. Durchlaucht, Ihnen bei dieser Veranlassung von Neuem meine unwandelbare vorzüglichste Hochachtung und Ergebenheit zu versichern, mit der ich immer verbleibe

v. Wrangel,
königlich preußischer General der Kavallerie und Oberbefehlshaber der Armee.

Anlage 5.

Der letzte von mir den ſchleswig-holſteiniſchen Truppen ertheilte Befehl vom 9. September 1848.

Morgens 2 Uhr.

Korpsbefehl. Hauptquartier Schleswig, den 9. Sept. 1848.

Auf meinen durch eingetretene Umſtände veranlaßten Wunſch, das Kommando der Armee niederzulegen, hat der Oberbefehlshaber mich von demſelben entbunden und den General v. Bonin damit beauftragt.

Indem ich von der Armee ſcheide, ſage ich den Officieren und Soldaten meinen herzlichſten Dank für den Eifer, mit dem ſie ſtets meinen Anordnungen und Befehlen nachgekommen ſind, ſowie für die Anhänglichkeit, die ſie mir bei ſo vielen Gelegenheiten gezeigt haben.

Den aus fremden Armeen hier Dienſte leiſtenden Officieren, die beim erſten Ruf unſeres Vaterlandes kamen und treu bei uns ausgehalten haben, ſage ich beim Scheiden noch meinen ganz beſonderen Dank, indem ich gern der Hoffnung Raum gebe, daß ſie das ſchöne, freundſchaftliche und kameradſchaftliche Verhältniß, welches ſie mit den Unſrigen im Feuer geſchloſſen, auch ferner noch bewahren werden.

Ich habe auf ihren Wunſch aus der Armee entlaſſen:
den Chef meines Stabes, Major Leo,
den Souschef Hauptmann v. Katzler,
meinen Adjutanten, Hauptmann v. Berger,
meinen Ordonnanzofficier, Rittmeiſter Graf zu Eltz,
den Generalſtabsarzt der Armee, Etatsrath Dr. Langenbeck.

Meine letzte Bitte an die Armee ist noch die: Officiere und Soldaten mögen dem General v. Bonin denselben Eifer bei Ausführung seiner Befehle zeigen, als sie ihn mir bewiesen haben.

Prinz F. zu Holstein.

Anlage 6.

Schreiben des Oberstlieutenants (jetzt Generalmajor) von Bastrow vom 24. September 1848, als dem ältesten der der schleswig-holsteinischen Armee zu Anfang des Krieges zukommandirten preußischen Offiziere.

Durchlauchtigster Prinz!

Ew. Durchlaucht haben uns verlassen! — Nach den von Höchstdenselben oft genug ausgesprochenen Aeußerungen war es Ew. Durchlaucht bestimmte Absicht, nach Herstellung des Friedens in den Schooß Ihrer verehrten Familie zurückzukehren. Wenn Höchstdieselben daher schon gegenwärtig Veranlassung hatten, diesen Schritt zu thun, so mußten alle diejenigen, welche mit Liebe und Anhänglichkeit Ihnen zugethan sind, dadurch schmerzlich berührt werden. Welches aber auch die Gründe gewesen sein mögen, die Ew. Durchlaucht veranlaßten, uns schon gegenwärtig zu verlassen, wir ehren diese Gründe und sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß dieselben nach allen Seiten von Ew. Durchlaucht wohl erwogen sind.

Unmöglich aber, gnädiger Herr, dürfen Sie von uns scheiden, ohne mir zu erlauben, im Namen meiner preußischen Ka-

meraden, welche die Ehre hatten, unter Ihrem Oberbefehl den Feldzug zu machen, Ew. Durchlaucht unſern wärmſten, tiefgefühlteſten Dank für alle die Güte und Theilnahme auszudrücken, durch welche Höchſtdieſelben uns auszeichneten und beglückten. Möchten Ew. Durchlaucht überzeugt ſein, daß die Erinnerung an dieſe ſchöne und intereſſante Zeit mit unwandelbarer Schrift in unſer Gedächtniß geſchrieben iſt; möchten Sie nicht daran zweifeln, daß Ihre preußiſchen Officiere mit einer Ergebenheit Ihnen zugethan ſind, welche von meinen holſteiniſchen Kameraden unmöglich übertroffen werden kann; möchten Höchſtdieſelben glauben, daß Ihr ſchönes Beiſpiel treuer Pflichterfüllung, unermüdlicher Thätigkeit und wahrhaft patriotiſcher Aufopferung für Ihr ſchönes Vaterland uns auf immer ein edles Vorbild ſein wird, und daß wir uns mit wahrer Achtung jener Augenblicke erinnern werden, wo Ew. Durchlaucht im kleinen Gewehrfeuer uns das Beiſpiel einer ritterlichen Tapferkeit gaben!

Es iſt nicht das Zeitalter der Dankbarkeit, in dem wir leben; wer hätte das bitterer erfahren wie Sie, gnädiger Herr, Sie, der unter allen holſteiniſchen Patrioten vielleicht die größten Opfer brachte? Allein es gibt ein Tribunal, welches mit ſtrengerer Hand unſere Thaten richtet, als dieß die oft parteiiſche Gegenwart thut, ein Tribunal, vor dem die Intrigue ſchweigt und die ernſte Wahrheit allein das Wort führt; dieß Tribunal, es iſt das der Geſchichte. Sie wird mit beredter Zunge die Sache Ew. Durchlaucht verfechten, und die kommende Zeit ſchon, gnädiger Herr, Ihnen diejenige Anerkennung im reichſten Maße zuwenden, auf welche Sie einen ſo gerechten Anſpruch haben.

Bis dieſer Augenblick der Genugthuung eintritt, werden Ew. Durchlaucht in dem Kreiſe Höchſtdero liebenswürdiger Familie jenes ſtille und wahre Glück genießen, welches ſeine Quelle

allein in Ihrem Herzen findet. Die liebende Hand einer Gemahlin, deren Name selbst von den Feinden Ew. Durchlaucht mit Adoration genannt wird, wird Ihnen den Kelch bitterer Erfahrung süßen, welchen die jüngst verflossene Zeit zuweilen reichte, und Friede und Ruhe wird in Ihre verwundete Brust zurückkehren. Wenn Sie dann, gnädiger Herr, den Blick in die Vergangenheit richten und der freudigen Augenblicke unseres Feldlebens gedenken, und Ihre Erinnerung vielleicht bei unseren Namen, bei den Namen Ihrer Officiere verweilt, dann, Durchlaucht, möge die Ueberzeugung in Ihrer Brust fußen, daß, was auch die nächste Zeit Ihnen bringen möge, die Liebe und Anhänglichkeit Ihrer Officiere für Sie unwandelbar feststehen wird.

Schleswig, den 24. September 1848.

Ehrfurchtsvoll ꝛc.

von Austrow,
Inspekteur der schleswig-holsteinischen Jägercorps.

Anlage 7.

Schreiben der Landesversammlung vom 19. September 1848.

Durchlauchtigster Prinz!

Auf das Schreiben Ew. Durchlaucht an die schleswig-holsteinische Landesversammlung vom 9. d. Mts., betreffend Ihren Austritt aus der provisorischen Regierung, ermangelt die Landesversammlung nicht, in Gemäßheit eines in ihrer 26. Sitzung

gefaßten Beſchluſſes hierdurch zu erwiedern, daß die ſchleswig-holſteiniſche Landesverſammlung unter dankbarer Anerkennung der Verdienſte, welche Ew. Durchlaucht Sich um das Land erworben haben, zu Höchſtdero Austritt aus der proviſoriſchen Regierung ihre Zuſtimmung ertheilt.

Kiel in der ſchleswig-holſteiniſchen Landesverſammlung, den 19. September 1848.

Bargum, Präſident. — J. Lorentzen, Schriftführer.

Anlage 8.

Schreiben des Präſidenten der Landesverſammlung, Advokat Bargum in Kiel.

Da bei der Verhandlung am geſtrigen Tage nur ſolche Aeußerungen vorkamen (Reiche und Samver), welche Ew. Durchlaucht Verdienſte um das Land in vollem Maße anerkannten, und da Herr Bremer gar nicht das Wort nahm, ſo habe ich von Ew. Durchlaucht mir zuletzt zugeſandtem Schreiben keine Mittheilung gemacht. Herr Graf Reventlow (Jersbeck), dem ich das Schreiben vorher zeigte, war auch der Meinung, daß es richtiger ſei, den Inhalt nicht zu veröffentlichen. Mich durchdringt nicht nur das innigſte Dankgefühl gegen Ew. Durchlaucht, ſondern auch Betrübniß darüber, daß Ew. Durchlaucht es nothwendig finden mußten, eine unmittelbare Mitwirkung und Leitung bei unſeren Angelegenheiten aufzugeben, und daß eben Sie, wie Se. Hochfürſtlichen Durchlaucht, Ihr Herr Bru-

der, die Sie offenbar am meiſten gethan und geopfert haben, am wenigſten Anerkennung finden. Doch auch darin wird die Zeit ſich ändern.

Kiel, den 20. September 1848.

Mit Ehrerbietung Ew. Durchlaucht gehorſamſter ꝛc.

Hargum.

Anlage 9.

Brief an die Königin von England.

(Ueberſetzt aus dem Engliſchen.)

An der Königin Allergnädigſte Majeſtät.

Madame!

Mit dem Vertrauen, welches eine nicht ferne Abſtammung von denſelben Voreltern einflößt, und dem ſtolzen Gefühl, niemals etwas gethan zu haben, welches mich unwerth machen könnte, ein Blutsverwandter Ew. Majeſtät zu ſein, erlaube ich es mir, der hochherzigen Königin von England, deren Handlungen ſtets in ritterlichem Sinn Ihre Abſtammung bewährten, mit einer Bitte zu nahen, zu welcher ich einerſeits mich als Verwandter des engliſchen Regentenhauſes berechtigt glaube, während ich andererſeits nicht in Zweifel ziehen darf, daß Königin Victoria, ſowohl wenn ſie den Vorſchriften Ihres edlen Herzens folgt, als wenn Sie ſich als das Haupt eines großen und Gerechtigkeit liebenden Volkes betrachtet, dieſe meine Bitte um Beiſtand für einen Verunglimpften nicht abſchlagen wird.

Es iſt in jetziger Zeit ein trauriges Vorrecht höherer Ab-

ſtammung, der Verläumdung als Zielſcheibe zu dienen. Als ſolche bin ich vor Kurzem von der engliſchen Tagespreſſe auserſehen worden, um mich mit Tadel zu bedecken. Die „Times“ und das „Morning Chronicle“ haben jede für ſich ſchamloſe Angriffe auf meinen Charakter gemacht, welche ſie auf die Angaben eines infamen Buches gründen, das unter dem Schutze der däniſchen Regierung erſchienen iſt und mich nicht allein der Doppelzüngigkeit, der Chikanen und Intriguen beſchuldigt, ſondern ſogar mir Hochverrath während meiner Stellung als Statthalter der Herzogthümer Schleswig-Holſtein vorwirft. Fänden ſich dieſe Verläumdungen nur in den Spalten der Zeitungen, dann ließen ſie ſich in eben ſolchen Blättern widerlegen; weil aber die däniſche Regierung ſich dazu erniedrigt hat, ihre Autorität zu verbürgen, und ihre Verbreitung dadurch befördert hat, daß ſie an alle europäiſchen Höfe Exemplare hat überreichen laſſen, ſo iſt es meinerſeits unumgänglich nöthig, dem Widerſpruche die Höchſte Autorität zu ſchaffen.

Ew. Majeſtät wird es vielleicht bekannt ſein, daß dieſe beleidigenden Beſchuldigungen dadurch bewieſen werden ſollen, daß Auszüge aus den Briefen, welche ich meinem Bruder, dem Herzoge von Auguſtenburg (aus ſeinem Büreau geraubt, als die Dänen Alſen beſetzten) und dem Könige Chriſtian VIII. geſchrieben habe, mitgetheilt werden.

Ich brauche aber nicht erſt zu bemerken, daß einzelne Sätze, die aus ihrer Verbindung gehoben ſind, um ſie beliebig mit anderen zuſammenzuſtellen und dadurch ihren ganzen Sinn zu entſtellen, ſelbſtverſtändlich dem nicht eingeweihten Leſer eine falſche Auffaſſung aufdrängen müſſen.

In der vollen Ueberzeugung daher, niemals vom Pfade der Wahrheit und Ehre abgewichen zu ſein, noch durch Chikanen

und Intriguen das zu erreichen gesucht zu haben, welches die offene und gerade Handlungsweise eines Soldaten nicht gestattete, werfe ich mich Ew. Majestät zu Füßen, um Sie zu ersuchen, mir die Gelegenheit zu geben, mich nicht allein vor dem brittischen Publikum, dem es nicht gleichgültig sein kann, den Enkel einer englischen Prinzessin von dem Tadel befreit zu sehen, welcher seine hohe Abkunft beflecken könnte, sondern auch vor den europäischen Höfen von diesen abscheulichen Beschuldigungen zu reinigen.

Die zweckmäßigste Weise, dieß zu erreichen, dürfte sein, wenn es Ew. Majestät gefiele, eine Kommission aus drei oder mehreren englischen Gentlemen bestehend zu ernennen, welcher meine unentstellte Korrespondenz vorgelegt würde, und vor welcher ich nicht allein zu erscheinen und auf alle mir gestellten Fragen zu antworten mich verpflichte, sondern deren Ausspruch ich auch in unbedingtem Vertrauen mich unterwerfen würde.

Ew. Majestät Regierung, als die anerkannte Vermittlerin zwischen Dänemark und den Herzogthümern (Deutschland), ist völlig berechtigt, Gerechtigkeit für die Unterdrückten beiderseits zu verlangen. Es kann nicht ein Eingriff genannt werden, wenn die englische Regierung von der dänischen die Aktenstücke fordert, auf welche diese einen öffentlichen Angriff auf den Charakter eines nahen Verwandten der englischen Herrscherin begründet, um sie unparteiischen englischen Richtern vorzulegen. Ich suche daher bei der Gnade Ew. Majestät nur um einen unparteiischen und öffentlichen Richterstuhl nach, vor welchem ich meinen verunglimpften Namen vertheidigen kann, und lebe in der frohen Hoffnung, daß diese Berufung nicht umsonst sein wird.

Es würde ein Mißbrauch Ew. Majestät Geduld sein, falls

ich hier ein Verzeichniß der Aktenſtücke folgen laſſen wollte, welche bei dieſer Sache in Betracht kommen, welches ich daher mir erlauben werde, Ew. Majeſtät Staatsſekretär für die äußeren Angelegenheiten zu überſenden, und indem ich unterthänigſt Ew. Majeſtät gnädige Nachſicht dafür erflehe, daß ich durch dieſe Angelegenheit Ihre Allerhöchſte Aufmerkſamkeit von wichtigen Beſchäftigungen abgelenkt habe, bitte ich unterthänigſt, mich unterzeichnen zu dürfen

Noer, den 12. Januar 1850.

als Ew. Majeſtät u. ſ. w.

Anlage 10.

Schreiben des Lord Palmerſton vom 25. Febr. 1850.

(Ueberſetzt aus dem Engliſchen.)

Gnädigſter Fürſt!

Ihre Majeſtät die Königin, meine allergnädigſte Souveränin, hat mir befohlen, den Empfang des Schreibens vom 12. Januar zu beſcheinigen, worin Sie Ihre Majeſtät bitten, es allergnädigſt durch ihren Einfluß beim däniſchen Hofe zu veranlaſſen, daß die ganze Korreſpondenz, aus welcher Auszüge in einem Pamphlet eines Herrn Wegener veröffentlicht ſind, der Einſicht zweier oder mehrerer engliſchen Gentlemens vorgelegt werde, damit Ew. Durchlaucht dadurch in den Stand geſetzt werden könnte, ſich vor den Augen Ihro Majeſtät und des brittiſchen Publikums von den in dieſem Pamphlet enthaltenen Beſchuldigungen zu reinigen.

In Erwiederung iſt mir befohlen, Sie deſſen zu verſichern, daß die Königin mit großer Genugthuung in Ihrem Schreiben einen Beweis findet von dem Vertrauen, welches Sie in die Unparteilichkeit der Königin und ihrer Regierung ſetzen.

Es iſt mir ferner befohlen, zu ſagen, daß Sie ſich nicht irren, wenn Sie vorausſetzen, daß Ihre Majeſtät ein reges Intereſſe an allen Angelegenheiten eines Prinzen nimmt, der ein ſo naher Verwandter des königlich engliſchen Hauſes iſt, und daß Ihre Majeſtät mit vieler Betrübniß das Zerwürfniß geſehen hat, welches zwiſchen Ew. Durchlaucht Familie und dem Könige von Dänemark ſich erhoben hat.

Es iſt daher mit aufrichtigem Bedauern, daß Ihre Majeſtät ſich nicht im Stande ſieht, der Bitte nachzukommen, welche in Ew. Durchlaucht Schreiben enthalten iſt.

Die Königin hat allerdings unter Zuſtimmung des Königs von Dänemark und der deutſchen Centralgewalt es übernommen, zu einer freundlichen Ausgleichung des Streits zwiſchen der Krone Dänemark und dem deutſchen Bundesſtaat hülfreiche Hand zu bieten, aber Ihre Majeſtät glaubt nicht, daß ſie das Recht hat, als Richter in der Sache aufzutreten, auf welche Ew. Durchlaucht Schreiben ſich bezieht.

Ich habe die Ehre u. ſ. w.

Palmerston.

Anmerkung des Verfaſſers. Aus dem Schluß obigen Schreibens geht deutlich hervor, wie der edle Lord die Worte gedreht hat, um die Wahrheit zu verbergen; denn ich hatte gegen die engliſche Preſſe und die Wegener'ſchen Beſchuldigungen geklagt, und nicht gegen den König von Dänemark.

Anlage 5.

Der letzte von mir den ſchleswig-holſteiniſchen Truppen ertheilte Befehl vom 9. September 1848.

Morgens 2 Uhr.

Korpsbefehl. Hauptquartier Schleswig, den 9. Sept. 1848.

Auf meinen durch eingetretene Umſtände veranlaßten Wunſch, das Kommando der Armee niederzulegen, hat der Oberbefehlshaber mich von demſelben entbunden und den General v. Bonin damit beauftragt.

Indem ich von der Armee ſcheide, ſage ich den Officieren und Soldaten meinen herzlichſten Dank für den Eifer, mit dem ſie ſtets meinen Anordnungen und Befehlen nachgekommen ſind, ſowie für die Anhänglichkeit, die ſie mir bei ſo vielen Gelegenheiten gezeigt haben.

Den aus fremden Armeen hier Dienſte leiſtenden Officieren, die beim erſten Ruf unſeres Vaterlandes kamen und treu bei uns ausgehalten haben, ſage ich beim Scheiden noch meinen ganz beſonderen Dank, indem ich gern der Hoffnung Raum gebe, daß ſie das ſchöne, freundſchaftliche und kameradſchaftliche Verhältniß, welches ſie mit den Unſrigen im Feuer geſchloſſen, auch ferner noch bewahren werden.

Ich habe auf ihren Wunſch aus der Armee entlaſſen:
den Chef meines Stabes, Major Leo,
den Souschef Hauptmann v. Katzler,
meinen Adjutanten, Hauptmann v. Berger,
meinen Ordonnanzofficier, Rittmeiſter Graf zu Eltz,
den Generalſtabsarzt der Armee, Etatsrath Dr. Langenbeck.

Meine letzte Bitte an die Armee ist noch die: Officiere und Soldaten mögen dem General v. Bonin denselben Eifer bei Ausführung seiner Befehle zeigen, als sie ihn mir bewiesen haben.

Prinz F. zu Holstein.

Anlage 6.

Schreiben des Oberstlieutenants (jetzt Generalmajor) von Bastrow vom 24. September 1848, als dem ältesten der der schleswig-holsteinischen Armee zu Anfang des Krieges zukommandirten preußischen Offiziere.

Durchlauchtigster Prinz!

Ew. Durchlaucht haben uns verlassen! — Nach den von Höchstdenselben oft genug ausgesprochenen Aeußerungen war es Ew. Durchlaucht bestimmte Absicht, nach Herstellung des Friedens in den Schooß Ihrer verehrten Familie zurückzukehren. Wenn Höchstdieselben daher schon gegenwärtig Veranlassung hatten, diesen Schritt zu thun, so mußten alle diejenigen, welche mit Liebe und Anhänglichkeit Ihnen zugethan sind, dadurch schmerzlich berührt werden. Welches aber auch die Gründe gewesen sein mögen, die Ew. Durchlaucht veranlaßten, uns schon gegenwärtig zu verlassen, wir ehren diese Gründe und sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß dieselben nach allen Seiten von Ew. Durchlaucht wohl erwogen sind.

Unmöglich aber, gnädiger Herr, dürfen Sie von uns scheiden, ohne mir zu erlauben, im Namen meiner preußischen Ka-

Inſtitutionen von den Volksrepräſentanten angefochten wurden, zog ich mich zurück und verließ ſogar das Land, als die Streitigkeiten in einen Streit zwiſchen Landesherrn und Unterthanen überzugehen drohten. Ebenſo ſehr, als es ſtets mein Beſtreben geweſen iſt, das monarchiſche Prinzip zu erhalten, achte ich auch die Gerechtſamen des Landes und Volkes. Ich werde daher niemals meine Einwilligung dazu geben, daß die durch Zeit und Geſchichte begründeten inneren Verhältniſſe der Herzogthümer vernichtet werden.

Der Londoner Tractat vom 8. Mai 1852, gegen welchen ich heute einen Proteſt bei der engliſchen Regierung eingelegt habe, hat ſeiner Harmloſigkeit halber keine bindende Kraft, und ſein einziger Zweck kann nur der ſein, die verſchiedenen erbberechtigten Linien zu entfernen, die eine Wehr gegen das Ereigniß bilden, welches das däniſche Volk nur mit Abſcheu betrachtet, nämlich die Einverleibung Dänemarks ins ruſſiſche Reich.

Um einem ſolchen Unglück vorzubeugen, würde eine Beſtimmung, gleich der des Utrechter Tractats mit Beziehung auf Frankreich und Spanien, nöthig ſein, daß nämlich die Krone Dänemarks und Rußlands niemals Ein Haupt bedecken dürfen.

Unter der Bedingung, daß eine ſolche Beſtimmung getroffen würde, und ferner, wenn den Herzogthümern ihre früheren gemeinſchaftlichen adminiſtrativen Verhältniſſe reſtituirt werden, bin ich bereit, meinen Proteſt zurückzuziehen.

Mit größter Hochachtung ꝛc.

Friedrich, Prinz zu Schleswig-Holstein-Noer.

London, den 24. März 1853.

Anlage 13.

Memorandum

betreffend die endliche Beilegung der deutsch-dänischen Streitfrage.

(Dem kaiserlich-königlich-österreichischen Botschafter in Paris, Baron von Hübner, übersandt den 16. September 1857.)

Ein befriedigendes Resultat läßt sich in der deutsch-dänischen Angelegenheit nur dann erwarten, wenn man die an sich einfache Streitfrage von den verwirrenden Nebensachen scheidet, welche theils durch die Frankfurter Nationalversammlung derselben beigemischt, theils durch das dänische Kabinet derselben unterschoben sind. Um diesen Zweck zu erreichen, muß man auf den Ursprung des Streites zurückkehren, wie er sich seit dem Jahre 1846 unter der Regierung des Königs Christian VIII. entwickelte und beim Regierungsantritt des jetzigen Königs ausbrach.

Von dänischer Seite war der Beweggrund ein doppelter.

1. Die Verschiedenheit der Successionsbestimmungen seit dem Jahre 1660, wo sie für das Königreich Dänemark agnatisch-cognatisch wurden, während sie in den Herzogthümern rein agnatisch blieben.

2. Die Bestrebungen der dänisch-demokratischen Büreaukratie, sich Anstellungen im Herzogthum Schleswig dadurch zu verschaffen, daß dieses als dänische Provinz aus seiner Verbindung mit Holstein gerissen und danisirt werden sollte.

Bekanntlich war Dänemark bis zum Jahre 1660 ein Wahlreich, in welchem das flache Land, mit Ausnahme der Kron-

domänen, dem Adel gehörte. Dieſer Stand war deßhalb auf dem Reichstage in überwiegender Zahl gegenüber der Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft vertreten, wodurch er ſich bei verſchiedenen Wahlkapitulationen bedeutende Privilegien und Steuerbefreiungen ausbedungen hatte. Als König Friedrich III. nach beendigtem dreißigjährigen Kriege und den darauf folgenden für Dänemark unglücklichen Kriegen mit Schweden im Jahr 1660 den däniſchen Reichstag nach Kopenhagen berief, um wegen Auflegung neuer Steuern zur Aufhülfe der ganz zerrütteten Staatsfinanzen zu deliberiren, verweigerte der Adel die Annahme der königlichen Propoſitionen, falls ihm nicht genügende Zuſicherung für den Wegfall dieſer Steuern nach Deckung des Deſizits gegeben würde. Dieſem gegenüber beſchloß der König auf den Rath des Bürgermeiſters (Nanſen) von Kopenhagen und unter Zuſage des kräftigen Beiſtandes der während einer langen Belagerung kriegsgewohnten Bürgerbewaffnung dieſer Stadt einen coup d'état auszuführen, ließ die Thore derſelben ſchließen und dem verſammelten Adel andeuten, daß es ſich um ſeine Freiheit, eventuell ſein Leben handle, falls er die Regierungspropoſitionen nicht annehme. Das Stockholmer Blutbad, bei welchem König Chriſtian II. 90 Adeligen die Köpfe abſchlagen ließ, war in zu friſchem Andenken, um einer ſolchen Drohung nicht Nachdruck zu geben; es beſchloß daher der Adelſtand, dem Könige es anheimzugeben, dem an nächſten Oſtern zuſammenzuberufenden Reichstage neue Steuergeſetze und ein neues Erbfolgegeſetz vorlegen zu laſſen.

Dieſer Reichsrath iſt aber niemals einberufen worden, ſondern der König ließ ein Geſetz (die lex regia) ausarbeiten, welches das Wahlreich in ein Erbreich verwandelt, in deſſen Succeſſionsfolge nach der männlichen Descendenz Friedrichs III.

ſeine weibliche ſämmtlichen andern Branchen des Oldenburger Hauſes vorging, das alle Privilegien des Adels vernichtete und der Krone die unbeſchränkteſte Gewalt beilegte.

Der Adel hierdurch ſehr verletzt zog ſich auf ſeine Güter zurück und überließ dem Kopenhagener Bürgerſtande, der mit vielen Vorrechten belohnt wurde, die Anſtellungen im Staatsdienſte. Es hat ſich hieraus im Laufe der Zeit in Dänemark eine förmliche Beamtenkaſte gebildet, die ſich ein Recht auf Anſtellung beilegt, ſobald ſie im Examen die vorgeſchriebene Befähigung hierzu dargethan hat.

Obgleich Dänemark von einem rein kommunalen in ein centraliſirtes Verwaltungsſyſtem übergeführt iſt, konnten ſeit den letzten 30 Jahren nicht genügende Beamtenſtellen für die beſtändig wachſende Zahl der Anſtellungſuchenden geſchaffen werden, und daher ward bei dieſer Kaſte, zu welcher ſich die Literaten und Advokaten auch rechnen, der Wunſch und das Bedürfniß rege, das Herzogthum Schleswig dem Königreiche einzuverleiben.

Der Umſtand, daß der jetzige König nach zwei verſuchten ehelichen Verbindungen ſowohl als ſein Onkel, der Prinz Ferdinand, kinderlos waren, daher keine männlichen Nachkommen Friedrich des III. zu erwarten ſtanden, erweckte bei der däniſchen Partei um ſo mehr Beſorgniß, daß ihnen das Herzogthum Schleswig entgehen möchte, als nach dem von Chriſtian VIII. 1846 erlaſſenen „Offenen Brief“ die Anſicht in den Herzogthümern ſich allgemein für die Nothwendigkeit von Präventiv-Maßnahmen gegen eine Trennung derſelben ausgeſprochen und bis zum Bundestage in Frankfurt geltend gemacht hatte.

Daß unter ſolchen Verhältniſſen die däniſche Preſſe es ſich angelegen ſein ließ, alle hierauf bezüglichen Rechte zu negiren

und die bestehenden Verhältnisse zu übersehen, war Selbstfolge; demungeachtet faßte die Incorporations-Idee bei der ländlichen Bevölkerung Dänemarks doch nie Wurzel, weil diese sehr richtig im konservativen Sinn der Herzogthümer einen Schutz gegen die überstürzenden demokratischen Prinzipien der Kopenhagener fand.

Der im Januar 1848 stattfindende Thronwechsel brachte den jetzigen willenlosen König zur Regierung. Seiner ultra-dänischen Umgebung ward es leicht, ihn zu Maßnahmen zu verleiten, die einerseits die dänische Demokratie in ihrer Absicht auf das Herzogthum Schleswig bestärkten, andererseits in den Herzogthümern große Besorgniß für ihre Zukunft erregten. Die dänische Presse und die Wortführer in den Kopenhagener Klubs wurden täglich krasser in ihren Aeußerungen gegen die von ihnen sogenannte schleswig-holsteinische Partei (welche aber in der Wirklichkeit die ganze Bevölkerung der Herzogthümer in sich faßte) und steigerten mehr und mehr die Aufregung bei derselben. Es versammelten sich deßhalb am 18. März 1848 sämmtliche Ständeabgeordnete beider Herzogthümer Schleswig und Holstein, um über die bedrohliche Lage der Länder sich zu besprechen, und wählten in Folge dessen eine Deputation aus ihrer Mitte, welche sie nach Kopenhagen sandten, um dem Könige allerunterthänigst Vorstellungen wegen dieser zu machen, sowie auch die Abstellung mehrerer gesetzwidriger Anordnungen des derzeitigen ersten Beamten, späteren Ministers v. Scheele, und seine Abberufung zu erbitten. Kaum war die Nachricht hiervon am 21. März in Kopenhagen bekannt geworden, so begaben sich die Wortführer der dänischen Demokratie an der Spitze eines Volkshaufens nach dem Schlosse und nöthigten den König, sein bisheriges Ministerium zu entlassen und ein neues aus ihrer Mitte zu bilden. Der Deputation aus den Herzog-

thümern, die Tags darauf ankam, ward als Antwort auf ihre Vorstellungen ein königliches Patent überreicht, durch welches die Incorporation des Herzogthums Schleswig ins Königreich Dänemark dekretirt wurde. Während dessen hatte man am 23. März in den Herzogthümern die Nachricht von dem forcirten Ministerwechsel erhalten und konnte die Antwort, welche der Deputation zu Theil werden würde, daraus entnehmen. Am 24. März trat deßhalb die „provisorische Regierung" in der Absicht, der bereits begonnenen Bewegung einen Mittelpunkt zu geben und Unordnungen zu verhüten, zusammen. An demselben Tage war das ganze Land von Hamburg bis zur nördlichen Grenze Schleswigs, Civil und Militär, Adel und Bürger einstimmig in der Erklärung, die Herzogthümer in ihrer bisherigen Unzertrennlichkeit schützen zu wollen. Und zur Ehre desselben sei es gesagt, kein Schwert ward gezogen, kein Schuß gelöst, keinem Beamten der Gehorsam verweigert, die Person des Regenten heilig gehalten und seine Rechte wohl bewahrt. Nur däniſche Demokratie wollte man nicht.

Das Herzogthum Schleswig und *seine Verbindung mit* Holstein, das ist und bleibt folglich einzig und allein der Streitpunkt, um den es sich damals wie jetzt *eigentlich* handelt. Die Holsteiner dürfen dieß jetzt nicht aussprechen und die Dänen wollen es nicht eingestehen.

Die provisorische Regierung wendete sich den 25. März mit einem allerunterthänigsten Bericht über ihr Benehmen und ihre Absichten an den König von Dänemark und an den deutschen Bundestag in Frankfurt. Von diesem ward der König von Preußen mit der militärischen Bundeshülfe beauftragt und unter dem 9. April die provisorische Regierung *anerkannt* und zur Fortführung ihrer Wirksamkeit aufgefordert.

Durch den Rücktritt des Bundestages kam die Sache der Herzogthümer in die Hände der alle Rechtsbegriffe und Verhältniſſe verwirrenden Nationalverſammlung, welches ſchlau von den Dänen benutzt ward, um die urſprüngliche Frage in eine Succeſſionsfrage und Aufruhrsbeſchuldigung zu verwandeln. Das ſchleswig-holſteiniſche Volk hat aber den wahren Geſichtspunkt nicht aus den Augen verloren, ſondern ſtützt jetzt wie früher ſeine Ueberzeugung auf folgende Gründe:

Das Herzogthum Holſtein ward von Karl dem Großen als Grafſchaft ſeinem Reiche einverleibt und bildete mit der, nördlich der Eider zwiſchen Schlei und Treene gelegenen Markgrafſchaft die Grenze gegen Norden. Die Grafen von Schauenburg wurden im Laufe der Zeit hiermit belehnt und kämpften beſtändig, beſonders im 13. und 14. Jahrhundert, von der Hanſa unterſtützt, mit den Dänen. Es gelang dem Grafen Gerhard dem Großen 1326 das ganze Herzogthum Schleswig zu erobern und ſeine Selbſtſtändigkeit mit Einwilligung des Königs von Dänemark feſtzuſtellen, der es ſeinem Hauſe 1375 in Lehen gab, wodurch es mit Holſtein vereinigt ward. Dieſe faktiſche Vereinigung erhielt eine beſondere rechtliche Bekräftigung, als im Jahre 1460 die Landſtände der Herzogthümer den König von Dänemark, Chriſtian I., zu ihrem Regenten wählten. Die Verhandlungen hierüber wurden nicht, wie däniſcherſeits behauptet wird, zwiſchen dem Könige und den Landtagskommiſſarien, ſondern auf ausdrückliches Verlangen Letzterer zwiſchen ihnen und den Kommiſſarien des däniſchen Reichsraths gepflogen, und in Form eines Staatsvertrags geſchloſſen. Hierin ward feſtgeſetzt, daß die Herzogthümer als unzertrennliche Lande vom Könige von Dänemark nicht als däniſche Dependenzen, ſondern als ſelbſtſtändige Lande ſollten regiert werden zu

ewigen Zeiten. Dieſes Landesprivilegium iſt bis auf den heutigen Tag von jedem Regenten anerkannt und beſtätigt worden. Später haben die verſchiedenen Branchen des Oldenburger Hauſes ſich in die Krondomänen der Herzogthümer getheilt, der Landtag blieb deſſen ungeachtet ſtets gemeinſchaftlich, wie auch die Landesregierung, indem die verſchiedenen Branchen des regierenden Hauſes ſich durch gemeinſchaftliche Kommiſſarien auf dem Landtage vertreten ließen und mit ihm verhandelten.

Im Jahre 1721 wurden die der Gottorfer Branche im Herzogthum Schleswig gehörenden Domänen mit denen des Königs vereinigt. 1773 geſchah daſſelbe in Holſtein durch den Austauſch mit dem Herzogthum Oldenburg. Die innere Verwaltung beider Herzogthümer ward einem Statthalter nebſt der am Sitze des Landesherrn etablirten deutſchen Kanzlei und Rentkammer übergeben. Dieß Verhältniß beſtand bis zum Jahre 1834, in welchem die Zuſage des allgemeinen Geſetzes vom 28. Mai 1831 zur Ausführung kam und ſämmtliche Verwaltungsgeſchäfte einem neu errichteten Regierungskollegium, mit dem Statthalter als Oberpräſident, unter der Benennung: „Schleswig-Holſteiniſche Regierung“ unterlegt wurden. Gleichzeitig wurde das gemeinſchaftliche Oberappellationsgericht in Kiel etablirt. Die ebenfalls durch das Patent vom 15. Mai 1834 ins Leben gerufenen Provinzialſtände hatten eine völlig gleiche Befugniß, Organiſation und denſelben Wahlmodus; alle ihnen vorgelegten Regierungspropoſitionen waren gleichlautend und die nach vorhergehender Berathung erlaſſenen Geſetze galten für beide Herzogthümer. Ja, noch mehr! um keine ſcheinbare Trennung der Herzogthümer durch die getrennten Ständeverſammlungen hervorzurufen, erhielt auch das Königreich zwei ähnliche Provinzial-Ständever-

ſammlungen. Es blieb das Band zwiſchen den Herzogthümern ohnedieß auch durch die gemeinſchaftliche Ritterſchaft, die Landesuniverſität und alle öffentlichen Anſtalten feſt verſchlungen. Kein Wunder daher, daß jeder ihrer Bewohner, alt und jung, hoch oder niedrig geſtellt, mit der Ueberzeugung aufgewachſen iſt, die Unzertrennlichkeit Schleswig-Holſteins ſei die Grundlage alles Rechts und des Wohlſtandes des Landes.

In dieſer engen Verbindung haben die Herzogthümer zugleich mit dem Königreich Dänemark die geſammte däniſche Monarchie dem Auslande gegenüber gebildet, ohne daß die Verſchiedenheit der Sprache, der Geſetze und Sitten weder dem allgemeinen Intereſſe, noch der inneren Entwickelung ein Hinderniß in den Weg legte. Iſt die Frage daher nicht natürlich, weßhalb das Verhältniß, welches ſeit 500 Jahren ſich für alle Theile günſtig entwickelt hatte, zum Vortheil einer eigennützigen Partei in Dänemark zerſtört werden ſoll? Bietet die Trennung Schleswigs von Holſtein irgend einen politiſchen oder materiellen Vortheil? Hat die Krone in den vereinigten, einigen und zufriedenen Herzogthümern nicht einen weit feſteren Stützpunkt für ein konſervatives Regierungsprinzip, als wenn ſie die Kräfte Dänemarks dazu verwenden muß, ihnen Geſetze und Verwaltung aufzudringen?

Bei der jetzigen Organiſation des Geſammtſtaates kann nichts Gedeihliches erzielt werden. Das Königreich Dänemark hat einen beſchließenden Reichstag, dem Herzogthum Holſtein bietet man einen beſchließenden Landtag an, Schleswig hat eine berathende Ständeverſammlung und Lauenburg hat ſeine Landesverſammlung. Alle vier haben einen gemeinſchaftlichen Reichsrath in repräſentativer Form und ein gemeinſchaftliches Miniſterium, welches einigen Verſammlungen verantwortlich iſt. So lange

eine überwiegende Mehrzahl der Reichsräthe aus Dänemark und vom däniſchen Miniſterium ernannt werden, bleibt das däniſche Intereſſe allein vorherrſchend, und die drei Herzogthümer werden mit ihren Anſichten und Intereſſen fortwährend in der Minorität bleiben. Wollte man dagegen jedem der vier Landestheile die Gleichberechtigung im Reichsrath geben, ſo daß jeder Theil eine gleiche Zahl Mitglieder zu ſenden hätte, dann würden in allen Hauptfragen die drei Herzogthümer einig ſein, und Dänemark dadurch in eine abnorme Stellung gebracht werden. Daß eine ſolche Einigkeit nicht ausbleiben würde, wird Jedem einleuchten, der die Vorgänge in der letzten Diät der ſchleswig'ſchen Ständeverſammlung beobachtet hat, wo die kräftigſte Manifeſtation gegen die Daniſirungsbeſtrebungen der Regierung ſich Luft machte, trotzdem daß jegliches Mittel zur Zeit der Wahlen angewendet wurde, däniſch geſinnte Abgeordnete zu bekommen.

Dieſe Oppoſition hat nicht ihren Grund in Vorurtheilen oder ſeparatiſtiſchen Abſichten, ſondern im däniſchen Nationalcharakter.

Der Däne reſpektirt nur ſein Eigenes, findet blos das nützlich und zweckmäßig, was bei ihm Geſetz und Sitte iſt, und will dieß Anderen aufdrängen, wo er die Mittel dazu in Händen hat. Die Geſchichte des Nordens zeigt dieß vom erſten Beginne an.

Die Eroberung Englands durch Kanut den Großen ging durch den Druck und die Anmaßung ſeiner Nachfolger verloren. Daſſelbe war unter den Waldemar's mit allen Küſtenländern der Oſtſee der Fall. Die Calmariſche Union zerfiel aus demſelben Grunde. Norwegen fühlte ſich glücklich, als es nach dem Kieler Frieden 1814 vom däniſchen Drucke befreit wurde.

Seit dem Jahre 1852 haben Schleswig und Holstein eben dieſe däniſchen Anmaßungen ſchwer empfunden und werden dieſelben ſtets mehr empfinden, falls die ungeordneten Verhältniſſe, in welchen ſie ſchmachten, fortbeſtehen ſollten. Dieſen Uebelſtänden abzuhelfen und der däniſchen Monarchie eine gedeihliche Zukunft zu verſchaffen, dürfte es rathſam ſein, die politiſchen und nationalen Verhältniſſe zu konſolidiren, indem man dem Reichsrath eine andere Zuſammenſetzung und Form gäbe, bei welchen die drei Herzogthümer eine gleiche Anzahl Räthe wie das Königreich erwählen würden, welches um ſo mehr einer gleichen Stimmenvertheilung ſich nähert, als der Unterſchied in der Bevölkerung nur 300,000 Seelen beträgt.

Es würde ſich demnach das Staatsgebäude folgendermaßen organiſiren: Dänemark behält ſeinen Reichstag, Lauenburg ſeine Landesverſammlung, Schleswig und Holſtein erhalten einen gemeinſchaftlichen Landtag, wodurch ſowohl ihren hiſtoriſchen Rechten, als den bis in jüngſte Zeit in Kraft beſtehenden Verhältniſſen und der innerſten Ueberzeugung aller Bewohner entſprochen wird. Jeder dieſer drei Theile hat ſeine eigene Verwaltung und Geſetzgebung für die inneren Angelegenheiten. Bei der Verminderung des Geſchäftskreiſes würden die Miniſter mehrere Departements unter ſich haben, und es würde dadurch auch finanziell gewonnen werden. Lauenburg hat bereits einen Gouverneur mit einem Regierungskollegium. Für den Geſammtſtaat würden drei Staatsminiſter, einer für das königliche Haus und das Aeußere, einer für das Kriegsweſen, See- und Landmacht, einer für die gemeinſchaftlichen Finanzen und ſonſtige Angelegenheiten erforderlich ſein.

Der Reichsrath, der mit den Miniſtern in kollegialiſcher Form zu verhandeln hätte, würde aus 20 vom däniſchen Reichs-

tage, 18 vom ſchleswig-holſteiniſchen Landtage und 2 von der lauenburgiſchen Landesverſammlung nach näher zu beſtimmenden Grundſätzen gewählten Räthen (40 an der Zahl) beſtehen; die Krone würde den Präſidenten für ihn ernennen.

Sowohl zu den Verhandlungen mit dem Reichsrath, als wenn allgemeine, die ganze Monarchie betreffende Angelegenheiten in einem Miniſterconſeil unter Vorſitz des Königs behandelt werden ſollten, würden die Miniſter aus den Herzogthümern und der Gouverneur von Lauenburg ſich in Kopenhagen einfinden. Die weitere detaillirte Ausführung dieſer Organiſation gehört nicht hierher; es bleibt daher nur noch das Verhältniß Holſteins und Lauenburgs als deutſcher Bundesländer zu erwähnen übrig. Seit dem Jahre 1815 ſind daraus trotz der engeren Verbindung Schleswig-Holſteins keine Schwierigkeiten entſtanden. Der Bund hat ſich in die inneren Verhältniſſe und die Geſetzgebung der Bundesländer nur dann zu miſchen, wenn an ihn Klagen über Rechtsverletzung gelangen. Dieß wird unter der vorgeſchlagenen Organiſation nicht der Fall ſein können. Die allgemeinen Bundesgeſetze und Vorſchriften werden für Holſtein und Lauenburg nach wie vor und unter allen Umſtänden Gültigkeit haben.

Die Geldbeiträge, die der Bund erheiſcht, wird Holſtein bei ſich repartiren und ſein Militärkontingent bleibt ein Theil der Bundesarmee, wie es ein ſolcher bisher geweſen iſt. Der gemeinſchaftliche Landtag, die gemeinſchaftliche Oberverwaltung und Geſetzgebung mit Schleswig kann darin nicht hinderlich ſein.

Holſtein *als Bundesland* hat in der ſchwebenden deutſch däniſchen Frage eine weit wichtigere Bedeutung. Der deutſche Bund hat die Verpflichtung, die zu ihm gehörenden Länder in ihren Rechten und die in ihnen in anerkannter Wirkſamkeit

beſtehenden Verfaſſungen zu ſchützen. Die Verfaſſung eines Landes beſteht aber nicht blos in dem Vorhandenſein einer ſtändiſchen oder repräſentativen Verſammlung von Abgeordneten, ſondern weit mehr in der ganzen Organiſation ſeiner Verwaltung und Geſetzgebung. Seit dem Staatsvertrage mit Dänemark 1460 hat Holſtein eine gemeinſchaftliche Oberverwaltung und Geſetzgebung mit Schleswig gehabt, und das Recht, gemeinſchaftlich regiert zu werden, hat ſich noch in jüngſter Zeit (1834) in der Adminiſtration, den Gerichten und der Geſetzgebung gekräftigt. In einem Zeitabſchnitt von 500 Jahren hat ſich dieſe Verbindung als zweckmäßig, nützlich und wohlthuend bewährt. Holſtein darf deßhalb mit vollem Rechte vom Bunde erwarten, daß derſelbe es in ſeiner wider ſeinen Wunſch und ohne ſeine Zuſtimmung gewaltſam zerriſſenen Verbindung mit Schleswig erhalten und ſchützen wird.

Mit den Verhältniſſen und Geſinnungen Dänemarks ſowohl, als der Herzogthümer auf's Genaueſte bekannt, darf ich hier die Ueberzeugung ausſprechen, daß eine Regelung der Verhältniſſe in vorgeſchlagener Weiſe allen Parteien willkommen ſein wird, allerdings mit Ausnahme der demokratiſch-büreaukratiſchen, die jetzt zum Unglück Dänemarks ſich der Herrſchaft in demſelben bemächtigt hat.

Anlage 14.

Brief des Prinzen von Schleswig-Holstein-Noer an den König Christian VIII. vom 5. Januar 1848, in der Hoffnung geschrieben, denselben von der fehlerhaften Bahn abzulenken, auf die er die vaterländische Politik geführt hatte.

Lieber Schwager!

Am Jahreswechsel kann ich nicht unterlassen, Dir meinen Glückswunsch zu senden und bei diesem neuen Abschnitt im Leben der Menschen und der Welt mich in Deine Erinnerung zurückzurufen. Beide sind wir wiederum ein Jahr älter geworden, und haben dasselbe nicht zurückgelegt, ohne an Erfahrungen reicher geworden zu sein. Ich folge deßhalb meiner früheren Gewohnheit, am Schlusse des Jahres mich über dessen Verlauf zu äußern, indem ich zugleich Deinem mir geäußerten Wunsch nachkomme, von Zeit zu Zeit Dir meine Anschauungen mitzutheilen.

Diese sind in politischer Beziehung nicht erfreulich; denn die große Krisis, der wir nothwendig entgegengehen, ist besonders stark in dem verflossenen Jahr gefördert. Aber auch speziell der Zustand unseres Vaterlandes ermuntert nicht bei näherer Betrachtung. Um so mehr fühle ich mich daher aufgefordert, hier mich auszusprechen. Was ist nämlich seit dem Jahre 1846 hier im Lande geschehen? Eclatant nichts und doch sehr viel; denn des Volkes Selbstbewußtsein, dessen Ueberzeugung von den Staatsverhältnissen und dessen Willen haben bedeutend an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen. Der gebildete Theil desselben hat seine Entschlüsse gefaßt und der ungebildete Theil hat ein-

gesehen, daß er sich aufklären und selbst eine Ueberzeugung gewinnen muß, welche er größtentheils gefaßt hat. Das Resultat hiervon ist geworden, daß die Herzogthümer sich selbst als in Opposition zu den Wünschen und Anschauungen der Regierung betrachten; wahrlich ein bedauerlicher Zustand! Wenn Du anders berichtet worden bist von Deinen Korrespondenten, so bist Du falsch unterrichtet; denn was ich sage, ist die reine Wahrheit. Bis jetzt hatte die Volksstimmung noch kein Organ, sich auszusprechen. Die Presse ist geknechtet, keine öffentliche Gelegenheit zu Meinungsäußerungen gibt es, da die Polizei jedes freie öffentliche Leben anfeindet; aber darum gerade glimmt das Feuer desto stärker unter der Asche und das Zusammentreten der Stände wird als Beweis von meinen Worten Zeugniß ablegen. Ich vermuthe gewiß richtig, daß Scheel die Sache ganz anders vorstellt. Aber es ist nicht umsonst, daß er eine Zeit für seine Reise nach Kopenhagen gewählt hat, in welcher kein Anderer von hier so leicht dort sein wird, damit seine Unwahrheit nicht sofort durch persönlichen Widerspruch aufgedeckt werden könne. Ueberdieß weiß er nicht das Geringste von der Stimmung hier im Lande, gleichwie er nirgends sich sehen lassen darf und kein Mensch Umgang mit ihm hat, welcher nicht durch seine amtliche Stellung dazu gezwungen ist. Was soll nun daraus werden, wenn Regierung und Volk in einem krassen Gegensatz sich befinden? In wie hohem Grade dieß der Fall ist, kannst Du daraus sehen, daß man auf ....., welcher vor einem Jahre eine nicht unbedeutende Popularität hatte, jetzt mit Fingern zeigt, weil man nach seiner Handlungsweise bei Gelegenheit des ..... glaubt, daß er sich mit der Regierung hat gut stellen wollen.

Auf der andern Seite, was ist geschehen mit Rücksicht auf

unſere Verhältniſſe im Auslande ſeit dem Jahre 1846? An allen Höfen ohne Ausnahme hat die Ueberzeugung feſten Fuß gefaßt, daß der Inhalt des „Offenen Briefes“ keine richtige Auslegung der Staatsverhältniſſe auf der einen Seite iſt, und daß die Aufrechthaltung des Geſammtſtaates nur ein Vorwand für dynaſtiſche Rückſichten iſt, und dieß um ſo mehr, als der gemeinſame Staat am ſicherſten in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande bleiben würde durch Einſetzung der Agnaten in ihr altes Recht auf die däniſche Krone. Wenn nun die Diplomatie dieſe Ueberzeugung hat, glaubſt Du denn, daß es gegen den Willen des Volks und gegen die Meinung der fremden Mächte ſich durchſetzen läßt? Wahrlich, das iſt nicht möglich, und es wird mit Unglück für das Land und trauriger Nachrede für alle diejenigen enden, welche an ſolchem Vorhaben Theil genommen haben.

Ich ſchreibe daher heute beim Beginn eines neuen Jahres, um Dir die Nothwendigkeit vorzuſtellen, daß Du einen andern Weg ſucheſt. Dieſer Weg liegt offen vor Dir, er wird von allen einſichtsvollen Männern im Lande gewünſcht, er wird von den fremden Höfen Dir nachgewieſen, er wird Ruhe und Frieden ins Land bringen und Dir die Liebe und die Segnung Deiner Unterthanen wieder gewinnen.

Du mußt doch die Unmöglichkeit einſehen, einen einzigen Schritt auf der betretenen Bahn weiter zu kommen; warum denn ſie nicht verlaſſen, um die ſicherere zu wählen? Sieh' doch auf die Schweiz! Hat der Volkswille nicht Alles trotz Potentaten und Diplomaten durchgeſetzt? Was wird denn nicht das Volk hier thun können, da es des Beiſtandes von 40 Millionen und des Einverſtändniſſes aller Höfe gewiß iſt?

Bedenke dieſes und zugleich, daß wir keine lange Zeit bis

zur Einberufung der Ständeverſammlung haben; bedenke, daß die Stimmung in Jütland in dem letzten Jahr ganz verändert iſt und daß viele Dänen auch eine andere Meinung gefaßt haben. Ich will kein Unglücksprophet ſein, aber warnen will ich bei Zeiten, wie ich immer gethan habe. Ich ſtehe ja außer allen Verhältniſſen, habe nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren, darum kann ich mich auch mit um ſo größerem Freimuth aussprechen, und hoffe dadurch um ſo leichter Vertrauen zu finden. Hier muß ich noch die Bemerkung zufügen, veranlaßt durch die Aeußerung in deinem Briefe vom September, daß ich auf mich einwirken ließe in meinen Handlungen u. ſ. w., daß, ſo wenig ich damals irgend einer menſchlichen Seele mitgetheilt, daß Du mich auf Föhr zu ſehen gewünſcht, ebenſo wenig irgend ein Menſch weiß, daß und was ich heute ſchreibe. In meinen Augen würde jede ausgeſprochene Meinung ihre Bedeutung verlieren, wenn ſie nicht auf eigener Auffaſſung und Ueberzeugung beruhte. Ich am allerwenigſten würde daher Dir mit ſolchem Machwerk aufwarten und lieber ganz ſtillſchweigen.

Anlage 15.

Protocol of Warsaw.

His Majesty the Emperor of all the Russias, and His Majesty the King of Denmark taking into consideration the engagements entered into between their august predecessors, in the years 1767 and 1773;

Considering that, as well for establishing the tranquillity of the North of Europa on a durable footing,

as for removing all that could then, or for the future, give rise to misunderstandings or differences in the august House of Oldenburg, the Emperor Paul, of glorious memory, then Grand Duke of Russia, renounced for himself, as also for his heirs and descendants in favour of His Majesty, King Christian VII. of glorious memory, als also of the heirs of his royal crown, all his rights and pretentions to the Duchy of Schleswig in general, and to the heretofore princely portion of that duchy in particular;

That in the same manner, and from the same motives, His Majesty the Emperor Paul ceded for himself, als also for his descendants, heirs and successors, all that he possessed in the Duchy of Holstein, whether in common with His Majesty the King of Denmark, or separatly;

Considering that this act of cession of the Duchy of Holstein has only been made expressly in favour of His Majesty King Christian VII and of his male lineage and also eventually in favour of the late Prince Frederic, the Kings brother, and of the male lineage of that prince, and that the eventualities which the terms themselves of this Act of Cession admitted have already in part been realised by the extinction of the male lineage of King Christian VII, or may be realised at a period more or less near, without the said transactions having in any manner provided for them;

Foreseeing the dangers which this silence in existing treaties may cause to the Danish monarchy, if on the extinction of the male line actually on the throne of

Denmark the *lex regia* should receive its pure and simple application to one part of the monarchy;

Have acknowledged the obligation and the right, as successors of the august contracting parties, in the engagements of 1767 and 1773, to come to an understanding as to the ulterior arrangements most suited to the double objects which they have had in view;

In consequence, the Undersigned, after mature examination of all the questions connected with this affair, have agreed among themselves, under the express reservation of the high approbation of their respective Sovereigns, and have embodied in the present protocol the points which follow:

1. The objects proposed in the interest of the peace of the North, as well as that of the internal peace of the august House of Oldenbourg, namely, the maintenance of the integrity ot the Danish monarchy, can only be realised by means of an arrangement summoning to the succession of the whole of the states actually united under the sceptre of His Majesty the King of Denmark, the male lineage solely, to the exclusion of women.

2. The male lineage of Prince Christian of Schleswig-Holstein-Sonderbourg-Glücksbourg, and of his consort the Princess Louise of Hesse, unites in itself the rights of inheritance, which on the extinction of the male line actually reigning in Denmark devolve upon it in virtue of the renunciations of Her Royal Highness the Landgravine Charlotte of Hesse, and of her daughter the Princess Mary of Anhalt-Dessau.

3. Wishing on his part to complete the titles resulting from these renunciations, and thus to effect an arrangement which would be of such high importance and interest for the maintenance of the Danish monarchy in its integrity, His Majesty the Emperor of all the Russias, as chief of the elder branch of Holstein-Gottorp, would be ready to renounce the eventual rights which belong to him, in favour of Prince Christian of Glücksbourg, and of his male lineage.

Nevertheless it is understood:

That the eventual rights of the two younger branches of Holstein-Gottorp schould be expressly reserved;

That those which the august chief of the elder branch should abandon for himself and for his male lineage in favour of Prince Christian of Glücksbourg and of his male lineage, should be revived in the Imperial House of Russia, whenever (which God forbid) the male lineage of that prince should become extinct;

That inasmuch as the renunciation of His Majesty the Emperor would principally have for its object to facilitate an arrangement called for by the first interests of the monarchy, the offer of such a renunciation would cease to be obligatory, if the arrangement itself would fail.

4. In consequence of the considerations which are above pointed out by the above see 2, and 3, the Prince Christian of Glücksbourg, conjointly with the Princess, his consort, and in their default the male lineage of their Highnesses would have, more than any other branch, claims which qualifie them to succed, if

the contingency should arrive, to the states actually united under the sceptre of His Danish Majesty.

Consequently the two Courts of Copenhagen and St. Petersbourg have agreed,

That His Majesty the King of Denmark shall designate the Prince and Princesse of Glücksbourg conjointly as heirs presumtive of his Crown, in case the male line of the dynastie actually reigning should become extinct;

That His Majesty shall make known his high determination to the Powers in amity with Denmark;

That if, to ensure the complete success of this arrangement, still further renunciations should be deemed useful and desirable, it would be for His Danish Majesty to make himself responsible for the indemnities to which just and equitable claims should be established;

Finally, that te negociations necessary to give to the arrangements in virtue whereof the Prince and Princess of Glücksbourg shall be acknowledged as successors presumtive to the throne of Denmark the character of an European transactien, shall take place in London.

The undersigned reserve to themselves to submit the present Protocol to their august Sovereigns, and to solicit their high approbation in favour of the provisions it contains.

Warsaw, $\frac{\text{24. Mai}}{\text{5. June}}$ 1851. (Sig.) Nesselrode.
Meyendorff.
Reedts.

Anlage 16.

Tractat vom 8. Mai 1852.

In the Name of the Most Holy and Indivisible Trinity!

Preamble. Her Majesty the Queen of the United Kingdom of Great Britain and Ireland, His Majesty the Emperor of Austria, King of Hungary and Bohemia, the Prince President of the French Republic, His Majesty the King of Prussia, His Majesty tho Emperor of all the Russias and His Majesty the King of Sveden and Norway, taking into consideration, that the maintenance of the integrity of the Danish Monarchy, as connected with the general interests of the balance of powers in Europe, is of high importance to the preservation of peace, and that an arrangement by which the succession to the whole dominions now united under the sceptre of His Majesty the King of Denmark should devolve upon the male line to the exclusion of females, would be the means of securing the integrity of that Monarchy, have resolved at the invitation of His Danish Majesty, to conclude a Treaty, in order to give to the arrangements relating to such order of succession an additional pledge of stability by an act of European acknowledgement.

Article I.

After having taken into serious consideration the interests of His Monarchy, His Majesty the King of Denmark with the assent of His Royal Highness the Hereditary Prince and of his nearest cognates entitled to the succession by the Royal Law of Denmark, as well in concert with His Majesty the Emperor of all the Russias, Head of the elder branch of the House of Holstein-Gottorp, having declared His wish to regulate the order of succession in his dominions in such a manner, that in default of issue male in a direct line from King Frederic III of Denmark, his crown should devolve upon his Highness the Prince Christian of Schleswig-Golstein-Sonderbourg-Glücksbourg and upon the issue of the mariage of that Prince with Her Highness the Princess Louise of Schleswig-Holstein-Sonderbourg-Glücksbourg born a Princess of Hesse, by primogeniture, from male to male; the high contracting Parties appreciating the wisdom of the views which have determined the eventual adoption of that arrangement, engage by common consent, in case the contemplated contingency should be realised to acknowledge in His Highness the Prince Christian of Schleswig-Holstein-Sonderbourg-Glücksbourg and his issue male in the direct line by his mariage with the said Princess, the right of succeding to the whole of the dominions now united under the sceptre of His Majesty, the King of Denmark.

Article II.

The high contracting Parties, acknowledging as permanent the principle of the integrity of the Danish Monarchy, engage to take into consideration the further propositions which His Majesty the King of Denmark may deem it expedient to address to them, in case (which God forbid) the extinction of the issue male, in the direct line, of His Highness the Prince Christian of Schleswig-Holstein-Sonderbourg-Glücksbourg, by his mariage with Her Highness the Princess Louisa of Schleswig-Holstein-Sonderbourg-Glücksbourg born a Princess of Hesse, should become imminent.

Article III.

It is expressly understood, that the reciprocal rights and obligations of His Majesty the King of Denmark and of the Germanic Confederation, concerning the Duchesi of Holstein and Lauenburg, rights and obligations established by the Federal Act of 1815 and by the existing Federal right, shall not be affected by the present Treaty.

Article IV.

The high contracting Parties reserve to themselves to bring the present Treaty to the knowledge of the other Powers and to invite them to accede to it.

Article V.

The present Treaty shall be ratified and the ratifications shall be exchanged at London at the expiration of six weeks, or sooner if possible.

In witness whereof, the respective Plenipotentiaries have signed the same and have affixed thereto the seal of their arms.

Done at London, the 8. of May in the year of Our Lord One thousand eight hundred and fifty two.

(L. S.) Malmsbury.
(L. S.) Kübeck.
(L. S.) A. Walewsky.
(L. S.) Bunsen.
(L. S.) Brunnow.
(L. S.) Rehausen.
(L. S.) Bille.

Inhalt.

		Seite.
Vorwort	. . . . .	III
Einleitung	. . . . .	3
I.	Bildung der provisorischen Regierung am 23. und 24. März 1848	35
II.	Besitznahme Rendsburgs	60
III.	Schwierigkeiten, welche sich der Einrichtung der allernothwendigsten Vertheidigungs-Maßregeln in den Weg stellten	72
IV.	Installirung der provisorischen Regierung und ihre ersten Schritte	84
V.	Erster Ausmarsch gen Norden	92
VI.	Bestätigung der provisorischen Regierung durch den Bundestag. Lauenburgs Verhältnisse. Andere Vorfälle als Kennzeichen der Zeit	100
VII.	Anfang der militärischen Operationen . . .	119
VIII.	Beginn der Intriguen der provisorischen Regierung gegen den Verfasser. Der Landsturm	137
IX.	Zweiter Ausmarsch gen Norden	152
X.	Remonstration des Verfassers gegen die Ueberschreitung der dänischen Grenze	173
XI.	Störungen in der militärischen Entwickelung, durch die provisorische Regierung veranlaßt	183
XII.	Episoden aus dem Monat Mai	197
XIII.	Zweiter Rückmarsch nach Süden	205
XIV.	Das v. d. Tann'sche Freicorps	214
XV.	Dritter Ausmarsch gen Norden	226
XVI.	Erklärung der schleswig-holsteinischen Offiziere. Die große Dislokation am 6. August	242

Seite.

XVII. Die provisorische Regierung findet in der Landesvertretung den gewünschten Beistand zur Beseitigung des Verfassers 260

XVIII. Widerlegung der verschiedenen gegen den Verfasser erhobenen Beschuldigungen 278

Nachtrag.

XIX. Die Kriegführung des Jahres 1849 300

XX. Die schleswig-holsteinische Marine 329

XXI. Weitere Berichtigungen von falschen Angaben und Ansichten in den „Denkwürdigkeiten zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte“ 342

XXII. Die Kriegführung des Jahres 1850 350

XXIII. Schluß 374

Anlagen.

Anlage 1. Brief des Verfassers an den König von Dänemark vom 20. März 1848 399

Anlage 2. Schreiben der provisorischen Regierung an den Chef des Kriegsdepartements, zugleich kommandirenden General der schleswig-holsteinischen Armee 402

Anlage 3. Auszüge aus den Privatbriefen des Generals v. Krohn an den Prinzen Friedrich zu Schleswig-Holstein-Noer . 405

Aus einem Schreiben vom 30. August 406

Anlage 4. Armee-Kommando (Nr. 1755). An Se. Durchlaucht den Prinz Friedrich zu Schleswig-Holstein, kommandirenden General der schleswig-holsteinischen Truppen . . . 406

Anlage 5. Der letzte von mir den schleswig-holsteinischen Truppen ertheilte Befehl vom 9. September 1848 . . . 408

Anlage 6. Schreiben des Oberstlieutenants (jetzt Generalmajor) von Zastrow vom 24. September 1848, als des ältesten der der schleswig-holsteinischen Armee zu Anfang des Krieges zukommandirten preußischen Offiziere 409

Anlage 7. Schreiben der Landesversammlung vom 19. September 1848 411

Anlage 8. Schreiben des Präsidenten der Landesversammlung, Advokat Bargum in Kiel 412

Anlage 9. Brief an die Königin von England . . . 413

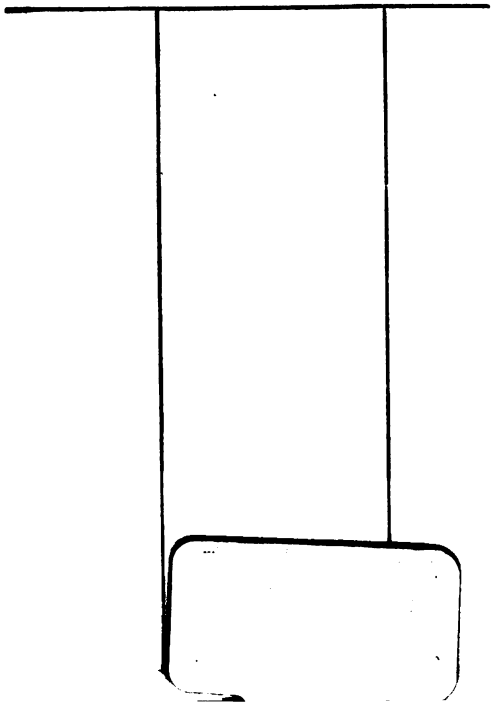
		Seite
Anlage 10.	Schreiben des Lord Palmerſton vom 25. Febr. 1850	416
Anlage 11.	Lettre from Lord Aberdeen	418
Anlage 12.	Schreiben des Prinzen Friedrich zu Schleswig-Holſtein-Noer an den Präſidenten des däniſchen Reichstags in Kopenhagen	418
Anlage 13.	Memorandum, betreffend die endliche Beilegung der deutſch-däniſchen Streitfrage	421
Anlage 14.	Brief des Prinzen von Schleswig-Holſtein-Noer an den König Chriſtian VIII. vom 5. Januar 1848, in der Hoffnung geſchrieben, denſelben von der fehlerhaften Bahn abzulenken, auf die er die vaterländiſche Politik geführt hatte .	433
Anlage 15.	Protocol of Warsaw	436
Anlage 16.	Tractat vom 8. Mai 1852	441

Druck von E. Kiesling in Zürich.

9052,c-10

Stanford University Libraries
3 6105 124 414 959

DL
218
F7

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.